



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

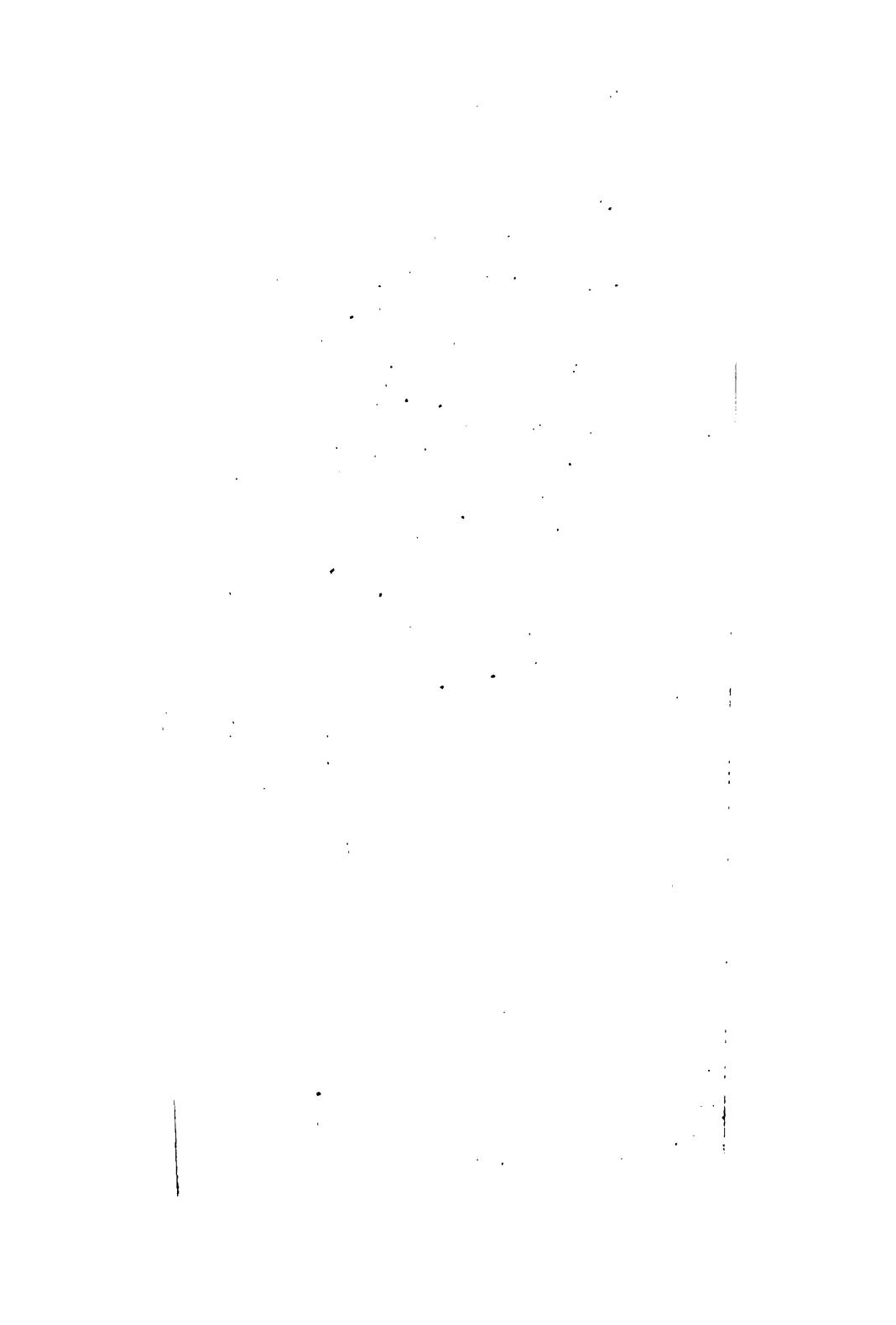
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 07573810 8



NGL
Boehme



KH

Die graue Straße

1901
No. 1



12728

217'26
E P

Die graue Straße

1

Roman

von

Margarete Böhme



Dresden.

Verlag von Carl Reißner.

1906.

STADTBIBLIOTHEK
DRESDEN
1906

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
236665A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L



In der Liebemannsgasse gehörten Luxusfuhrwerke nicht gerade zu den alltäglichen Erscheinungen, aber trotzdem schenkten die Passanten dem spiegelblank lackierten Coupé, das, von zwei prachtvoll gepflegten Koffegäulen gezogen, die Straße hinabgebraust kam, nur eine flüchtige Beachtung. In der Liebemannsgasse hatte man gemeinhin keine Zeit zu müßiger Neugier. Nur die Kinder glossierten den Herrschaftswagen mit ihren Meinungen und Betrachtungen. „Das ist ein Grafenwagen,“ sagte ein achtjähriger Knirps ehrfurchtsvoll, aber ein älterer Knabe korrigierte seine Ansicht. „Das gehört einem Mammoniter. Da ist ja keine Krone am Schlage, nur zwei Buchstaben. Gud' doch.“

Der Wagen hielt vor der Einfahrt des Hauses Nummer dreiundsechzig. Der havannabraun livrierte Diener sprang vom Boocke, öffnete den Schlag und half der Dame beim Aussteigen.

„Wenn ich in zehn Minuten nicht wieder hier
Böhme, Die graue Straße.

bin, können Sie immerhin ein wenig auf- und abfahren, ich bleibe dann vielleicht ein Stündchen oben.“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“

Das Äußere der Dame entsprach der Eleganz der Equipage. Sie trug einen maulwurfsgrauen Tuchrock, unter dem bei jeder Bewegung das schwere Seidenfutter rauschte und knisterte, ein Blusenjackett von Chinchilla und einen Hut von dem gleichen Pelzwerk, mit einer langen grauen Feder und Weilschentuffs. Sie blieb ein Weilchen auf dem Flecke stehen und sah die Straße hinauf und hinab.

Im allgemeinen bot die lange, gradlinige, staubige Liebmansgasse mit ihrer Doppelreihe von vierstöckigen, verräucherten Mietshäusern, die einander wie spalterbildende verwitterte Steinriesen mit unzähligen Fensteraugen stumm und blöde anstarrten, keine besonderen Reize. Aber das schummerige Grau des beginnenden Herbstabends, die elektrische Straßenbeleuchtung und die roten Petroleumflammen hinter den meist vorhanglosen Fensterhöhlungen gaben der Liebmansgasse eine eigene Stimmung. Als ob der Odem und Brodem der in den Leitern der Steinriesen pochenden, quirlenden, pulsenden Arbeit, zu einer sichtbaren Wolke verdichtet, über dem Spinnwebneze der Telephondrähte schwebte und wie ein

feiner röthlicher Feuerqualm sich mit dem tiefen, violetten Blau des Abendhimmels vermischte . . .

Die Dame nahm das abendliche Bild der Straße ein paar Minuten lang in sich auf, dann ging sie einige Schritte weiter, nach dem hinter der Torfahrt liegenden Hofe zu.

Auch hier türmten sich hinter den grauen Mauern die Arbeitsräume wie die Bienenzellen übereinander. Und bienenemsig ging es hinter den erhellten Fenstern zu. Im Erdgeschosse hantierten Arbeiterinnen an Pfliffemaschinen, im ersten Stocke sah man einen Mann mit aufgekrempeelten Hemdärmeln Schäfte zuschneiden, und nebenan raffelten und klapperten schwere Ledersteppmaschinen; irgendwo rauschte eine Buchdruckerpresse, man hörte das Schnarren und Summen der Dampfmaschine, und im zweiten Stocke fortierten junge Mädchen große Stöße von Zettungen. Ueberall die Musik und das Pulschlagen der Arbeit!

Die Dame seufzte ein wenig und stieg die mit der Aufschrift „Nur für Herrschaften“ versehene dunkle, mit abgenützten Knochentrümmern belegte Treppe empor. Sie leuchtete dabei und blieb auf dem Treppensplatz jedes Stockwerkes stehen, um Atem zu schöpfen, denn die fünfundsiebzig oder achtzig Kilo Nettogewicht, die sie mit sich umherschleppte, machten sich bei dem Steigen unbehaglich geltend. Endlich war sie im

vierten Stock gelangt und zog die Schelle neben dem kleinen Porzellschild mit dem Namen der Bewohnerin: Frau Helene Langen, Modistin.

Ein Lehrling öffnete und führte die Dame in den „Salon“ der Wohnung, einen viereckigen Raum mit der verblähten Herrlichkeit einer ehemaligen „hochfeinen“ Plüschgarnitur und ehemals modernen Kuschbaummöbeln. Auf Schränken und Etageren billige Nippes, Stücke aus den Ein- und Drei-Mark-Bazaren, auf dem Fensterbrette blühende Pflanzen und überall die Spuren des Bestrebens, dem Ganzen den Anstrich des Netten, Wohlhabenden zu geben . . .

Die Dame in der Chinchillajacke trat vor den Trumeau und betrachtete ihr heißes Gesicht. Es war immer noch hübsch, trotz des Unterkinnns und der grauen Fäden, die sich durch das schwarze, hinten zu breitem Flechtenkranz aufgesteckte Haar rankten. Vor zwanzig Jahren war die Frau ohne Zweifel eine Schönheit in dem Genre Cleo de Mérobes gewesen.

„Gräßliche Frau?“ sagte eine angenehme weiche Stimme, und die Dame sah sich, umschauend, einem schlanken hübschen Mädchen gegenüber.

„Sie sind gewiß Fräulein Langen, nicht wahr?“ fragte sie, und als das Mädchen eine bejahende Kopfniegung machte, setzte sie hinzu: „Ich erkenne Sie

an der Ähnlichkeit mit Ihrer Mutter. Sie heißen Nora, nicht wahr?"

„Marianne, gnädige Frau. Nora ist meine jüngere Schwester.“

„So, so. Ich möchte Ihre Mutter persönlich sprechen. Ich komme nämlich nicht als Kundin, liebes Fräulein. Sagen Sie Ihrer Mutter, Frau Doktor Fechner aus Berlin . . . ach was — sagen Sie lieber, Mine Kuckuck aus der Bäckerstraße wäre da und wünschte ihre alte Freundin zu begrüßen.“

Marianne verbeugte sich leicht. „Mama wird jedenfalls gleich kommen, gnädige Frau. Wollen Sie, bitte, unterdessen Platz nehmen.“

Ungefähr fünf Minuten, nachdem das junge Mädchen das Zimmer verlassen hatte, trat Frau Helene Langen in den Salon. Sie hatte, obwohl sie jedenfalls nicht viel älter als die Berliner Dame war, schon ganz graues Haar, und um ihre bleichen Lippen lag der herbe Zug, den der stete verzweifelte Kampf mit Sorgen, Widerwärtigkeiten und das Ringen um die Existenz einzumeißeln pflegen.

„Mine!“ rief sie. „Bist Du es wirklich? . . . Aber Du bist ja wohl so reich und vornehm geworden. Man muß wohl gnädige Frau sagen . . .“

„Ja, das fehlte noch, Du Schaf! Meinst Du, ich wäre extra in die Liebesmannsgasse gekommen und

vier Stockwerke hoch klabastert, um mich von Dir pergütig anekeln zu lassen? . . . Ach, Lene . . . Lene . . .“ Und Mine Kuckuck aus der Bäcker-gasse umarmte die blasse Frau. „Mensch, Leneken, sind det denn wirklich schon sieben- — achtundzwanzig Jahre her, dat wir beide Arm in Arm durch die Bäcker-gasse flanierten und uns beiden der Himmel noch so voller Geigen hing . . .“

„Na, Dir haben ja die Geigen weiter gespielt, aber mir ist eine nach der anderen heruntergefallen.“

„Haste Zeit, Leneken? Wir sind hier bei einem Geschäftsfreunde von meinem Mann, dem Kommerzien-zat Wontenberg, zu Besuch. Da hab' ich mir gestern Deine Adresse ausbaldowert, ich tät' gern ein Stünd-chen hier bleiben und mit Dir plaudern.“

„Aber natürlich hab' ich Zeit für Dich, Mine — ach Gott, ich freu' mich ja so, daß Du gekommen bist.“

Frau Langen half ihrem Besuch die Jacke aus-ziehen. Dann nahmen beide auf dem Sofa Platz.

„Nun erzähle, wie Dir's ergangen ist in-zwischen, Lene,“ sagte Frau Doktor Fehner. „In fast fünfzehn Jahren habe ich nichts von Dir gehört.“

„Ach Gott, meine graue Glendsgeschichte ist bald erzählt,“ sagte Frau Langen trübe. „Ein Hängen d Würgen und Reuchen war's allezeit, und so ist frag'och heute.“
neigu

„Ach was?! Hat Hermann denn gar nicht für Dich gesorgt?“

„Wie sollte er! Er hat selber nichts. Als das Geschäft verkauft und die Schulden bezahlt und die Kosten von unserem Scheidungsverfahren bestritten waren, blieben rund siebzehnhundertundsechzig Mark fünfzig Pfennig über. Die teilten wir uns, und dann gingen wir jeder unseren Weg, er mit dem Jungen und ich behielt die Mädchen. Ich machte dann die Schneiderei auf, aber es ging in den ersten Jahren nur kümmerlich, später machte es sich etwas besser. Heute arbeite ich mit zwölf Mädchen und einer Direktrice, aber eine Würgerei bleibt's immer noch. Die Arbeit wird zu schlecht bezahlt. Wenn die Damen achtzehn Mark für Fassion bezahlen, meinen sie Wunder, was man für Seide dabei spinnnt. Aber es sind halt doch so viel Stiche an solchem Gewand und die Löhne sind so teuer. Die Direktrice bekommt allein fünfundachtzig Mark monatlich bei freier Station . .“

„Könnten Deine erwachsenen Töchter Dir denn nicht die Direktrice ersetzen?“

„Ja, siehst Du, das dachte ich auch, aber darin hab' ich mich auch verrechnet. Die Älteste, Marianne, gebrauche ich für das Hauswesen; für den Verkehr mit der Kundschaft, zur Führung der Bücher und so weiter, dafür muß ich auch eine Vertrauensperson

haben und dafür eignet sich Marianne vorzüglich. Sie hat so etwas Ruhiges, Bestimmtes, Zuverlässiges, weißt Du. Auf Nora hatte ich fürs Geschäft gerechnet. Sie ist hübsch und sie hat so viel Geschmac, so viel natürlichen Schick. Ich meine zuweilen, sie hätt' etwas Ähnlichkeit mit Dir, Mine. Sie braucht auch bloß was anzuziehen und aufzusetzen, ihr steht alles alles Ob sie 'n Hut auf hat oder ein rotes Knüpfstuch um den Kopf, sie sieht in allem zum Malen hübsch aus, gerade so wie Du früher. Na, aber zur Schneidererei hatte sie einmal keine Lust und keine Ausdauer. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihr den Willen zu tun und ihr das Buchhalten lernen zu lassen. Jetzt ist sie in der Redaktion der „Volks-Zeitung“ beschäftigt und verdient neunzig Mark monatlich, was ja ganz gut ist, aber ich hab' doch nun gar keine Stütze an ihr. Zum April kommt sie nach Berlin. Sie hat da 'ne bessere Stelle besorgt gekriegt.“

„So? Nach Berlin? Da werd' ich mich ihrer ein bißchen annehmen. Vielleicht kann ich ihr eine gute Partie verschaffen. Bei uns verkehrt eine Menge netter, wohlhabender Herren.“

„Sie möchte am liebsten, daß wir auch dahin zögen.“

„Nach Berlin? Ich weiß nicht, ob ich Dir dazu

raten kann, Lene. In Berlin sitzen die Schneiderrinnen wie die Dachziegel übereinander. Ach, Du armes Menschlein Du, was hast Du allens durchgemacht! Wie ist doch die Welt so rund! Liebes Herrgottchen! Wenn ich denke, wie wir uns damals um Hermann rissen! Ich bin in meinem Leben nicht wieder so in ein Mannsbild verschossen gewesen, wie in Deinen Hermann. Am liebsten hätt' ich Dir damals die Augen ausgekratzt, als ich merkte, daß er Dich mir vorzog. Und an Eurem Hochzeitstage saß ich auf dem Boden unterm Hahnholz und heulte wie'n Schloßhund und dachte, daß es wohl das Beste für mich sei, wenn ich mich aufhinge. Rein aus Verzweiflung heiratete ich drei Monate nachher den August Lampe, den Neffen von der alten Paasch, der Oberkellner war und sich einen netten Bazen Geld zusammengespart hatte. Du hast ihn nicht erkannt. Ihr zogt ja gleich hierher — na, Du hast auch weiter nichts dran verloren. Wir pachteten uns dann das Schifferhaus am Rhein, und das Geschäft ging so weit ganz gut, aber auf Rosen war ich auch nicht gerade gebettet, den August soff und war eifersüchtig wie 'n Mohr, und allzu groß war meine Trauer nicht, als er nach drei Jahren abschnappte.“

„Das hast Du mir damals geschrieben. Wie kamst Du denn an Deinen jetzigen Mann?“

„Ja, das kam so. Wir hatten keine Kinder, und als August starb, verlangten seine Geschwister, daß ich mit ihnen aufsteilen sollte. Als ich nicht gutwillig wollte, verklagten sie mich auf Herausgabe der Erbschaft. Doktor Fechner war mein Advokat, und dabei lernten wir uns kennen. Ich verlor den Prozeß und gewann den Doktor Fechner. Er war rein verrückt nach mir, und ich — na, daß ich gerade verliebt in ihn war, könnte ich nicht behaupten — aber ich dachte, so'n Advokat hat doch immer sein sicheres Brot, und so nahm ich ihn, und es war wirklich das Beste, was ich tun konnte, obgleich er damals noch kein Vermögen hatte und die Praxis gerade keine goldenen Berge abwarf. Ich hätte ja auch andere kriegen können; der dicke Erbrauch, Du hast ihn gekannt — der das Kohlengeschäft am Eisenplatz und drei eigene Häuser in der Querstraße hatte, wollte mich auch partout haben — aber ein studierter Herr ist doch mal was anderes. Na — wie gesagt — ich hatte einen kolossalen Dusel. Zwei Jahre nach unserer Heirat machte mein Mann eine große Erbschaft von seinem Onkel, Justizrat Fechner in Berlin, dreimalhunderttausend Mark und ein paar Grundstücke im Grunewald, die fast ebenso viel wert sind. Ein Glück kommt nie allein, Vene. Mit dem Glück ist's gerade wie mit dem Unglück. Es

fühlt sich solo nicht wohl. Von da an schlug meinem Manne alles ein, was er auch anfang. Wir zogen nach Berlin, mein Mann spekulierte in Terrains, verdiente ein wahnsinniges Geld dabei und nahm schließlich noch eine Stelle als juristischer Beirat einer Bank an, die ihm allein 60 000 Mark im Jahre einbringt. Ich sage Dir, wir haben so viel Geld, daß wir faktisch manchmal nicht wissen, wohin damit.“

Frau Langen seufzte, und Frau Wilhelmine fuhr beschwichtigend fort: „Uebrigens macht das Geld allein auch nicht glücklich. Wir würden uns schon gerne mit etwas weniger begnügen, wenn wir zum Beispiel ein Kind hätten. Glaube mir, es ist ein schwerer Gedanke, all' sein Hab und Gut einmal Wildfremden zu überlassen . . .“

„Na, was mich anbelangt, ich glaube, ich würde nicht allzu schwer an dem Gedanken tragen,“ sagte Frau Langen lächelnd. „Keine Kinder haben ist kein Unglück, Mine. Aber Kinder haben, sie unter tausend Schmerzen zur Welt bringen und sie mit tausend Sorgen aufziehen und sie dann verlieren, das ist schrecklich. Ich hätte auch lieber keinen Jungen gehabt, als daß ich ihn so hingeben mußte . . .“

„Was ist aus ihm geworden?“

Frau Langen zuckte die Achseln. „Ich habe nie

etwas in Erfahrung bringen können. Hermann hielt ja sehr viel von den Kindern und besonders von dem Jungen, und er bestand darauf, ihn für sich zu behalten. Was wollte ich machen! Das Gericht hatte ihm ja den Knaben zugesprochen.“

„Und er sagte damals, er werde ihn zu seiner Schwester nach Elberfeld, der Frau Ohme, bringen. Da hoffte ich, ihn denn hin und wieder doch mal sehen zu können. Aber als ich mich später erkundigte, stellte es sich heraus, daß er ihn doch nicht dahin gebracht hatte. Vor etwa zehn Jahren schickte Hermann mal fünfhundert Mark aus Newyork für die Mädchen zu Weihnachten, ich schließe daraus, daß es ihm nicht schlecht geht; das ist das einzige Lebenszeichen, das ich je von ihm erhalten habe. Ob mein Sohn noch lebt, oder was aus ihm geworden ist — ich weiß es nicht.“

Die ungewöhnlich schönen stillen Augen der blassen Frau wurden feucht und dunkel. Ein paar Minuten verstrichen. Wer Frau Wilhelmine genau beobachtete, konnte mit ziemlicher Sicherheit von ihrem hübschen, hellen, guten Gesichte ihre Gedanken ablesen. Sie hätte der ehemaligen Freundin gern etwas Liebes erzeigt, gern einen bunten Reflex ihres eigenen schimmernden Ueberflusses in die graue Misère dieses sorgenvollen Daseins abgeleitet, aber sie mußte nicht recht, wie sie es anpacken sollte, ohne die sehr

zartfühlende und vielleicht ein bisschen überempfindliche Frau zu verletzen.

„Warum wohnst Du denn so hoch?“ fragte sie, nur um etwas zu sagen. „Ich habe noch Herzklopfen vom Steigen.“

„Wir wohnten früher nebenan parterre. Da hielt ich es gar nicht aus. Diese fürchterliche Liebemannsgasse! Der Rauch, der Staub, der Lärm, das Gerassel, der Fabriksschmutz, und dann immer die himmelhohen Mauern vor Augen, und Parterre in solchem Steinkoloß sitzen . . . und an die vielen Menschen denken, die über einem haufen, das ist entsetzlich. Wenn ich daran dachte, daß von all' den Menschen über meinem Kopfe jeder sein voll geschüttelt und gerüttelt Maß Sorgen und Daseinsbürde mit sich herumbuckelt, da ist mir immer so gewesen, als senkten sich alle diese Lasten auf mich nieder, als müßte ich das gesamte Menschenelend auf meine Schultern nehmen und mittragen, und das machte mich ganz irr und konfus — ich glaube, ich wäre verrückt geworden, wenn ich noch ein paar Jahre unten sitzen geblieben wäre.“

Wilhelmine schüttelte den Kopf. „So warst Du schon früher immer . . . sonderbar . . .“

„Wir versuchten in einer anderen Straße eine Wohnung zu bekommen, aber es war wie verheert, wir

finden nichts Passendes, die Liedemannsgasse sollte uns behalten. Als dann diese Wohnung frei wurde, zogen wir hier hinauf, dem Himmel ein paar Stufen näher. Wenigstens habe ich hier keine Menschen über mir.“

„Und Ihr habt ernstlich das Projekt, nach Berlin zu ziehen, erwogen?“

„Ja. Aber Du rätst mir ab . . .“

„Das nicht direkt. Ich meine nur, es ist riskant, hier Deine Kundenchaft aufzugeben und dort von vorne anzufangen. Ich würde Dir natürlich nach Kräften beistehen. Wenn Du Glück hast, kann es am Ende gut gehen. Die gesuchten Schneiderinnen verdienen viel Geld. Ich trage zum Beispiel nur Pariser Modelle, aus einem Atelier in der Wilhelmstraße. Was meinst Du, was dieses einfache Tuchkleid mich kostet? Sechshundert Mark.“

Frau Langen betastete den Stoff. „Wo sitzen die denn drin? Das ist unverkämmt teuer, Mine.“

„Das meinst Du. Aber das ist der Schnitt . . . echt Redfern . . . und die Farbe taupe — die ist in Deutschland überhaupt noch nicht auf dem Markt, nächstes Jahr oder übernächstes wird sie schon allgemeiner, sagt die Direktrice. Ja, Kleider kosten Geld. Die Jacke da kostet viertausend Mark, und der Hut vierhundert . . . hm — was ich sagen wollte — ist Deine Nora nicht zu Hause?“

„Nein, die kommt erst nach acht Uhr.“ Frau Langen erhob sich, nahm eine Kabinettphotographie vom Paneel und reichte sie Frau Wilhelmine.

„Das ist Nora.“

„Ach, das ist ja ein entzückender Käfer!“ rief diese. „Reizend! Reizend! Ei, mit der kann man ja Staat machen. Die muß nach Berlin, um ihr Glück zu machen. Die will ich schon unterbringen! Solch' schönes Mädchen, und sie hat so was Nettes im Gesicht, so was Liebes. Wirklich reizend!“

„Leider hat Nora schon Bekanntschaft.“

„So? Wen denn?“

„Einen Journalisten — einen von der Redaktion der „Volks-Zeitung.“ Er ist ein ganz leerer, loser Mensch, der ihr gar nichts bieten kann, gar nichts. Ich bin sehr dagegen. Aber was kann man tun. Sie will ihn, und da er im Januar nach Berlin macht, will sie auch hin. Wie das so ist.“

„O, sie wird sich schon noch bedenken,“ meinte die Frau Doktor. „Gott, was sagt so'n kleines Verhältnis! Ich war auch flott, als ich jung war. Wenn ich noch sagen sollte, wie viel Bräutigame ich als Mädchen gehabt hab', da ist rein das Ende von weg. Und es ist ganz recht so. Die Mädchen sollen ihr Leben genießen; wenn sie erst 'mal 'n Mann haben, da ist die beste Zeit doch weg. Ich hab' mir in der

Sinſicht nichts abgeh'n laſſen. Du warſt freilich anders, immer ſo ernſt und gehaltvoll. . . . Na, und was haſte denn 'rausgeholt mit Deinem Gemüt und Deiner inneren Tiefe? Gar nichts. Nicht einmal 'n Fonds von ſo recht luſtigen, ſchönen Erinnerungen, was doch eigentlich das Beſte vom Leben iſt. Ach Gott, die Jugend und der goldene Leichtſinn! In meiner Villa im Grunewald iſt es wohl ſchön, aber in der Bäckergaſſe war's eigentlich damals doch noch ſchöner . . . ach . . . war das ſchön!“ Sie drückte beide Hände gegen die Bruſt und über das volle hübsche Geſicht ſprangen helle Lichter und ſetzten ſich in den Wangen und Kinngübchen feſt. „Du haſt mich manchmal gewarnt: Mine, Mine, wenn's nur gut geht! Siehſte, es iſt gut gegangen. So'n nichts-nütziger Haß kommt immer noch eher zum Wohl, als 'ne brave Kuh . . . Gib acht, Deine Nora bring' ich fein an den Mann. Wir verkehren nur in den erſten Kreiſen, ſogar 'n paar Gräfinnen kommen zu mir.“

„Herzjeh! Kommſt Du da denn zwiſchen den hohen Herrſchaften gut zurecht, Mine?“

„O ja, das geht. Man gewöhnt ſich. Ich hab' ſogar Franzöſiſch ſprechen gelernt. Ich denke manchmal, wenn Onkel und Tante Kuckuk mal aufſtänden . . . Am liebſten ſchwaz' ich eben alleweil doch noch, wie mir der Schnabel gewachſen iſt. Sieh

mal, das tut mir ordentlich wohl, daß ich mal mit Dir von alten Zeiten und von der Bäcker-gasse plaudern kann.“

„Mir auch,“ sagte Frau Helene, und die beiden Freundinnen vertieften sich in Reminiszenzen, bis die Uhr halb acht schlug und Frau Wilhelmine aufsprang.

„Jetzt muß ich aber fort. Sonntag komme ich noch mal wieder und lerne Deine Töchter kennen.“

Die beiden Frauen umarmten einander.

„Auf Wiedersehen, Mlne, und tausend Dank für Deinen lieben Besuch!“

„Bis Sonntag! Auf Wiedersehen!“

Frau Langen geleitete ihren Besuch bis zur Tür und lehrte dann in die Arbeitsstube zurück, wo nur noch zwei Mädchen, die einer notwendigen Arbeit wegen Ueberstunden machten, an ihren Maschinen saßen. Durch eine offene Tür blickte man in das sauber aufgeräumte kleine Wohnzimmer, in dem Marianne den Abendbrottisch deckte.

Frau Helene ging wie im Traume umher, hob mechanisch eine halbfertige Taille vom Tische auf, kramte zwischen einem aufgestapelten Berge von Besatzstoffen umher und antwortete kaum auf eine an sie gerichtete Frage. Der Besuch hatte sie ganz aus dem Gleichgewicht gebracht.

Um acht Uhr gingen die Mädchen. Bald danach

kam auch Nora. Die Direktrice war bei Bekannten eingeladen; Mutter und Töchter saßen allein am Tische beim Abendessen.

Die Schwestern ähnelten einander wenig. Entschieden war Nora die Schönerer. Sie sah sehr elegant aus in dem schlichten blauen Cheviotkleid, das, glatt anliegend, ihre feinen Körperformen zur Geltung brachte. Das schmale, wachsarte Gesicht wurde kleidsam umrahmt von welligem, hochgebauchtem, tief-schwarzem Haar. Marianne war blond und keine bestechende Schönheit von der Art Noras. Ihre feinen, markanten Züge wollten längere Zeit studiert sein, ehe sie ihre intimen Reize enthüllten. Vielleicht sagten sie dem aufmerksamen Beobachter dann mehr als das schöne glatte Gesicht der Jüngerer; die stahlgrauen Augen blickten kühl und prüfend, und um die Lippen lag ein ganz leichter Sarkasmus, der den Zügen ein eigenartiges, aber nicht unsympathisches Gepräge gab.

Die Mutter erzählte von dem unerwarteten Besuch ihrer Jugendfreundin, von Mine Kuckuk, die so reich geworden war, daß sie selber nicht wußte, was sie mit ihrem himmelvielen Gelde anfangen sollte. Und sie sprach in konfusem Durcheinander von Episoden ihrer gemeinsamen Mädchenjahre und Chinillajacken zu viertausend und von Tuchkleidern zu sechshundert Mark; dieser Besuch war wirklich wie ein

bunter phantastischer Märchentraum in das graue, öde Einerlei ihres Lebens gefallen. Die Mädchen hörten mit geteilter Aufmerksamkeit zu.

„Doktor Verchen kommt nachher noch auf ein Stündchen,“ sagte Nora, als die Mutter eine Pause machte.

„Heute abend noch?“ rief Frau Langen ungehalten, „wir haben noch so viel zu tun! An den drei Kleidern, die morgen abgeliefert werden sollen, sind noch eine Masse Kleinigkeiten zu machen. Bis 12 Uhr haben wir noch Arbeit daran.“

„Du und Marianne — — Ich verderbe mir grundsätzlich nicht mehr die Augen bei der Lichtnäheret. Wenn ich von morgens neun bis abends acht in der Redaktion arbeite, meine ich, meine Schuldigkeit getan zu haben. Ich kann mich dann nicht noch bei der Näheret anspannen. Das würde meine Nerven ganz herunterbringen.“

„Wir werden die paar Kleinigkeiten schon allein schaffen,“ sagte Marianne gelassen. „Ich mache mir nichts daraus, eine Stunde länger zu sitzen. Aber ich verstehe nicht, was Verchen heute noch hier will.“

„Endlich einmal Klarheit in die Sache bringen . . . will er!“ rief Nora aufgeregt. „Alle Welt weiß, daß wir einander gern haben. Und immer so herumzulaufen, nicht Fisch noch Fleisch, das ist auch

nicht angenehm und bringt mich höchstens ins Gerede . . .“

„Na, aber spät abends . . .“

„Ja, du lieber Himmel, das ist doch die einzige Zeit, wo Mama ungestört zu sprechen ist. Tagsüber sitzen die Damen im Salon, die Tür geht ja wie im Posthause den ganzen Tag, und hier in der Stube wird meist noch mitgenäht. In der Küche kann Mama doch keinen Bewerber um meine Hand empfangen . . .“

„Du sollst Dich überhaupt noch nicht verloben, Nora, Du bist noch viel zu jung, um Dich schon zu binden . . .“

„Meinst Du, Mama? Du hast doch auch schon mit 19 Jahren geheiratet — —“

„Ja, das habe ich . . . Weil ich eben solch ein dummes, eigensinniges, verliebtes Ding wie Du war! Weil ich auch auf keine vernünftigen Vorstellungen seitens meiner Eltern hören wollte,“ rief Frau Helene, und ihre Augen waren plötzlich tohl-schwarz vor zorniger Erregung, „und wie ist es uns ergangen? Ich hab’ meinen Troß ausgezahlt bekommen . . . Was ich durchgemacht habe, das geht ja schon auf keine Kuhhaut mehr zu schreiben. Der Himmel bewahre Euch vor einem ähnlichen Schicksal . . .“

Sie verstummte unvermittelt. Eine rote Blut

brannte auf ihren Wangen, und ihre Hand, die die Teetasse zum Munde führte, zitterte heftig.

Die Mädchen wußten nichts anderes, als daß ihr Vater tot war. Sie erfuhren aus der unüberlegt hervorgestoßenen Bemerkung der Mutter soeben zum erstenmal, daß die elterliche Ehe unglücklich gewesen war.

„Nun, wenn auch,“ sagte Nora, „darum, weil Du vielleicht nicht in Deiner Ehe das Glück gefunden hast, das Du als Mädchen erträumtest, kannst Du doch nicht verlangen, daß ich überhaupt nicht heiraten soll . . .“

„O, Gott bewahre. Das verlange ich gar nicht. Im Gegenteil, ich wünsche nichts sehnlicher als Euch beide versorgt und glücklich verheiratet zu sehen . . .“

„Nun also! Ich möchte wissen, was Ihr an Oskar Verchen auszufehen findet. Solch ein netter, liebenswürdiger, begabter Mensch. Und er hat in Berlin eine feste Anstellung an einer Zeitung mit dreitausend Mark Gehalt. Damit kommen wir aus.“

„Damit kommt Ihr nicht aus, abgesehen davon, daß er die Stellung eines Tages verlieren kann und dann wieder vis à vis de rien steht. In einer kleinen Stadt und für bescheidene Leute, die sich einzurichten wissen, sind dreitausend ein ganz hübsches Einkommen, aber nicht für Berlin, wo die Mieten so

hoch sind, und für eine Hausfrau, die nicht zu wirtschaften und zu sparen versteht . . . Ja, wenns Marianne wäre . . . die fände sich schon zurecht damit, aber Du — Du verdienst neunzig Mark monatlich, und was gibst Du mir davon? Lang über lang mal ein Zwanzigmarkstück, und im übrigen hast Du schon jeden Monatsersten so viel Anschläge, daß Dein Gehalt lange nicht bis zum letzten ausreicht. Ich kenne Dich, Nora. Du wirkst nur glücklich mit einem Manne, der Dir die Mittel zum Wirtschaften aus dem Vollen geben kann.“

„Ich heirate nicht nach Geld.“

„Ich bin auch nicht dafür, daß das Geld allein ausschlaggebend bei einer Heirat ist. Aber es ist ein Faktor, den man in Betracht ziehen muß, bei Dir besonders. Marianne —“

„Ja, Marianne,“ fiel Nora der Mutter ins Wort, „Marianne ist eben Dein Liebling.“

Marianne war hinausgegangen. Frau Langen beugte sich zu Nora hinüber, ihre zum Flüßtern herabgedämpfte Stimme hatte etwas Nervöses, Gequältes.

„Du weißt genau, wer hier der Liebling ist, Nora. Ich weiß selber nicht, wie ich dazu komme, Dich vorzuziehen; verdient hast Du's nicht. Schon als kleines Kind drehte sich alles um Dich. Meine

Freundin fragte umsonst nicht gleich nach Nora . . .
Ich kann mir wohl denken, daß in meinen früheren
Briefen immer nur von Dir und nie von Marianne
die Rede war. . .“

In diesem Augenblicke trat Marianne herein.
Das Dienstmädchen folgte ihr mit einem Tablett, um
den Tisch abzuräumen. Nach einer Weile ertönte
draußen die Flurklingel. Nora eilte selbst hinaus,
um zu öffnen.

„Ich bitte Dich, Mama, verweigere nicht Deine
Zustimmung,“ sagte Marianne leise, „ich habe das
unabweisbare Gefühl, als würde dadurch Unheil
heraufbeschworen.“

Frau Langen nickte. „Daselbe empfinde ich
auch. Gut . . . sie sollen ihren Willen haben, aber
mit Vorbehalt . . .“

Marianne verschwand in der Arbeitsstube. Im
Rahmen der offenen Wohnzimmertüre erschien an
Noras Seite der angekündigte Freier: Herr Dr. Oskar
Lerchen.

Es war ein hübsches Paar: fast gleich groß und
einander fast ein bißchen ähnlich in der Feinheit des
Gesichtsschnittes. Der Mann machte entschieden einen
sympathischen Eindruck mit seinen regelmäßigen, durch-
geistigten Zügen und den klaren, treuen Augen.

„Verzeihen Sie die ungewöhnliche Stunde, die

ich zu meinem Besuche wähle, verehrte Frau Langen," sagte er. „Der Zweck meines Kommens dürfte Ihnen nicht unbekannt sein.“

„Nein. Wir haben vorhin darüber geredet. Bitte, Nora, laß uns ein paar Minuten allein.“

Nora zog sich zurück und schloß die Türe hinter Verchen.

„Ich bitte Sie um Noras Hand, Frau Langen," sagte der Journalist. „Ich kann meiner künftigen Frau kein glänzendes Los bieten, wohl aber eine sorgelose, auskömmliche Existenz. Meine wirklich tiefe und wahre Neigung dürfte Ihnen die beste Garantie für das Glück Ihres Kindes geben.“

Frau Langen antwortete nicht gleich. Sie stand aufgerichtet am Tische und der helle Schein des Gaslichtes, der schräg über ihr Gesicht fiel, beleuchtete den sorgenvollen, verhärmtten Ausdruck ihrer Züge. „Ich zweifle nicht an der Aufrichtigkeit Ihrer Neigung, Herr Doktor Verchen, und ich habe auch gegen Sie persönlich nichts einzuwenden. Trotzdem verhehle ich Ihnen nicht, daß ich meine Einwilligung nur widerwillig und nur unter gewissen Bedingungen gebe . . ." Sie machte eine kleine Pause und sah fest in die erstaunt und befremdet aufschauenden Augen des Mannes.

„Jawohl," fuhr sie fort, „nur ungern . . . Sie

haben das Recht, meine Gründe zu erfahren, und ich sehe keine Ursache, Sie Ihnen zu verheimlichen. Nach meiner Ansicht wird die Verbindung weder Ihnen noch meiner Tochter das erhoffte Glück bringen. Nora ist ein gutes, liebes Mädchen, aber sie gehört zu den Naturen, die der Treibhausatmosphäre zur Entfaltung ihrer Individualität bedürfen, sie ist nicht widerstandsfähig; auf die Gefahr hin, meine Tochter in Ihren Augen herabzusehen, muß ich Ihnen sagen: ich fürchte, Nora würde Sie enttäuschen, Sie würden in ihr nicht das finden, was Sie zu finden hoffen.“

„Ich verstehe Sie nicht, verehrte Frau . . .“

Frau Langen lächelte schwach.

„Wenn Sie Nora heiraten, wird vielleicht eine Stunde kommen, wo Sie mich besser verstehen. Nora ist entschieden qualifiziert, einen Mann glücklich zu machen, nur darf ihre Liebe nicht durch Anforderungen an ihre Opferfähigkeit und ihre Entsagungskraft auf eine harte Probe gestellt werden . . .“

„Ich fange an zu begreifen. Meine Verhältnisse bieten Ihnen anscheinend kein genügend materielles Fundament für ein eheliches Glück . . .“

„So ist es,“ sagte Frau Langen klar und bestimmt, „es sind schon viele Jahre her, seit ich Zeit hatte, Romane zu lesen. Früher verschlang ich sie mit wahren Heißhunger. Und ich erinnere mich, daß

fast in jedem Romane, den ich gelesen habe, ein hart-herziges Ehepaar auftrat, das sich der Verbindung des Helden mit der Heldin widersetzte, weil der andere Teil kein Geld hatte. Und dann endete die Geschichte jedesmal mit einer feierlichen Apotheose, in der man die glücklichen Eltern neben den strahlenden Kindern sah, nachdem diese es bewiesen, daß nicht allein das kalte Geld, sondern allein des Herzens Stimme den Weg „zum wahren Glück“ bedeutet . . . In unserer nüch-ternen modernen Zeit haben wir längst die falsche Sentimentalität der Gefühlsposen abgelegt; wir modernen Menschen wissen genau, daß auch das idealste Glück der praktischen Staffage bedarf, um zu existieren, und daß es nicht nur das Recht, sondern die Pflicht der Eltern ist, auch die materiellen Seiten zu erwägen, wenn es die Zukunft ihrer Kinder zu gestalten gilt. Ich sage Ihnen dies alles, um Ihnen meine Ansicht zu begründen. Ich weiß auch, daß weder Sie noch Nora darauf reagieren werden. Und ich verstehe das; ich war auch einmal jung . . .“

Doktor Verchen war sehr ernst geworden. Dann plötzlich ging ein Aufleuchten durch seine Züge.

„Ich respektiere Ihre Meinung, Frau Langen. Trotzdem . . . es klingt zwar vermessen — aber ich glaube meine Nora besser zu kennen. Sie wird sich mit Leichtigkeit in die bescheidenen Verhältnisse un-

feres künftigen Helms finden, sie wird sich nie von meiner Seite weg in größere Verhältnisse sehnen. Wenn das Ihre einzigen Bedenken sind —“

„Nicht die einzigen,“ wollte Frau Langen erwidern, aber sie verschluckte die Entgegnung. Wozu noch Worte, die ja doch in den Wind gesprochen wurden!

„Wenn Sie meine Bedenken nicht als stichhaltig ansehen, sehe ich keine weitere Veranlassung, Ihren Wünschen entgegenzutreten. Wechseln Sie die Ringe, veröffentlichen Sie meinethalben die Verlobung, aber — und das ist die Bedingung, unter der Sie meinen Segen zu der Verbindung erhalten — warten Sie noch zwei Jahre mit dem Heiraten.“

Doktor Verchen verfärbte sich. „Ein zweijähriger Brautstand? — Das ist ja eine ganz ungeheuerliche Bedingung.“

Frau Helene zuckte die Achseln. „Ich habe meine Gründe. Lieber wär's mir auch, wenn Sie die Verlobung noch geheim hielten. Aber wie gesagt — auf dieser einen Bedingung muß ich bestehen.“

Verchen zögerte eine Weile; dann erhellte sein Gesicht sich wieder sichtlich. „Na, in Gottes Namen denn! Angenommen! Ich hoffe, Sie werden uns die lange Wartezeit durch ein freiwilliges Gnabendekret verkürzen —“

Frau Langen lächelte jetzt auch. Es war schwer, sich dem lebenswürdigen Zauber, den die angenehme Persönlichkeit des Journalisten ausstrahlte, zu entziehen. Einem Impuls gehorchend, gab sie ihm die Hand — eine feine, nervöse, schneeweiße, blaue durchäderte Hand — die Verchen eine Sekunde fast ehrfürchtig betrachtete, ehe er sie küßte.

„Sie sind für Sonntag mittag freundlichst zum Essen eingeladen, Herr Verchen,“ sagte Frau Langen, „ich will Ihnen jetzt Nora schicken. Heute abend müssen Sie meine älteste Tochter und mich entschuldigen, wir stecken bis zum Hals in Arbeit. Also auf Wiedersehen Sonntag mittag . . .“

Marianne saß über die Näharbeit gebeugt unter der Hängelampe, als die Mutter hereintrat. Frau Langen setzte sich ihr gegenüber und griff auch nach der Arbeit. Sie war noch eigentümlich erregt, und diese Erregung vibrierte ihr in allen Gliedern und Nerven. Die Taille, an der die Innennähte sauber zu machen waren, sank plötzlich in ihren Schoß. Eine Weile blickte sie unverwandt auf Marianne, die das Gesicht tief über die Näherei gebeugt hielt und deren Züge im Lampenscheine fast verschwanden. Und wie Frau Langen ihre älteste Tochter so anschaute, quoll plötzlich eine warme Bärtlichkeit für gerade dieses Kind, das ihr so tapfer und selbstlos, so still und

tüchtig im schweren Daseinskampfe zur Seite stand, und das dennoch den geringsten Anteil an ihrer mütterlichen Liebe hatte, in ihr auf. Eine eigene Sehnsucht, die Tochter zu umschlingen und zu küssen, ihr wie einst in ferner Kindheit liebe Worte zuzuflüstern, ergriff sie. Aber es blieb bei dem Sehnen. Sie hatte es verlernt, Gefühlswallungen wörtlich und tätlich auszudrücken. Und sie nahm die Taile wieder auf und stichelte weiter. — —

Und nebenan schälerte und lachte das Brantpaar. — —

Helene Langen hatte eigentlich von jeher auf der Schattenseite des Lebens gewandelt, aber das wollte sie selbst nicht wahr haben. Von dem Dufte der Ferne und dem goldenen Zauber der Erinnerung umwogt, lagen Kindheit und Mädchenjahre wie ein blühendes Eiland hinter ihr. Sie war in einer kleinen Rheinstadt unweit Koblenz als die mittlere von sieben Geschwistern geboren und ihr Leben lang mit Herz und Seele Rheinländerin geblieben. Ihr Vater war Elementarlehrer in X., und da außer dem schmalen Gehalte keine Einnahmequellen zur Verfügung standen, waren im elterlichen Hause meistens Schmalhans Küchenmeister und die Sorge kein seltener Gast gewesen.

Aber sie war damals jung, und Jugendoptimismus, Wünsche und Hoffnungen setzten bunte strahlende

Lichter auf das graue, entbehrungs- und entfangungsvolle Alltagsleben.

Wenn sie an ihre Jugend zurückdachte, zog ein warmes Rot über ihre welken Züge, und ihre Augen leuchteten in dem wehmütigen Glücke des Gedenkens. Ja, Mine Ruchul hatte recht: es war schön gewesen — damals in der Bäckerstraße . . .

Helenens Eltern bewohnten da ein eigenes kleines Haus, einen armseligen, niedrigen, in Holzfachwerk aufgeführten Giebelbau mit wenigen Räumen, aber schwarzgrüner dichter Efeu hatte die Dürftigkeit der zerbröckelten Mauern mit verhüllenden Draperien umgeben, und das Giebelstäbchen, das Helene mit zwei jüngeren Schwestern teilte, schaute auf den Rhein, in dessen klaren Fluten sich die nassauischen weinbestandenen Berge mit ihren malerischen Burgruinen spiegelten; bunte Geranien blühten in den Fensterkästchen; zwischen den lichtgrünen Ranken der Kapuzinerkresse glühten die brennendroten Blumen wie Feuertropfen, und vom Gärtchen herauf zogen süße Rosen- und Niesedabüfte. Diese einzig schönen Frühlings- und Sommertage waren unlösbar mit ihren Erinnerungen verknüpft. Wenn sie der Heimat gedachte, schien immer die Sonne, lachte immer ein wolkenloser Himmel über Strom und Berge, Gärten und Wälder . . . Oder es dunkelsten laue Frühlings-

abende in ihrem Gedächtnis auf, Schwärme von Johanniskläfern zogen durch die blühenden Linden, vom Rheine her wehte ein kühler Luftstrom in die schwüle Temperatur der Nacht, und irgendwo in einem Seitental des Hunsrückens schluchzte eine Nachtigall ... Helene war von Kind an eine nachdenkliche und für die Schönheiten der Schöpfung empfängliche Natur gewesen. In dieser Hinsicht war sie gerade das Gegenteil ihrer Freundin Mine Kuckuf.

Sie waren beide gleich alt und Nachbarskinder. Mine war eine Waise, hatte aber bei einem Bruder ihres verstorbenen Vaters, dem ehemaligen Feldwebel, nachmaligen Gendarmen Kuckuf, und seiner braven Frau ein zweites Heim gefunden. Kuckufs waren selber kinderlos, und das bildschöne, lebhaft, kleine Mädchen wurde von beiden mit zärtlicher Liebe umgeben. Die Familien Kuckuf und Langan wohnten Haus an Haus; nur ein niedriges Plantwerk trennte die Gärten von einander. Die wilde Mine und das stille Lenchen hatten von der ersten Kindheit an immer treue Freundschaft gehalten, und je mehr sie heranwuchsen und die Verschiedenartigkeit ihrer Naturen hervortrat, desto inniger hingen sie aneinander.

Beide entwickelten sich ihren Anlagen entsprechend. Mine Kuckuf war ein echtes, rechtes Rheinländerkind, warmblütig, mit leichtem Sinne und leichtem Herzen,

das seine Freuden an der Oberfläche des Daseins suchte, sich des „Heute“ freute, ohne des „Morgen“ zu denken; dem die Füße im Tanztafte zuckten, sobald sich der erste Klang einer Drehorgel oder Fiedel an ihr Ohr stahl, das im Sommer bei keiner Kirrnes auf fünf Meilen in der Kunde und im Winter auf keiner Faschingsveranstaltung fehlte. Helene freute sich auch gern ihres Lebens, aber sie dachte . . . sie konnte sich nicht so rückhaltslos, so ganz ohne Wenn und Aber dem Genusse hingeben wie die lustige, leichtfüßige Freundin.

Als sie aus der Schule kamen, trat in gewissem Sinne freilich auch an Mine der Ernst des Lebens heran. Die Kuckuks konnten der Pfliegerochter auch später nichts hinterlassen, Mine mußte etwas lernen. Nach einigem Zögern entschied sie sich für die Fußmachelei; Helene lernte Schneidern. Beide kamen nach Koblenz in die Lehre und lehrten nach Jahresfrist nach X. zurück. Mine nahm auch jetzt noch das Leben leicht, half hie und da in dem einzigen Fußgeschäfte des Städtchens ein paar Wochen aus und tanzte im übrigen wieder sorglos und heiter wie vordem durch ihre Tage. Für Helene dagegen begann bereits der urewige Daseinskampf, das rastlose Treten in dem Maschinenwerk der täglichen Erwerbsarbeit. Die älteren Brüder sollten etwas lernen und kosteten

Geld; und die Eltern hielten es für selbstverständlich, daß die erwachsene Tochter ihnen in der Sorge ums Brot nach Kräften beistand. Tag für Tag ging Helene mit ihrer Nähmaschine in die Bürgerhäuser, um für eine Mark zwanzig Pfennige von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends zu schneiden.

Zimmer fand sie sich freilich nicht ganz leicht in das triste Einerlei ihrer Pflichten. Wenn Mines lachendes Gesicht morgens auf dem Wege zur Arbeit neben ihr auftauchte, wenn die Freundin sie unterfaßte und ihr von Kirneshahrten und Vergnügungen und Eroberungen, die sie hie und da gemacht hatte, erzählte, wuchs zuweilen eine zornige, neiddurchsetzte Bitterkeit gegen das Schicksal, das sie in die Zwangsjacke der täglichen Arbeit steckte, während Mine ihre Jugend nach Herzenslust genießen konnte, über alle anderen Empfindungen hinweg.

Es kam nicht selten vor, daß sie mit dem Frühstücke, das sie im Hause ihrer Arbeitgeberin einnahm, ein paar heimliche Tränen verschluckte, aber solche Stimmungen hielten nicht lange vor.

Mine hatte viele Verehrer, und da sie in Herzenssachen ihre leichte Lebensauffassung in praktische Nutzenanwendung umsetzte, flog sie von einem Arme in den anderen, und die Kirneshährchen wechselten bei ihr rascher als die Handschuhe. Helene fühlte sich auf

den sonntägigen Tanzvergügungen, die sie im Sommer zusammen besuchten, immer ein wenig neben Mine übersehen, aber einmal kam doch ein Tag, an dem sie triumphierte.

Es war auf einer Kirmeß in einem nahen Dorfe, auf der sich auch die Arbeiter und Beamten einer unweit K. befindlichen Holzbearbeitungsfabrik eingefunden hatten. Unter diesen der Werkmeister Schulz, ein hübscher, intelligenter, stattlicher Mensch, der auf früheren Festlichkeiten Mine Ruckul stark pouffiert hatte, sich nun aber ganz Helene widmete. Dieser Sonntagnachmittag mit der Bekanntschaftsanbahnung, mit seinem Gläserklange, seiner Musik, dem heiteren Sonnenscheine, der wundervollen Staffage der weinbestandenen Berge, die grün- und goldüberschimmert auf das weinfrohe Leben hinabschauten, war und blieb eine Feststation in ihrem Leben, deren Glanz die lange öde Kette der folgenden Jahre überstrahlte . . .

Der schöne Werkmeister machte einen tiefen Eindruck auf Lenchens bis dahin noch unberührt gebliebenes Herz. Es blieb nicht bei der Kirmeßliebelelei, sie sahen einander fortan oft, abends, wenn Helene ihre Tagesarbeit vollendet hatte, und Sonntags war Hermann Schulz ihr erklärter Kavaliere, wohin sie immer ging. Helene war selig, es kümmerte sie in ihrer glücklichen Stimmung wenig, daß ihre Freund-

schaft mit Mine Ruckul wegen des Verhältnisses radikal in die Brüche ging.

Mine, die schöne, gefeierte, vielbegehrte Mine war wütend eiferfüchtig und voller Groll auf die bevorzugte Freundin. Aber ihre Anstrengungen, den Abtrünnigen wieder einzufangen, waren vergeblich; Hermann Schulz hatte sich ernstlich in Lenchen verliebt und hielt eines Tages bei ihren Eltern um ihre Hand an.

Diese waren nichts weniger als erbaut von der Werbung und verhielten sich lange Zeit ablehnend. Lenchen sei noch zu jung, meinten sie, aber Helene und ihr Bräutigam sahen als Motiv der Weigerung nur die selbstfüchtige Sorge der Eltern, eine pekuniäre Stütze durch das Zustandekommen der Heirat zu verlieren. Lenchen weinte sich die Augen rot und im übrigen benutzte das Pärchen nach wie vor jede freie Stunde, um zusammen zu kommen. Die Eltern sahen auch wohl ein, daß ihr Protest gegen die Heirat zu nichts führte, und gaben endlich, wenn auch widerstrebend, ihre Einwilligung.

Hermann Schulz war ein ungewöhnlich tüchtiger Handwerker, sehr begabt und außerdem ein leidlich wohlhabender Mann. Seine Kollegen behaupteten zwar, er leide an Größenwahn, aber das absprechende Urtheil entsprang jedenfalls zum guten Teil aus nei-

dischen Gefühlen. Tatsache war, daß Schulz oft große Pläne entwickelte, von Millionen sprach, die auf der Straße lägen, und nach denen man sich nur zu bücken brauchte, um sie aufzuheben. Freilich müßte man sie — die Millionen — auch sehen, und das ist nicht jedermanns Sache. Aber er, er habe die Fähigkeit, sie zu sehen. Gefunden habe er zwar noch keine . . . Vielleicht war's ihm noch nicht der Mühe des Bückens wert gewesen.

Kurz vor der Hochzeit gab er seine Stellung in der Fabrik auf und erwarb in einer Fabrikstadt am Niederrhein ein Sargmagazin nebst Werkstatt. Sein kleines Vermögen ging bei der erforderlichen Anzahlung und der Gründung des bescheidenen Haushaltes gerade auf. Obgleich die Verbindung von beiden Seiten eine reine Neigungsheirat war, reichte die gegenseitige Liebe doch nicht einmal für das Glück einer guten Durchschnittsehe aus. Sie überlebte nur kurze Zeit die Flitterwochen. Beide waren zu verschieden in ihrer Art und ihrem Wesen, ihre Interessen und Ansichten wichen zu weit von einander ab, als daß das Zusammenleben auf die Dauer ein erfreuliches und beglückendes werden konnte. Nachdem sie sich satt geküßt und gehehrt hatten und der Reiz des Neuen verblaßt war, blieb von dem ursprünglichen Liebesfonds kaum ein bißchen gegenseitige Sympathie übrig.

Helene hatte Heimweh. Sie konnte ihre schöne, berg- und waldbumkränzte Heimat nicht vergessen. Die schmalen Straßen, die düsteren Höfe und die schmutzigen Häuser ihres neuen Domizils waren ihr unerträglich. Sie begriff nicht, wie sich Menschen in solcher Stadt zufrieden fühlen konnten.

Schulz war ein strebsamer Geschäftsmann. Seine Werkstatt lieferte tadellose Arbeiten, und er selber war von früh bis spät tätig. Trotzdem wollte das Geschäft keinen rechten Aufschwung nehmen. Vielleicht lag die Schuld daran, daß der Meister seine intellektuellen Kräfte zu viel in allerlei Nebenbeschäftigungen und Nebeninteressen verzettelte. Das Erfindertieber hatte ihn ergriffen, er wollte irgend eine neue Holzbearbeitungsmaschine konstruieren und durch die Patentverwertung zum reichen Manne werden.

Enttäuschung folgte auf Enttäuschung. Von drei Patenten, die er mit einem großen Aufwande von Geld und geistiger Kraft glücklich erlangte, ließ sich nicht eins praktisch verwerten. Die Fehlschläge verstimmten ihn, ohne ihn ganz zu entmutigen. Neue Pläne tauchten in seinem Gehirn auf und hielten ihn in Atem.

Die Jahre vergingen. Dem erstgeborenen Jungen folgten in Abständen von je zwei Jahren zwei Mädchen. Das Verhältnis der Eheleute gestaltete sich immer

unglücklicher. Keine großen Ursachen, aber die kleinen Widerwärtigkeiten und verdrößlichen Reibereien des Alltags brachten sie weiter und weiter auseinander. Allerhand verstimmende Mißgeschicke, die von außen hereinschnitten — unvorhergesehene Verluste, ein merkbarer Rückgang des Geschäfts, hervorgerufen durch Konkurrenz, und Schulzens schwindendes Interesse an dem „kleinen Handwerkerfram“, Mangel an Geld und schließlich Schulden — alles das trug dazu bei, die internen Disharmonien zu verschärfen. Die Eheleute machten einander gegenseitig Vorwürfe, auf beiden Seiten fielen harte Worte und das Ende vom Liede war ein vollständiges Zerwürfniß und der Entschluß, sich zu trennen.

In diesem Entschlusse waren sie sich einig, daß sie ohne Aufregung und Leidenschaft die zu dem gewünschten Ziele führenden Wege erwogen. Wenige Monate später wurde die Ehe wegen gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung rechtskräftig geschieden.

Das Ehepaar ging äußerlich ganz in Frieden auseinander. Die Aufteilung des Vermögens verursachte unsoweniger Schwierigkeiten, als nur wenig zu teilen war. Dann freilich kam für Helene das Schwerste: der Abschied von ihrem ältesten Kinde, das Schulz für sich beanspruchte und das sie ihm ausliefern mußte.

Auch das wurde überwunden und dann ging sie mit ihren zwei Töchtern, die ihr geliebt, auf eigenen Füßen ihre lange, heiße, mühselige Straße aufreibender, entsagungsvoller Pflichterfüllung weiter.

Frau Langens — sie hatte nach der Scheidung ihren Mädchennamen wieder angenommen — Lebensgeschichte war also genau so einförmig, so uninteressant und ereignisarm, wie die sogenannten Alltagschicksale zu sein pflegen. Aber sie selber war nicht die Durchschnittsnatur, der Massenartikel, die Dugendware, die zu diesem Alltagschicksale gehörte. Eine reiche, bunte Gedankenwelt lebte in ihr, und unter dem stockgrauen Nebel apathischer Resignation, die sie äußerlich zur Schau trug, unter dem Wuste von praktisch-nüchternem Kleinfram, dem sie ihre Aufmerksamkeit widmen mußte, steckte immer noch ein Stück lebendiger Hoffnung, eine schimmernde Seifenblase Illusion, ein fester, kindlicher Glaube an ein Glück, das einmal kommen und alle Schatten verdrängen mußte. Freilich, wenn sie gefragt worden wäre, wie dieses Glück ausschauen sollte, um ihren Erwartungen zu entsprechen, wäre sie wohl in Verlegenheit gekommen. Es war ein unbestimmtes, anspruchsloses grün und blaues und buntes Etwas, das wie Bäume und Himmel, Sonne und Blumen ausschaute; es hielt sich vorläufig in dem

Nahmen des bescheidenen Sehns nach einer Wohnungsveränderung, und wenn sie ihm einen Namen hätte geben sollen, würde sie es „Regentenplatz“ genannt haben. Sie wohnte jetzt siebenundzwanzig Jahre in der Tiedemannsgasse, und in allen Jahren hatte sie die lange, staubige, schmutzige Straße wie einen persönlichen Feind gehaßt. Sie haßte die Tiedemannsgasse wie einen Feind, der stärker war wie sie, dem sie nicht entrinnen konnte, dem gegenüber ihr die eigene Ohnmacht fühlbar wurde. Sie hegte die fixe Idee, daß die Tiedemannsgasse für sie eine Art Fatum bedeutete, und daß es ihr nicht gut gehen würde, so lange sie den Staub dieser Straße nicht von den Füßen geschüttelt habe. Viermal hatte sie in den siebenundzwanzig Jahren ihre Wohnung gewechselt; immer war sie mit dem unerschütterlichen Voratz, in eine andere Straße zu ziehen, auf die Wohnungssuche gegangen — und daß es ihr niemals gelungen war, anderwärts eine passende Wohnung zu finden, daß an dieser dieß und an jener das auszufehen war, bei dieser der Preis zu hoch, bei jener die Stuben zu dunkel, hier der Ausgang für die Kundschaft zu steil und schmutzig war, dort wieder andere Uebelstände zutage traten und sich schließlich zuletzt gerade immer in der Tiedemannsgasse wieder eine geeignete Woh-

nung auftrat — das betrachtete sie wie das Walten einer unentrinnbaren Vorsehung, die ihr Geschick so lange an die Liebemannsgasse leitete, bis eines Tages der große, ersehnte Umschwung zum Bessern kam.

Die Liebemannsgasse durchquerte in gerader Richtung die halbe Stadt. In ihrem längsten Teile war sie eng, grau und dunkel. Dicht an den schmalen Bürgersteigen entlang liefen die Schienen der Elektrischen, und auf der Mittelstraße konnten knapp zwei Fuhrwerke nebeneinanderfahren. Aber je weiter sich die Straße dem Norden der Stadt näherte, desto breiter traten die Häuser auseinander. Hier, im oberen Teile der Gasse, waren auch bessere Gebäude, in den Erdgeschossen Läden und in den oberen Stockwerken Privatwohnungen. Ganz oben mündete die Liebemannsgasse auf den Regentenplatz. Das waren herrliche Anlagen, ein lichtgrüner Samtrafen mit dem farbenglühenden Blumenmosaik kunstreicher Teppichbeete und Arabesken, in dessen Mitte sich ein monumentaler Brunnen aus schneeweißem Marmor erhob, das Werk eines der größten zeitgenössischen Meister im Reiche der Bildnerei und das Geschenk eines millionenschweren Industriellen an seine Vaterstadt. In der Mitte dieses Brunnens saß Neptun auf seiner von Delphinen, Najaden und anderem mythologischen Gesindel umringten Felsentinsel. Sein

Stab berührte den Felsen, es begann zu rieseln und zu tropfen, und aus der Flut des großen Beckens unten tauchten zierliche Nischen auf und fingen mit neckischem Lächeln die Quellen in Flaschen und Schalen, und das Abkatschen, Ueberfließen und Aufspritzen brachte eine hübsche Abwechslung und eine eigene, aparte Musik in den eintönigen Rhythmus des Fließens. Aber fast noch ein schönerer Schmuck als der Brunnen waren für den Regentenplatz die dichte Reihe der hundertjährigen Linden, die in weitem Halbkreise die Anlagen umstanden und deren dichtblättriges Grün in die Fenster der hübschen, modernen Häuser — auch Mietskasernen, aber elegante — ringsum hineindunkelte. Die nicht sehr billigen Wohnungen dieser Häuser waren meist an Ärzte, Rechtsanwälte, höhere Beamte und wohlhabende Rentner vermietet.

Das war Frau Helenens Traum, einmal am Regentenplatz wohnen zu können. Für die Erfüllung dieses Wunsches hätte sie freudig zehn Jahre ihres Lebens geopfert. Da zu wohnen, an sommerlichen, arbeitsstillen Abenden vor dem offenen Fenster zu sitzen, auf das Klauschen der Blätter und das Rieseln und Fließen des Brunnens zu lauschen, den Blumenduft einzuatmen, den Frieden der stillen, schönen Anlagen auf sich wirken zu lassen — das war das Ideal, dessen Verwirklichung sie seit Jahren

anstrebte — ein bescheidener, aber doch kaum aussichtsvoller Wunsch, denn am Regentenplaze war selten eine Wohnung frei, und sie hätte den Mittelpreis überhaupt auch nicht erschwingen können.

Aber sie hoffte . . . Die Hoffnung, dieses Kerzlein auf dem Lebenswege des Aermsten, leuchtete vor ihr her — durch alle verfloffenen Jahre und auch noch heute . . . Ueber Nacht konnte das Glück kommen und die Wolken zertellen, die trüb und grau über ihr Leben hingen . . .

Sie hoffte! . . . Und die Glitzerfäden ihres Hoffens rankten sich heimlich um Nora, ihre bildschöne Jüngste, die mit ihren äußeren Reizen und ihrem lebenswürdigen, einnehmenden Wesen alle Herzen eroberte. An Marianne knüpfte sie keine großen Hoffnungen. Marianne war so still. Stille Menschen sind meistens für den Alltag bestimmt, sie haben selten große Schicksale . . .

Noras frühe Verlobung mit dem unbemittelten Journalisten durchkreuzte die geheimen Hoffnungen der Mutter in empfindlicher Weise. Frau Helene konnte sich noch immer nicht recht in die Tatsache der Verlobung finden. Uebrigens war das Brautpaar nach reiflicher Ueberlegung zu dem Entschlusse gekommen, seine Verlobung vorläufig noch geheim zu halten. Zwei Jahre offiziell verlobt zu sein, schien

ihnen zu lang. Da sie demnächst beide nach Berlin übersiedelten und auch da an demselben Zeitungsunternehmen beschäftigt waren — Serchen hatte seiner Braut dort die Bureaufstellung verschafft — war es jedenfalls besser, wenn sie dort nicht gleich als Verlobte auftraten.

Man konnte unter diesen Umständen Nora auch nicht gut allein nach Berlin ziehen lassen. Frau Helene hätte lieber gesehen, wenn Nora ihren Plan, nach der Reichshauptstadt zu gehen, aufgegeben und ihre alte Stelle in der „Volkszeitung“ behalten hätte; aber davon wollte Nora nichts hören.

Sie bot im Gegenteil nunmehr ihre ganze, nicht geringe Beredsamkeit auf, die noch auf dem Halme stehende Idee der Mutter, auch nach Berlin übersiedeln, zur Reife zu bringen.

Frau Langen verhielt sich durchaus nicht ablehnend. Sie sehnte sich fort von der Liebemannsgasse und überhaupt von der Stadt, in der sie die öden, langen Jahre verlebt hatte; sie sehnte sich nach einem Wechsel der Verhältnisse und des Milieus, das Hoffnungsterzlein flackerte heller auf, während sie mit ihren Töchtern das Für und Wider des Planes erwog.

Freilich hatte Mine Kuckuk, die jetzige Frau Doktor Fechner, recht: eine solche Veränderung mußte

gehörig bedacht und wohl überlegt werden. Immerhin gab man eine relativ sichere Existenz auf, um eine unsichere einzutauschen. Es war gewiß keine Kleinigkeit, in der großen fremden Stadt wieder zu einer ausreichenden Kundschaft zu kommen. Aber Mine hatte selber doch gemeint, daß man, wenn man Glück habe, mit der Schneiderei immer noch in Berlin ein gutes Geschäft mache . . .

Frau Vangen schwankte. Sie hatte ein paar schlaflose Nächte, konnte sich aber noch zu keiner Entscheidung durchringen.

Frau Wilhelmine kam, wie sie versprochen hatte, in der Schummerstunde am Sonntag wieder, Marianne hatte eben die Lampe angezündet und den Kaffeetisch fertig gemacht, als die elegante Berlinerin hereinkquirkte. Wie immer: ganz Leben, Lachen und frohe Laune.

Auf dem kleinen, heute zum erstenmal durch Verchens Anwesenheit etwas erweiterten Familienkreise hatte bis dahin ein merkbarer Druck gelegen. Keiner von den Vierern hätte sagen können, woraus die gehaltene Stimmung, die sich bemerkbar machte, entsprang. Jeder bemühte sich, eine besondere Herzlichkeit gegen den anderen an den Tag zu legen und die innere Verstimmung mit Lachen und heiterem Gepländer aufzuschminken. Aber alle merkten das Ge-

künstelte und Gezwungene der gut gemeinten Versuche, und das wirkte erkältend. Nach und nach verstummte das Lachen und die Unterhaltung floß wie ein träges Bächlein zwischen hölzernen Ballisaden dahin. Selbst das Brautpaar war nicht zum Scherzen aufgelegt. Die sporadisch hin und her fliegenden Neckereien klangen nicht echt.

Aber mit Frau Wilhelmine wehte eine frische Brise in die schwüle Atmosphäre. Sie hatte wirklich etwas Erfrischendes an sich, diese Frau mit ihren lustigen Augen und ihrem hellen, heiteren, leichtsinnigen Lachen, das unwillkürlich Echo weckte, sie hatte so gar nichts Affektirtes, alles an ihr war echt, ursprünglich, naturell; selbst ihr gelegentliches naives Prozen wirkte nicht abstoßend und klebete sie ganz drollig.

Frau Langen überlegte, ob sie die Freundin in den Tatbestand einwethen und Verchen als Noras Bräutigam vorstellen sollte. Sie wurde nicht recht schlüssig, und als Wilhelmine erst eine Weile da war, fand sie es nicht mehr angezeigt.

Frau Wilhelmine war übrigens nicht so einfältig, um sich nicht selbst ihr Teil zu denken. Sie fand Nora entzückend und der junge Zeitungsmensch gefiel ihr auch gut. Ab und zu streifte ein wohlwollender Blick die anmutige Aelteste, ohne indessen länger als ein paar Sekunden auf dem ausdrucks-

vollen, zarten Gesicht der Blondine zu verweilen. Marianne machte sich wenig bemerkbar; fast schien es, als hielte sie sich geflüffentlich im Hintergrunde, um der schönen Schwester, die ihre liebenswürdigen Eigenschaften in einem wahren Brillantfeuer vor der reichen Jugendfreundin ihrer Mutter spielen ließ, als wirkungsvolle Folie zu dienen.

Nora war klug. Sie hatte sofort erfaßt, daß das Wohlwollen dieser heiteren, eleganten Frau, die jedenfalls ein großes Haus machte, ihr in Berlin von eminentem Nutzen sein werde, und richtete danach ihr Verhalten ein. Frau Wilhelmine reagierte mit Vergnügen auf die anschmiegende Liebenswürdigkeit des reizenden Mädchens. Dieses junge, dunkeläugige Geschöpf, dem die Lebensfreude offenbar in allen Nerven vibrierte, schien ihr die eigene Mädchenjugend zu verkörpern. Sie hatte in den beiden letzten Tagen immer an Helene und deren Kinder denken müssen. Das Wiedersehen hatte sie ganz aus ihrer selbstzufriedenen, phlegmatischen Gelassenheit herausgerissen, allerlei Pläne und Vorätze hatten sich in ihr befestigt. Frau Wilhelmine protegierte gern. Sie hatte im Stillen schon allerhand „Partien“ für Nora in Betracht gezogen, und nun überlegte sie heimlich, ob sie nicht auch für Dr. Verchen, der offenbar über beide Ohren in die Kleine verliebt war, „etwas tun“ könnte. Der Verleger

einer bekannten illustrierten Zeitschrift war ein intimer Freund ihres Mannes, vielleicht konnte sie ihren Einfluß dahin geltend machen, daß Verchen einmal eine Stelle als Chefredakteur erhielt. Dann war er fein heraus und keine üble Partie für die „süße Kleine“.

In dem kleinen Zimmer war es plötzlich gemüthlich geworden. Der eiserne Mantelofen strömte eine angenehme Wärme aus, und die Hängelampe warf ein helles, goldenes Licht über den appetitlichen Kaffeetisch. In dieser kleinen Wohnstube war nichts Uebertünchtes, Gewolltes. Aber die Föhrenkommode und das blanklackierte Spind, die schwarzerahmten Stahlstühle an den Wänden und die Rohrstühle und die schneeweißen gestärkten Gardinen paßten zusammen und gaben ein einheitliches, behagliches Ganzes. Ueber dem Tische schwebte der Duft des Kaffees und des frischen Kuchens, den Marianne zur Feier des Tages gebacken hatte, und das Nickelservice und die goldgeblümten Porzellantassen glänzten förmlich um die Wette.

Frau Wilhelmine fühlte sich hier wohl. Sie taute förmlich auf in dieser Umgebung, die sie lebhaft an das Milieu ihrer Jugend und ihrer ersten Ehe erinnerte.

Auch in die großen Verhältnisse ihres Berliner Lebens hatte sie sich rasch hineingefunden. Sie füllte

den Platz, den die Position und der Reichtum ihres Mannes ihr gaben, nicht schlecht aus. Ihr angehorener Schick und ein wirklich feiner Geschmack in allen Aeußerlichkeiten, ihre Drolerte und Herzensgüte, ihre Gastfreundschaft und Freigebigkeit bei wohlthätigen Zwecken machten sie in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen sie verkehrte, allgemein beliebt, wenn man auch hier und da ihre Ignoranz ausgiebig bespöttelte. Zahlreiche lustige Anekdoten wurden nach dieser Seite hin über sie kolportiert. Daß sie Lessing für einen berühmten Schauspieler hielt und Herder und Heyse stets verwechselte, daß sie sich für den Bildhauer Milo, der nach ihrer Meinung die berühmte Venus im Louvre geschaffen hatte, begeisterte und andere heitere Schnitzer machte, waren ihren Bekannten eine alte Geschichte. Niemand kann aus seiner Haut heraus, und Mine Ruckul schwätzte wirklich am liebsten, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Ihre Herzensfreude, einmal wieder in der geliebten Muttersprache plauschen zu können, in „dat“ und „wat“ und anderen sprachlichen Gemütslichkeiten zu schwelgen, war groß.

Nur zuweilen huschte ein leiser Schatten über ihre Stirn, wenn sie „Veneken“ anschaute. Gott, war die Frau alt! Das blasse magere Gesicht sah zu dem spinnwebgrauen Sonntagskleide mit dem sahllila Ein-

sah wirklich noch trauriger aus als neulich, da sie ihr schwarzes Werktagshabt trug.

„Ja, denke mal, Mine, wir werden wohl wirklich auswandern und nach Berlin ziehen,“ sagte Frau Helene. „Die Mädchen lassen mir keine Ruh. Wenn's nur gut geht. Ich bin so mißtrauisch gegen das Schicksal geworden . . .“

„Ach, das ist ja Unsinn, Mamachen,“ rief Nora. „Warum sollte es uns in Berlin nicht gut gehen. Da ist doch ein ganz anderes Leben als in solchem Neste wie dieses.“

„Na, weißt Du, Nora, was das anbetrifft . . . die Lebensgenüsse der Reichshauptstadt reizen mich nicht.“ Frau Helene seufzte und sah gedankenvoll in ihre halbgeleerte Tasse. „Die Frage ist die: werden wir dort existieren können? Besser ein Sperling in der Hand als eine Taube auf dem Dache. Ich will ja nichts weiter als des Lebens Notdurft und wenn möglich eine freundliche Wohnung in einer ruhigen Straße. Aber man muß doch leben, und das Leben erfordert so viel. Was nützt uns alles — was tun wir mit allen Genüssen der Hauptstadt, wenn wir nichts zu essen haben!“

„Beruhige Dich, Mama! Zu essen werden wir haben,“ sagte Marianne. „Das wäre noch besser, wenn zwei kräftige junge Mädchen nicht so viel ver-

bienen wollten, um sich selbst und noch so'n bißchen Mütterchen durchzubringen, nicht wahr, Nora? Wenn's mit der Schneiderei nicht geht, richte ich eine Feinwäscherei und Plätterei ein, oder wir kaufen uns eine Plissiermaschine, wir werden's schon schaffen . . .“ Sie hatte eine wunderschöne, klangvolle Altstimme, die weich und voll ein wenig nachvibrierte wie eine Kirchenglocke. Frau Wilhelmine war nicht ganz bei der Sache gewesen, jetzt horchte sie auf.

„Ja gewiß, warum sollte es nicht glücken,“ sagte sie eifrig. „Wenn Du doch einmal das Vorhaben hast, dann auch man los! Der Mensch muß auch Unternehmungsgeist und etwas Glauben an das Glück haben! Uns Verhungern braucht Dir nicht bange zu sein, Leneken. Im schlimmsten Falle bin ich auch noch da . . . Nees — sei nur nicht bange und fahre nur nicht auf, ich will Dir nichts schenken, Schwesterchen. Aber Du wirst mir doch gestatten, meine einfacheren Sachen, die ich nicht fertig aus den Ateliers beziehe, bei Dir machen zu lassen und Dich in meinen Bekanntenkreisen zu empfehlen. Ach, das wird ja zu mollig, wenn ich dann und wann mal nachmittags zu Euch kommen und mit Dir und den Mädeln Kaffee trinken kann. Diese Kuchen müssen Sie immer backen, Fräulein Marianne, sie sind köstlich — — . . . Ich bitte mir das Rezept

aus . . . O, ich freue mich riesig . . ." Frau Langen hatte die schmalen Hände auf dem Tische gefaltet.

„Wirklich . . . glaubst Du, daß ich keine allzu-große Torheit begehe?“

„Ach wo! Wenn man so was vor hat, muß man auch nicht so bedenklich und zaghaft sein. Du mußt Dir eine anständige Wohnung im Westen mieten und gleich mit dem gehörigen Trara auftreten. Einen neuen Empfangsalon mußt Du Dir zulegen . . . Die alten Scharaken drüben kannst Du hier ja verkaufen —“ Frau Wilhelmine stockte. Sie sah die dunkle Röte in Helenens Wangen aufflammen und begriff, daß sie etwas Taktloses herausgesprudelt hatte. „Nimm's mir nicht übel, Lene. Ich meine nur . . . In Berlin muß man frech sein, wenn man vorwärts will . . . Den Leuten imponieren! Einer Modistin, bei der man dreiviertel Stunden in einem Jugendstil-Salon antichambrieren muß, zahlt man gleich zehn Mark für die Fassung mehr als einer einfachen, bescheidenen. Ja, ja . . . so ist die Welt. Das Auge will was haben. Meinen Sie nicht auch, daß ich recht habe, Herr Doktor?“

Dr. Verchen verbeugte sich zustimmend. „Sie mögen recht haben, gnädige Frau. Wir leben in einer seltsamen Zeit. La couleur est tout. Man ist

gern geneigt, den Inhalt eines Buches nach dem Einband zu beurteilen.“

„Heutzutage ist alles ein Schwindel, oder vielmehr: Schwindel, Renommee ist alles. — Gott — und — wir Menschen von heute lassen uns so gern ein bißchen vorschwindeln, wenn's sich nur hübsch anläßt. Gerade so wie ein schick und feich gekleidetes Mädchel heutzutage hundertmal mehr Chancen, an den Mann zu kommen, hat, als eines, das auf Außerlichkeiten keinen Wert legt . . .“

„Mag sein. Aber ich mache den Schwindel nicht mit.“ Frau Langen schüttelte energisch den Kopf. „Das könnte mir passen, meine guten, alten Sachen für ein Ei und ein Butterbrot zu verschleudern und mich wegen einer Neueinrichtung in Schulden zu stürzen! Nein, ich danke.“

„Nun, Du brauchst ja nicht . . . ich meinte nur so,“ sagte Mine begütigend.

„Teile es mir mit, wenn Du Dich fest entschlossen hast. Wenn Du nach Berlin zur Wohnungssuche kommst, wirst Du natürlich bei mir logieren. Wir werden dann das Bessere überlegen.“

Frau Wilhelmine war diesmal mit der elektrischen Straßenbahn gekommen und konnte, da sie um sieben Uhr wieder zurückkehren wollte, nicht so lange bleiben wie bei ihrem ersten Besuch. Am nächsten Morgen wollte sie abreisen.

Nach einem herzlichen Abschiede von Helene und deren Töchtern ließ sie sich von Doktor Lerchen die Treppe hinunter und bis zur Haltestelle der Elektrischen geleiten.

Es war ein Hundewetter draußen, Schnee und Regen. Die Straße spiegelte vor Nässe und die kalte, feuchte Luft schlug den eilig dahin hastenden Menschen wie mit nassen Tüchern in die Gesichter. Frau Wilhelmine hatte den Arm ihres Begleiters genommen. Mit der rechten Hand raffte sie ihren Kleiderrock und die Säume der knisternden seidenen Supons zusammen, während Lerchen den Schirm über sie hielt.

„Verkehren Sie öfter bei Frau Langen?“ fragte Frau Wilhelmine im Weitergehen.

„Ich bin heute zum zweitenmal oben,“ antwortete der Journalist.

„Die Mädchen sind nett, sehr nett. Besonders diese reizende Nora. Wie finden Sie die ältere, Fräulein Marianne —“

Herr Lerchen zuckte die Achseln. „Ich kenne Fräulein Marianne noch zu wenig . . . Aber ich meine, sie macht einen überaus sympathischen Eindruck . . .“

Frau Wilhelmine kam im Kampfe mit dem Sturm, der den Kragen ihres Mantels aufplusterte und ihr den radgroßen schwarzen Federhut zu ent-

reißen drohte, hinter Atem. „Sie verliert neben Nora,“ schrieb sie. Und nach einer Weile, als der Sturm nachließ, „Sie freuen sich gewiß auch, nach Berlin zu kommen.“

„Ich? Gewiß. Ich bekomme da ein größeres Arbeitsfeld.“

„Sie hatten früher noch keine Gelegenheit, dahin zu gehen?“

„Doch. Aber ich habe hier eine Schwester, die Witwe ist und die durch mein Fortgehen geschädigt wäre. Demnächst heiratet sie wieder und kann mich entbehren.“

„Also ein guter Bruder, ergo ein guter Ehemann,“ dachte Wilhelmine gerührt und der Voratz, die Liebe des jungen Paares nach Kräften zu protegierten, erblühte in ihr zum Entschluß.

Eben kam die Elektrische. Wilhelmine reichte dem Journalisten die Hand: „Vielleicht sehen wir uns in Berlin einmal wieder. Danke für Ihre Begleitung. Adieu!“

Kommerzienrat Vonkenberg gab seinen Gästen zu Ehren an diesem letzten Abend ihrer Anwesenheit in seinem Hause eine größere Gesellschaft. Frau Wilhelmine war jedoch den ganzen Abend nicht bei der Sache. Sie war nachdenklicher als sonst. In ihre sonst nur heiteren Reflexionen zugängliche Seele

war ein Schatten gefallen, sie dachte zum erstenmale an das Alter, an die Zeit, wo sie nicht mehr so wie bisher mitmachen konnte auf der bunten, lustigen Schaubühne des Lebens, wo ihre Züge welk, ihr Haar grau, ihre Glieder steif und müde sein würden. Das schreckte sie; sie mochte nicht alt werden. Und dennoch . . . einmal kam diese Zeit sicher. War sie vielleicht schon näher, als sie ahnte? Helene war nur ein paar Monate älter als sie, und Helene war bereits eine Greifin.

Das ging ihr durch den Sinn und folgte ihr aus dem hellen, lauten Gesellschaftstrubel in das stille, behagliche Gastzimmer, das sie mit ihrem Manne bewohnte. Und wie sie im Frisiermantel vor dem Spiegel stand und sich das lange, dicke schwarze Haar bürstete, hingen ihre Blicke fast angstvoll an dem Kristall. Hier und da dunkelte bereits ein Fältchen, eine winzige Runzel in dem glatten Email ihres Gesichtes — aber im übrigen waren der Anzeichen des schwindenden Lebensommers doch nur noch wenige.

„Sag' einmal, Julius . . . bin ich wirklich schon alt?“

Dr. Fechner saß in einem lederbezogenen Klubauteuil vor dem Ofen und las beim Schein einer elektrischen Stehlampe die Berliner Zeitungen vom

Morgen. Seine rundliche, wohlgenährte Figur neigte etwas zum Embonpoint, und das stark gerötete Gesicht verriet seine Vorliebe für geistige Getränke und eine gute Küche. Unter den grauen Augenbrauen blitzten freundliche, kluge Augen hervor.

„Alt?“ Der ehemalige Advokat lachte laut auf. „Das glaubst Du doch selber nicht, Minchen. Du bist noch nach zwanzig Jahren eine schöne junge Frau . . .“

„Na . . . ich danke . . .“ Minchen strich die schwarze Pracht ihrer Haare zurück und machte ihrem Mann eine Faust. Aber sie lachte doch mit und atmete sichtlich erleichtert auf. Nein, es hatte wirklich noch keine Gefahr mit dem Altwerden. Die Verhältnisse, das Schicksal — hatten Lene alt gemacht, nicht die Jahre.

Mine Kuckut war abgereift, aber ein Odem ihrer frischen, lachenden Persönlichkeit war zurückgeblieben und legte auf das Leben in dem bescheidenen Heim vier Treppen hoch in der Liebemannsgasse einen schwachen bunten Glanz, der mit der Zeit eher an Stärke gewann denn verblaßte.

Frau Langen und Nora lebten und webten in Zukunftsmelodien. Die Umsiedelung nach Berlin war jetzt beschlossene Sache. Frau Langen hatte ihren Kumbinnen ihren bevorstehenden Wohnungs-

wechsel bereits mitgeteilt, und die gut gemeinten Warnungen seitens der Damen schienen ihren Entschluß nur zu befestigen. Auf ihren für gewöhnlich fahlen Wangen blühten jetzt öfters dunkle Rosen, die ihrer freudigen Erregung und ihrem glücklichen Hoffen auf bessere Tage entsprossen.

Nora und ihre Mutter bauten zusammen Lustschlösser. Jetzt mußte sich alles wenden! Nora freute sich auf ihren Verkehr in dem reichen Fehnerfchen Hause. Sie bereitete sich schon in aller Stille zu einer Sturmattacke auf die Herzen des kinderlosen Ehepaares vor. Es war jedenfalls keine üble Sache, sich da zum Liebling zu machen. Ganz heimlich konstruierte sie sich einen Separatpalast im Wolkentuckdachsheim, der das stillselige Traumglück der Mutter weit überragte.

Es war wie ein Fieber, das die beiden gepackt hatte. Nur Marianne war davon unberührt geblieben. Sie empfand instinktiv, daß dieser Ortswechsel kein Ding war, das sich allein mit Lachen und Hoffen und optimistischer Zukunftsmusik erledigen ließ, aber sie verschloß ihre Sorgen und Bedenken, um die neu erwachte Lebensfreude der Mutter nicht wieder zu unterdrücken. Sie selber war wie ihre Schwester in der Tiedemannsgasse geboren, sie war zwischen den düfteren Mauern, in dem Staub und Rauch der

verkehrsreichen Straße groß geworden, das Wagengeratter und Gebimmel, der Lärm der spektakelnden Maschinen, das Klopfen, Hämmen, Schleifen, Rauschen, Bochen und Stampfen und Surren ringsum war gewissermaßen ihr Wiegenlied gewesen, sie hatte nie eine andere Umgebung gekannt. Trotzdem verstand sie der Mutter Sehnsucht; das gleiche Sehnen, nur noch undeutlicher, noch verschwommener, lebte auch in ihr. Es steckte tief drinnen im verborgenen Schacht ihres Seelenlebens und wartete auf seine Zeit, um zu Wünschen gemüht hervorzutreten. Vorläufig hatte sie noch keine Zeit gefunden, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Ihre Tagesstunden waren von früh bis spät in die letzten Minuten ausgefüllt von Pflichten und dem Sorgen für andere.

Marianne hing mit inniger Liebe an ihrer jüngeren Schwester; ihre größere Zärtlichkeit gehörte aber der Mutter, und die Erkenntnis, daß Nora den Löwenanteil an der mütterlichen Liebe hatte, daß sie sich selber mit dem zweiten Platze im Herzen der Mutter begnügen mußte, senkte eine heiße Bitterkeit in ihr Empfinden, die sie trotz aller Selbstbeherrschung nicht immer ganz unterdrücken konnte.

Weder Frau Langen selber noch Nora ahnten freilich etwas von den Vorgängen in ihrer Seele. Frau Helene hielt ihre älteste Tochter für eine stille,

genügsame, in sich selbst abgeschlossene und deshalb zufriedene Natur, und Nora hatte sich noch nie die Mühe gegeben, Mariannes Psyche einem näheren Studium zu unterziehen.

Weihnachten war vorüber, und das Jahr neigte sich dem Ende zu. Am Sylvesterabende brachte Doktor Verchen einen Bekannten mit zu Frau Langen, der ihn auf der Durchreise nach Berlin besuchte. Dr. Eitel war seines Zeichens auch Journalist, seitdem er aber auf eine seinen Freunden bislang immer mystisch gebliebene Art — durch Erbschaft oder Lotteriegewinn — zu Vermögen gekommen war, befaßte er sich nicht mehr beruflich, sondern nur hie und da zu seinem Vergnügen mit dem Schreiben von Feuilletons und anderen kleinen Artikeln für Zeitungen.

Doktor Eitel wohnte in Berlin, war aber viel auf Reisen. Er stand ganz allein, hatte keinerlei verwandtschaftlichen Anhang und brauchte deshalb auf niemand Rücksicht zu nehmen. Die letzten Monate hatte er in Paris verlebt; auf dem Bahnhofe in Köln war es ihm plötzlich eingefallen, Verchen, mit dem er früher befreundet gewesen war, zu besuchen und zu diesem Zwecke einen Abstecher nach W. zu machen.

Oskar Verchen hatte nichts von seinen Beziehungen zu Nora Langen erwähnt, nur von einer

befreundeten Familie, der er sich für den Abend verpflichtet habe, gesprochen, und Ettel hatte ohne Besinnen seine Aufforderung, mitzukommen, akzeptiert.

Verchen selber hätte zwar diesen Sylvesterabend, der zugleich der vorletzte Abend vor seiner Abreise nach Berlin war, lieber allein bei seiner Braut und den Thren verbracht, aber da Ettel einmal da und überhaupt nur seinetwegen nach M. gekommen war, hatte es nur eine Wahl gegeben, entweder überhaupt nicht zu Langens zu gehen oder Ettel zum Mitkommen aufzufordern.

Ihm lag schon der Abschied auf den Nerven, der Gedanke an die monatelange Trennung von seiner Braut. Es tat ihm beinahe weh, daß Nora sich so offensichtlich über die Erweiterung des kleinen familiären Kreises durch den fremden Gast freute.

Nora liebte es, Menschen um sich zu sehen, je mehr, desto lieber. Und Dr. Ettel war ein vorzüglicher Gesellschafter, der brillant zu unterhalten verstand.

Frau Langen hatte, wie in den verflossenen Jahren, die sie in dem Hause wohnten, ein einfaches Ehepaar mit einer einzigen verwachsenen Tochter zur Sylvesterfeier eingeladen. Dahlheims hatten eine kleine Fabrikation künstlicher Blumen und Federn, Frau Helene hatte im Laufe der Jahre manche Ge-

fälligkeit von ihnen, und man hielt beiderseits gute Nachbarschaft. In den letzten Jahren hatte sich so die Gewohnheit herangebildet, daß Langens bei Dahlheims den Weihnachtsabend und diese bei Langens den Neujahrsabend verbrachten. Nora war nicht von diesem nachbarlich-freundschaftlichen Verkehr erbaut. Frau Dahlheim sah wie eine angezogene Waschfrau aus; jedes fünfte Wort von ihr war eine humoristisch wirkende Entgleisung von den grammatischen Regeln der teuren Muttersprache und eine drollige Verdrehung von Fremdwörtern. Sie renommierte gern ein bißchen, im Gegensatz zu ihrem wortkargen Mann, dessen Beiträge zur Unterhaltung aus den stereotypen Bemerkungen „das stimmt“ oder „jawoll“, „das macht 'n großen Unterschied“ bestanden. Die Tochter, Fräulein Luise, verfügte, wie fast alle verwachsenen Menschen, über ein abnormes Quantum von Selbstgefälligkeit und Eigenliebe.

Nora hatte energisch gegen die Einladung der Familie Dahlheim für diesen Sylvesterabend protestiert, ohne daß es ihr gelungen war, die Mutter davon abzubringen. Desto gelegener kam ihr der fremde Herr, der, wie damals, an dem ersten Sonntag ihrer heimlichen Verlobung, Frau Wilhelmine, einen Luftzug von lachendem Frohsinn mit sich führte.

Doktor Stiel sprach von der letzten Woche seines

Pariser Aufenthaltes und gab dann Erinnerungen und andere fidele Sylvesterfeiern, die er früher mitgemacht hatte, zum Besten. Seine witzig pointierten Anekdotchen brachten Nora in eine übermüthig lustige Stimmung. Aber auch nur Nora. Lerchen war ebenso wenig wie seine künftige Schwiegermutter für die leichtfüßigen Scherze des Freundes aufgelegt, die Dahlheims fühlten sich durch die Gegenwart des fremden, eleganten Herrn geniert und saßen schweigsam und reglos auf ihren Plätzen, und nur Marianne zeigte die gleichmäßige, ruhige Freundlichkeit wie alle Tage.

Lerchens Augen folgten ihr, wie sie geräuschlos und anmutig hin- und herglitt und für das Behagen der Gäste sorgte.

„Die geborene Hausfrau,“ dachte er. Und ein heimlicher Wunsch schlang sich um diese Feststellung: daß Nora auch einmal ein so liebes, molliges Hausmütterchen werde wie ihre Schwester.

Marianne brachte eine gläserne Bowle mit Sylvesterpunsch und eine Platte Pfannkuchen herein und begann die Gläser zu füllen. Und der süße, heiße aromatische Trank übte seine alte, fast nie versagende Wirkung. Nach dem zweiten, dritten Einschenken wurde die allgemeine Stimmung wärmer, behaglicher, auch in die Dahlheims kam Leben. Der Frau be-

gann das Gesicht zu glühen; sie wurde gesprächig und meinte, es müsse ein Toast — sie sagte Toast — ausgebracht werden.

„Legen Sie sich keinen Zwang auf, Frau Dahlheim, wenn Sie toasten wollen,“ rief Nora mit einem schelmischen Augenzwinkern nach Ettl, ihrem Nachbar zur Linken. Der begriff sofort, daß es sich hier um einen Niesennuß handelte. „Sie würden uns sehr zu Dank verpflichten, gnädige Frau,“ ergänzte er mit einer artigen Verbeugung.

„Ich? Ach mein Gott, das ist für die Herrrens,“ sagte die Dahlheim.

„Den Damen der Vortritt,“ beharrte Ettl. „Ich sehe es Ihnen an, Sie haben uns was zu sagen, gnädige Frau.“

„Ja, meine Frau hat was zu sagen, das stimmt,“ sagte Vater Dahlheim, dem der Wunsch auch die Zunge löste. „Sie hält auch immer in der Liedertafel eine Rede. Nu, man los, Mutter, dafür sitzt Du auch im Sofa.“

Die Dahlheim räusperte sich. „Na, wenn sich denn niemand sonst zum Worte meldet, werde ich mir erlauben —“ Sie klopfte laut an ihr Glas und schob den Tisch etwas ab, um für ihre massige Persönlichkeit beim Erheben Platz zu machen. „Unvorbereitet, wie ich mich habe, erlaube ich mich ein paar

Worte zu sprechen. Meine Herrschaften, wir feiern hier Neujahrsabend. Es wär schön, wenn wir heute Verlobung feiern könnten — Fräulein Nora . . .“

„Aber Mutter — was fällt Dir ein?“ schrie Luise auffpringend.

„Was denn?“ fragte die Dahlheim unbefangen. „Hab ich vielleicht was Unanständiges gesagt? Die jungen Damen wollen alle gern heiraten, und man kann ihnen nichts Besseres zu Neujahr wünschen . . . ich meine nur . . .“

„Sie meinten sicher bildlich . . . die Vermählung des alten und des neuen Jahres in der Sylvesterstunde,“ sagte Marianne freundlich, indem sie die Gläser aufs neue füllte.

Frau Dahlheim nickte. „Sawohl,“ sagte sie kurz. „Ich wollte den Herrschaften allein ein glückliches neues Jahr und viel Segen wünschen. Daß es Ihnen in Berlin gut geht und die jungen Damen sich bald verheiraten . . . Das wollte ich . . . Darauf wollen wir anstoßen. Prost, meine lieben Herrschaften . . .“

Man stieß lachend an. Nora machte ein etwas enttäuschtes Gesicht, sie hatte Lustigeres erwartet. Frau Dahlheim war manchmal zum Wälzen komisch, besonders wenn sie in Fremdwörtern radebrechte. Aber Marianne hatte sie aus dem Konzepte gebracht.

„Hast Du Eier zurechtgelegt, Marianne,“ fragte Nora.

Die Schwester bejahte. „Wollen Sie auch Eiweiß gießen, Herr Doktor?“ wandte Nora sich an Eitel.

„Eiweiß — warum nicht Blei? . . .“

„Eiweiß gibt interessantere Figuren — allerdings treten sie erst über Nacht hervor . . .“

„O gewiß, ich mache mit . . .“

„Wer sonst noch? Der melde sich . . . Sie nicht, Herr Doktor Verchen?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich verzichte.“

Lutse Dahlheim wünschte das Eiweißorakel, ihre Mutter desgleichen; um nicht geziert zu scheinen, beteiligte sich auch Marianne.

„Eiweiß ist entschieden interessanter als Blei,“ rief Nora.

„Das hat 'n großen Unterschied,“ sagte Vater Dahlheim schläfrig.

Die Stimmung stieg von Minute zu Minute, je mehr sich der Uhrzeiger der Mitternachtsstunde näherte.

Marianne hatte die Fenstervorhänge zurückgezogen und die Fenster geöffnet. Die Liedemannsgasse machte einen ganz feierlichen Eindruck, die Bürgersteige waren gedrängt voll von festlich gestimmten

Menschen, die den Zwölfuhrschlag erwarteten, und die vielen erleuchteten Fenster wirkten wie eine große Illumination.

Doktor Ettel trat neben Marianne. „O, über die Undankbarkeit der Menschheit!“ sagte er scherzend, doch mit einem ernsteren Unterton in der Stimme. „Mit Lachen und Halloh tragen sie das alte Jahr zu Grabe. Als ob es ihnen allen ein Feind gewesen wäre. Der König ist tot, es lebe der König! So ist die Welt. So ist das Leben. So sind die Menschen. Immer unzufrieden mit dem Gegenwärtigen —“

„Oder vielmehr: immer voll Hoffen und Erwarten auf das Zukünftige,“ ergänzte Marianne. „Wer möchte es den Menschen verargen, daß sie mitten in Dunkel und Kälte des alten nun dem neuen Jahr zujubeln, das ihnen den Frühling bringt, das vielleicht alle Hoffnungen und Wünsche, die das alte unerfüllt gelassen, nun doch erfüllen wird. Die Hoffnung ist doch wohl eigentlich das einzige wahre Glück des Menschen, es ist das ewige Frühlingsgrün am Baum des Lebens —“

„Das ewige? — Sie sind noch jung, Fräulein, junge Augen glauben an ein Immergrün des Hoffens, ältere nicht mehr. Dem Frosthauche des Schicksals und — der Erfahrungen widersteht das frühlingsfrische Hoffnungsgrün auch nicht.“

„Ich meine doch, es müßte auch das Schicksal überdauern. Unbefangene Augen sehen auch über dem Dunkel der Sterbestunde das leuchtende Morgenrot der Hoffnung. Hoffnungslosigkeit ist das Ende aller Dinge, Verzweiflung — Tod,“ sagte Marianne sinnend.

In diesem Augenblick trat Luise Dahlheim an das Fenster. Marianne wich zur Seite und machte ihr Platz neben Doktor Ettel. Am Tische sprach Frau Dahlheim laut und lebhaft mit der Hausfrau.

„Es tut uns wirklich leid, daß Sie weggehen, liebe Frau Langen. Aber recht haben Sie ja! Berlin ist eine herrlich schöne Stadt. Ich war als Mädchen einmal da . . .“

„Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland, Frau Dahlheim,“ gab Frau Helene mit ihrer milden, etwas schleppenden Stimme zurück. „Ich möchte nicht aus der Tiedemannsgasse begraben werden. Sonst ist's mir ganz egal, wo ich abbleibe. Wenn ich zum Beispiel am Regentenplatz wohnen könnte, würde ich mich nicht lange besinnen.“

„Wat Sie mit dem Regentenplatz haben —“ die Dahlheim war sehr aufgeräumt geworden und lachte laut — „denn noch lieber in die Königsallee, da ist doch ein bißchen mehr Verkehr. Wenn ich's große Los mal gewinne, lauf ich mich eine Filla in

der Königsallee, und dann geh ich nich mehr spazieren, dann seh' ich mich Sonntags in meine Vigilanta und lasse die Leute vorbeibestillieren . . .“

Nora, die mit ihrem Bräutigam am zweiten Fenster stand, stieß diesen an. „Hör mal die Dahlheim. Nun taut sie auf, nun gib't's was zu lachen, paß mal auf . . .“

Verchen antwortete nicht. „Soll ich Dich wirklich den ganzen Abend keine Minute für mich allein haben?“ sagte er leise. „Es ist geradezu schrecklich. Und am letzten Abend . . . Morgen Abend um elf Uhr fahre ich ab . . .“

„Ach — ich dachte erst übermorgen früh.“

„Nein, es ist besser, daß ich den Nachtzug benutze und gleich früh zur Stelle bin. Mir ist nie ein Freund ungelegener gekommen als gestern Ettel . . . Die Trennung von Dir fällt mir furchtbar schwer, Nora; ich weiß gar nicht, daß Du so lustig sein kannst . . .“

Sie drückte die Stirn gegen das Fensterkreuz. „Soll das ein Vorwurf sein, Oskar . . .“

„Nein, gewiß nicht, aber ich wünschte, daß alle Menschen, die hier in unserer unmittelbaren Nähe sind, sich für eine Stunde oder zwei in Dunst auflösen und verschwänden. Wann soll ich den Abschied von Dir nehmen? Morgen wird Ettel mich wieder den ganzen

Tag mit Beschlag belegen. Und ich hätte Dir noch so viel zu sagen. Denke doch — die lange Zeit —“

„Drei Monate. Gott, die Zeit läuft so rasch, Oskar. Nachher genießen wir einander ja täglich —“

„Die Mutter muß nachgeben. Diese lange Verlobungszeit ist ein Unding . . .“

„Ja, erst war's mir ja auch ein schrecklicher Gedanke, aber jetzt hab' ich mich schon ganz daran gewöhnt. Man ist schließlich sein ganzes Leben lang verheiratet, Schatz, und nur einmal jung.“

Ueber Verchens Büge ging ein Schatten, aber er antwortete nicht. Das Licht der Straße fiel hell auf Moras weißes Gesichtchen und drückte einen blanken Silberreflex auf das duftige, seidig krause Schwarzhhaar. Wie sie so da stand, die Hand leicht auf das niedrige Blumengitter gestützt, den Oberkörper etwas vornüber geneigt, kam der ganze herzzgewinnende Liebreiz ihrer Erscheinung zur Geltung. Die ernst und dunkel gewordenen Augen des Mannes leuchteten plötzlich wieder auf. Die aufflammende Zärtlichkeit für das reizende Geschöpf rannte den Unmut über ihre Bemerkung über den Haufen. Am liebsten hätte er sie an sich gerissen, und die Tatsache, daß er das nicht konnte, daß hinter ihnen fremde Menschen saßen, denen sie ihr junges Glück verheimlichen mußten, daß er steif und gerade neben seiner

Braut stehen mußte, während der Wunsch, sie zu umfassen, ihm in allen Nerven zuckte, erhöhte und verschärfte seine Sehnsucht zu einem beinahe krankhaften Begehren . . .

Da hub die Turmuhr an zu schlagen . . . Mit eherner Stimme sangen die Glocken dem alten Jahre den Grabgesang. Und die tiefen, in diesem Augenblicke seltsam ergreifend klingenden Schwingungen der Kirchenglocken mischten sich mit dem brausenden Stimmengewirre in den Straßen, dem tausendstimmigen „Prosit Neujahr!“ das wie eine einzige große Welle straßauf- und straßabwärts flutete, das in hundertfachem Echo aus den offenen, dichtbesetzten Fenstern der Häuser herabließ, hinüber, herüber scholl und sich von Mund zu Mund weiter pflanzte.

„Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!“ Das brüllte, gröhlte, lachte, pfiß, jauchzte in allen Tonarten durch die Winternacht. Hier und da steigerte sich der Jubel zu wüsten Radauszenen. Fastnachtstnarren schnurrten, Kindertrompeten tuteten, in einer entlegenen Gasse knallten Freudenschüsse, einige besonders festfrohe junge Leute machten ihren überschäumenden Gefühlen durch Zylindereintreiben und mit anderen geistvollen Scherzen Luft.

Auch oben bei Frau Langen wütete der Rausch der Zwölfuhrstunde, die den Begeisterungstaumel der

Menge entfachte. Bei dem ersten Glockenschlage fuhr Vater Dahlheim aus seinem Punschbüsel in die Höhe und raste, „Prost Neujahr!“ brüllend, wie besessen durch die Stube. Und Frau und Tochter sekundierten ihm, es war, als wenn jedes Mitglied der Familie Dahlheim eine besondere Ehre darin suchte, den anderen an Stimmenstärke und Lungenkraft zu übertrumpfen. In dem Hummel achtete kein Mensch darauf, daß das Brautpaar sich heimlich hinter der Gardine küßte.

Auch Ettl reichte Marianne die Hand. „Prost Neujahr und ein angenehmes neues Jahr . . .“

Sie erwiderte flüchtig den Händedruck und murmelte zerstreut einen gleichen Wunsch . . . Solche Sylvesterstunde ergriff sie jedesmal bis ins Seeleninnere. Sie sah still hinaus in die Nacht und dachte, was das neue Jahr wohl bringen würde. Ob es die graue Dämmerung der verfloffenen Jahre wohl auslösen würde in Licht, oder ob das Dämmergrau erträglicher Verhältnisse ganz zu Nacht werden würde — wer konnte es wissen! . . .

Es schneite. Ganz sachte hatte es eine halbe Stunde vor Mitternacht begonnen, ein leises, sanftes Herabrieseln von kleinen und großen Flocken, ein Wehen wie von Frühlingsblättern und weißen Schmetterlingen. Dann wurde es allmählich stärker;

in dem Augenblicke, als das alte Jahr in den Schoß der Geschichte hinabglitt und die Glocken ihr Hallelujah über das neue anstimmten, wirbelten und tanzten die Schneeflocken zu Millionen in der Luft und schichteten sich zu glimmernden Silbertüchern über die Dächer. Das gab der Neujahrsnacht ein seltsam stimmungsvolles Gepräge. Schneegewirbel, erhellte Fenster, tosender Straßenlärm, Sylvesterjubiläum, majestätische Glockenklänge — und alles durchbringend die feierlichen Töne eines Chorals, den nach altem Brauche die städtische Kapelle auf dem Regentenplatze spielte.

„Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart . . .“

Weich und voll schwebte die ernste Musik über das tolle Straßentreiben.

Marianne lehnte sich weit vor. Die kalten Schneeflocken wehten über ihr heißes Gesicht und blieben wie weiße Blüten in ihrem Haar hängen. Sie horchte andächtig auf den Choral, der wie ein Mahnen an die Ewigkeit durch das laute, aufgeregte Toben und Schreien der Stunde ging . . .

Das Lachen und Kreischen hinter ihr klang mitklönend in ihre Gedanken und Empfindungen hinein, sie fürchtete sich ordentlich, sich umzuwenden. Eine Sehnsucht nach Einsamkeit und Stille ergriff sie . . .

Frau Dahlheim war heimlich mit der geleerten Bowle in die Küche gegangen und hatte aus den Resten Wein und Rum, die sie in den Flaschen vorfand, eine zweite Auflage von Punsch zusammengepanscht. Doktor Ettel stieß eben mit ihr an.

„Prost Neujahr, gnädige Frau! Auf das große Los und die „Filla“ in der Königsallee . . .“

„Mit der Vigilanta,“ rief Nora. „Herrje, Frau Dahlheim! Da komm’ ich Sie extra von Berlin besuchen.“

„Müssen Sie auch, müssen Sie auch, Fräulein Nora,“ jubelte die Dahlheim. „Ganz aussichtslos ist das nicht, müssen Sie wissen. Wir spielen ein Viertellos in der Sächsischen, das schon seit neunundvierzig Jahren in unserer Familie ist. Mein Vater selig hat mal in der Nacht zu den heiligen drei Königen die Nummer geträumt. Das trifft immer ein, wissen Sie —“

„Hu, das wird fein, Frau Dahlheim, wenn wir Sonntags in der Vigilanta die Menschheit vorbeidestillieren lassen —“

„Ja, ich weiß wohl, was fein ist, Fräulein Nora. Ich hab’ als Mädchen immer bei hohen Herrschaften konditioniert. In die Stube lege ich mich dann echte Smirgelteppiche und vor die Türen hänge ich mich orientalische Chafelonges —“

„Wa—s?“ schrie Nora. „Sie meinen Portieren, Frau Dahlheim.“

„Sawohl, echte Titjis —“

„Mein Gott, wie kann man nur über so etwas so lachen,“ sagte Verchen verstimmt.

Nora drehte sich rasch um.

„Gönnen Sie mir meine Lustigkeit nicht, Herr Doktor?“

„Von ganzem Herzen. Aber die Ursache zu dieser allgemeinen Heiterkeit ist mir zu schäbig . . .“ Verchen war wirklich ungehalten.

Nora überhörte die halblaute Bemerkung anscheinend. „So schließ doch endlich das Fenster, Marianne,“ rief sie, „es schneit ja hinein, und gemüthlicher wird die Temperatur auch nicht . . . Wir wollen jetzt orakeln . . .“

Unter Lachen und Scherzen wurden die Eier aufgeschlagen, jeder ließ sein Eiweiß in das bereit gestellte Glas Wasser laufen. Nora befestigte an jedem Glas einen Zettel mit dem Namen des Orakelheischenden.

Dann drängte Verchen zum Aufbruch.

Draußen war es unterdessen stiller geworden. Als die beiden Herren auf die Straße traten, hasteten nur noch vereinzelt Fußgänger über die Bürgersteige. Die Menge hatte sich zum größten Theile in die Wirtsz-

häuser vertellt, aus denen Lärm, Lachen, Gesang und Musik auf die Straße drangen.

„Nun, es war ja ganz fidel oben,“ sagte Ettel lachend, „ist lange her, daß ich in Familie simpelte. Klug bin ich aber immer noch nicht aus der Gesellschaft geworden. Welche von beiden ist nun Ihre?“

„Meine?“

„Na, selbstverständlich. Sie werden mir doch kein X für 'n U machen. Natürlich haben Sie mit einer von den hübschen Schwestern ein Tachtelmechtel. Aber mit welcher —“

„Ja, mit welcher! Welche gefällt Ihnen denn am besten?“

Ettel besann sich ein Weilchen. „Die Schwarze zum Lieben, die Blonde eventuell zum Heiraten. Die Kleine ist zum Anbeißen, Leckerli — aber die Blonde ist verdaulicher, bekömmlicher, merken Sie sich das, Mann Gottes.“

„Danke,“ sagte Verchen trocken.

Sie schwiegen eine Weile. Ettel begriff, daß man an diesem Punkt besser nicht weiter rührte.

„Ich habe mich heute Abend rechtchaffen geärgert,“ fuhr Verchen fort. „Ist das ein billiges Amüsement, eine unwissende, angedufelte alte Frau aufzuziehen —“

„Na, weinen konnten wir deswegen doch auch

nicht. Sie sind mächtig miesepetrig angehaucht, Verchen.“

„Das hält man nicht für gut in der Neujahrsnacht. Kommen Sie, wir gehen noch ein bißchen in das Restaurant von meinem Hotel und leisten uns zu Zwei'n ein Bowlschen extrafein . . .“

„Ich möchte lieber nach Hause. Ich hab' Kopfschmerzen. Ich kann den verdammten Kumpunsch nicht vertragen.“

Ettel machte keinen Versuch, Verchen umzustimmen. An der nächsten Straßenecke, von der aus Ettels Hotel in ein paar Schritten zu erreichen war, schieden sie.

Verchen hatte noch ziemlich weit zu gehen. Die Straßen, die er jetzt durchkreuzte, waren fast menschenleer. Hier spannte sich die Schneeschicht wie ein weißer, dicker, silberig glänzender Teppich über das Pflaster, in dem der Fuß lautlos versank und sichtbare Spuren hinterließ. Die Luft war dunkel umzogen und taumild.

Verchen ging ohne Eile, fast langsam. Die Stille in diesen Straßen, der weiße Frieden und die kühle Frische der Winternacht wirkten wohlthuend nach dem Lärm und der heißen, dumpfen, von Punschgeruch erfüllten Stubenluft, der er eben entronnen war.

In der Wohnung seiner Schwester war schon

alles dunkel und zur Ruhe. Aber kaum hatte er vorsichtig und geräuschlos die Vorsaaltür geöffnet, als ihm ein helles, dreistimmiges „Profit Neujahr, Dunkel!“ entgegen donnerte. Und ehe er es sich versah, hatte er das Trio um sich, die beiden Jungen und das Mädchen, die in ihren Bettchen seine Heimkehr abgewartet hatten — alle drei in Nachtmitteln und Pantöffeln. Und sie hingen sich an ihn und erzählten ihm von dem schönen Abend, den sie gehabt, wie sie bis zwölf hätten aufbleiben dürfen und mit der Mutter und dem neuen Papa und dessen Schwester Punsch getrunken und angestoßen hätten . . .

Dann kam die Mutter im hastig übergeworfenen Schlafrock und schickte die kleine animierte Gesellschaft schleunigst in ihr Schlafzimmer zurück.

„Fröhlich Neujahr, Oskar!“ sagte sie und setzte etwas pikiert hinzu: „Eine Stunde früher hättest Du auch kommen dürfen. Wir haben bis halb Eins auf Dich gewartet.“

„Es war mir nicht möglich, Ella,“ sagte er. „Ihr habt Euch sicher auch ohne mich gut unterhalten.“

„Das wohl . . . aber . . . na, Du hättest jedenfalls Besseres vor. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Ella, träume süß ins neue Jahr hinein . . .“

Lerchen nahm die Kerze vom Tische und ging in sein Zimmer. Da war es ruhig und dunkel. Er stellte den Leuchter mit der Kerze auf den Waschtisch in der Ecke, machte beide Fenster auf und setzte sich, den Blick nach draußen gerichtet, auf das kleine Sofa an der Breitwand.

„So sollte man Sylvester feiern!“ sagte er zu sich. „Still und allein. In der Sylvesterstunde sollte man sich nur selber als Gesellschafter gut genug sein. Wie kann man nur . . . Wie kann man nur . . .“

Er schluckte ein paarmal. Es war ihm, als hätte er einen unangenehmen Geschmack auf der Zunge, den er nicht los wurde. Ihm war im ganzen unbehaglich zumute. Ettels mokante Stimme lag ihm in den Ohren: „Die Schwarze zum Lieben, die Blonde zum Heiraten.“

Das war ja eine geradezu beleidigende Kritik über Nora!

Trotz seiner stürmischen Zärtlichkeit für seine Braut war etwas von der Warnung ihrer Mutter in ihm hängen geblieben: „Ich fürchte, Nora wird Sie enttäuschen, Sie werden in ihr nicht finden, was Sie zu finden hoffen . . .“

Worte, die seltsam in dem Munde einer ihr Kind vergötternden Mutter klangen. Er hatte keinen Wert

darauf legen wollen, aber zuweilen dachte er doch daran. Moras Verhalten an diesem Abende verstimmte ihn, ohne daß er sich eigentlich klar darüber war, was er ihr vorzumerfen hatte.

Ihre ausgelassene Lustigkeit war doch kein Verbrechen. Sie war eben jung . . . Er selber war nur kurze Zeit wirklich jung gewesen; es lag in den Verhältnissen, daß er es verlernt hatte, über nichts und wieder nichts so herzlich zu lachen, wie nur Jugend und harmloser Uebermut lachen können.

Das Leben war ihm unter denkbar günstigsten Schicksalsauspizien angegangen. Seine Geburtsstadt war Köln, wo sein Vater, der Sanitätsrat Verchen, eine einträgliche ärztliche Praxis in den ersten Kreisen hatte. Die Mutter war früh gestorben, und der Vater hatte sich nicht wieder verheiratet — aus Liebe zu seinen Kindern nicht, wie er sagte, in Wahrheit weil das ungebundene Witwerleben dem genußsüchtigen, leichtlebigen Mann mehr zusagte, als das Freiheiten beschränkende Verhältnis der Ehe.

Der Sanitätsrat liebte seine beiden Kinder — wie Egoisten lieben. Ihre Erziehung, die von bewährten Hilfskräften besorgt wurde, verursachte ihm keine Unbequemlichkeiten, und im übrigen konnte der Vater mit seinen zwei hübschen, gut gewachsenen, liebenswürdigen, ungewöhnlich begabten Kindern Staat

machen. Sie machten ihm Freude, und er kargte nicht mit Beweisen seiner väterlichen Zärtlichkeit. Puppen und Spielsachen, das Stück zu hundert Mark, waren nichts Seltenes auf den Weihnachts- und Geburtstagsstischen. Kein Wunsch blieb ihnen unerfüllt. Die Universitätsjahre vergingen dem mit reichen Wechseln gesegneten Studenten in dulci júbilo, und als er nach Abschließung seiner Studien als neugebackener Doktor der Philosophie dem Vater erklärte, daß er seine errungene Weisheit lieber in die Münze des praktischen Lebens umsetzen und, anstatt sein Licht auf den Kathedern der Hörsäle leuchten zu lassen, Schriftsteller und Journalist werden möchte, stieß er auf keinen hartnäckigen Widerstand.

Der Sanitätsrat haßte alle aufregenden Auseinandersetzungen. Seine Kinder sollten nach ihrem eigenen Gusto selig werden, sagte er. Ein tüchtiger Journalist wiege mindestens ebenso schwer auf der Waage sozialer Wertschätzung wie ein mittelmäßiger Dozent.

Oskar verbrachte einige Jahre im Auslande, in Frankreich, England und Norwegen. Seine Reiseberichte wurden von den angesehensten deutschen Zeitungen abgedruckt, ein paar vielgelesene Tageblätter baten ihn um seine ständige Mitarbeiterchaft, kurz, seine journalistische Laufbahn schien gesichert. Er

nahm das Leben leicht; Papa schickte reichlich Zuschüsse. Seine Arbeiten wurden gut bezahlt, und um die Zukunft machte er sich wenig Sorgen.

Der plötzliche Tod des Sanitätsrates warf den ersten Schatten in sein Leben. Bei einer Operation hatte sich der Arzt eine Blutvergiftung zugezogen, die binnen vierundzwanzig Stunden seinen Tod herbeiführte. Er hinterließ einige tausend Mark ausstehender Forderungen und ungefähr ebenso viele Schulden. Der bare Nachlaß ging, die Kosten der Beerdigung eingerechnet, ziemlich Null in Null auf. Die Versteigerung der übrigen Hinterlassenschaft erzielte auch keine erhebliche Summe. Kurze Zeit nach des Vaters Tod starb auch Elias Mann, ein vermögensloser Privatbeamter, und ließ sie mit drei kleinen Kindern in verzweifelter Lage zurück. Die Familie wäre unfehlbar der öffentlichen Fürsorge anheimgefallen, wenn Oskar sich ihrer nicht angenommen hätte. Es stand sofort bei ihm fest, daß er für seine Schwester und deren Kinder einzutreten habe und für sie sorgen müsse.

Unter den obwaltenden Umständen mußte er es als ein besonderes Glück betrachten, daß ihm durch die Vermittelung eines Bekannten eine wenn auch keineswegs glänzende, so doch feste und auskömmliche Stellung in W. als zweiter Redakteur an der „Volkzeitung“ geboten wurde. Unter anderen Verhältnissen

würde er dankend abgelehnt haben; die Aussicht, jahrelang, vielleicht zeitlebens in dem öden Fabrik-
neste festzuleben, war nichts weniger als verlockend,
aber jetzt galt es, alle persönlichen Wünsche den In-
teressen der Familie zu opfern.

Mit Jugendlust und Jugendtorheiten war es
endgiltig vorbei. Die Verhältnisse erforderten ein
volles Aufgehen in die freiwillig übernommenen
Pflichten und ein volles Anspannen seiner Arbeits-
kraft. Er durfte nicht mehr an sich selber denken;
er lebte für die Seinen.

Es fiel ihm nicht einmal so sehr schwer. Er
hatte viel Familiensinn; die Geschwister hingen innig
an einander, und die Kinder liebte er, als wären es
seine eigenen. Was man gerne tut, fällt niemals
schwer. Er hatte sich vollständig an den Gedanken
gewöhnt, daß es immer so bleiben werde.

Selbst dann noch, als er Nora kennen lernte
und sich in sie verliebte. Sie waren ja alle im Geschäft
in sie verliebt, vom gestrengen Herrn Chefredakteur, der
zugleich Mitteigentümer der Zeitung war, bis zu dem
kleinen Setzerlehrling, den der Metteur gelegentlich
mit einer Frage ins Bureau schickte . . . Und sie
hatte für jeden ein wohlwollendes Lächeln, einen
freundlichen Blick, ein bißchen anmutige, diskrete
Kofetterie. Aber ihn — — ihn bevorzugte sie doch

vor den anderen, daß merkte er wohl, wenn sie beim Fortgehen aus dem Bureau zögernd an der Thür stand, an ihren Handschuhen nestelte und offenbar darauf wartete, daß er sie, wie meistens, ein Stück Weges begleitete, und an ihrer verstimmten Miene, wenn sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sah.

Ein paar sehnsüchtige Wünsche rankten sich an ihm empor, aber er unterdrückte sie tapfer. Das war ja abgetan.

Es war aber doch nicht abgetan für immer. Die Vorsehung hatte es besser mit ihm im Sinn. Ella verlobte sich wieder mit einem gutsituierten, angesehenen älteren Herrn, der ein eigenes Geschäft und eine eigene kleine Villa vor dem Tore besaß und der ihre und der Kinder Zukunft sicher stellte. Im Januar sollte die Hochzeit sein.

Ella war selig. Wenn sie glückstrahlend von der Zukunft und ihrem neuen schönen Heim sprach, beschlich Oskar eine kleine Bitterkeit. Auch die Herzen der Kinder hatte der künftige Vater mit seinem gütigen Wesen und seinem liebevollen Eingehen auf ihre kleinen Interessen im Sturme gewonnen, der Dunkel war plötzlich eine Nebenperson geworden. Niemand gab sich die Mühe zu erwägen, was aus ihm wurde, wenn sich der Haushalt, dessen Kosten er bestritten hatte, auflöste und er das festgefügte kleine Heim

wieder mit einem möblierten Zimmer vertauschen mußte. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit getan und konnte gehen.

Aber größer und nachhaltiger als diese Regung war doch die Freude über seine neu geschenkte Freiheit. Nun stand nichts mehr seinen Wünschen im Wege. Das Glück lachte ihm wieder nach den Jahren der Askese und der aufopfernden, selbstverleugnenden Pflichterfüllung für andere. Seine Bewerbung um die vakante Stellung eines Feuilletonredakteurs an der Berliner Zeitung hatte Erfolg, die Bahn lag wieder glatt vor ihm.

Nun hielt ihn nichts mehr zurück, sich Nora zu nähern. Auch da hatte er Glück . . .

Wie lang ist solche Neujahrsnacht . . . Draußen geht ein Windzug durch die Luft und bringt die Schneemassen auf den Dächern und den Planken in Bewegung, sie winken wie mit weißen Geisterhänden durch das Dunkel und helle Schwaden ziehen durch das Fenster und schwanke an dem Träumer vorüber. Das sind die Jahre, die kommen, durchsichtige Nebelgestalten und doch umschleiert von Geheimnisvollem, Unenträtseltem. In den Ecken aber hocken die Jahre, die waren, die vergangenen, und sie haben Augen wie Katzen, die im Finstern glimmern.

Als Verchen am nächsten Vormittage gegen elf erwachte, waren die Gespenster der Neujahrsnacht abgezogen. Am frühen Morgen hatte sich der Wind gedreht, war Frost eingetreten. Die Wintersonne sandte ihr konventionelles kühl freundliches Lächeln über glitzernde, blitzernde Schneekristalle, die die Welt in ein märchenhaftes, landiertes Anusperhaus verwandelt hatten.

Verchen hatte gut geschlafen, und sein Kopf war beim Erwachen leicht und frisch. In dieser Stimmung erschien ihm seine Verdrießlichkeit vom verfloffenen Abende töricht und unberechtigt. Was wollte er denn von Nora? Sie war vergnügt gewesen, er nicht . . . das war doch keine Ursache, sich aufzuregen und sich in eine völlig ungerechtfertigte Bitterkeit hineinzuwühlen.

Als er gegen 1 Uhr zu Langens kam, war Ettel schon da. Sie waren beim Besichtigen und Deuten der Sylvesterorakel. Verchen hörte schon auf der Treppe das glockenhelle Lachen seiner Braut.

Die Einweißgebilde gaben ausreichend Ursache zum Scherzen und Neckten. Aus Mariannes Orakel war nicht viel zu machen, es sah halb wie ein Stiefel, halb wie eine Schubkarre aus. Marianne meinte lachend, daß es nur zwei Deutungen zulasse: entweder sei ein Schuster oder ein Bergmann für sie zum

künftigen Ehegemahl bestimmt. Ettel war noch übler daran. In seinem Glas lag das Stweiß zu einem sackartigen Klumpen zusammengeballt am Boden.

„Ich werde doch nicht auf meine alten Tage Sackträger werden,“ meinte er kopfschüttelnd, „sehr verheißungsvoll sieht das Ding nicht aus.“

„Vielleicht ist Ihr Konto bei Fortuna schon zu sehr erschöpft, Herr Doktor. Sie will andeuten, daß jemand, der einen schweren Sack voll Glück hat, diesen Sack zuschnüren und nichts weiter begehren soll . . .“

„Oder es bedeutet: die dicke Geldklage, die seine geistigen Interessen und somit den Ruhm seiner Zukunft auffrisht,“ scherzte Verchen . . .

Am meisten gab Moras Glas Anlaß zum Raten und Auslegen. Das war wie ein Schiff mit geschwellten flaumartigen Segeln und spinnwebfeinen Fäden, die an die Oberfläche des Wassers strebten, behangen mit funkelnden Silberkugeln.

„Wenn das nichts Außergewöhnliches bedeutet, lasse ich mich hängen. Solch ein Glücksschiff!“ sagte Ettel.

Den Nachmittag verbrachte Verchen allein bei Sangens.

Das Brautpaar hatte noch vieles miteinander zu besprechen. Ettel hatte sich unter einem plausiblen Vorwande zurückgezogen.

Frau Helene bat ihren zukünftigen Schwiegersohn, in Berlin nach einer passenden Wohnung für sie zu fahnden und eventuell zu mieten. Sie selbst sparte dadurch Zeit und Geld. „Sie kennen ja unsere Wünsche, vier Zimmer, ein Empfangs-, zwei Arbeits- und ein Schlafzimmer für mich und die Mädchen. Möglichst billig und anspruchslos. Aber nur keine Liebesmannsgasse!“

Berchen versprach, sein Bestes zu tun, um eine freundliche Wohnung ausfindig zu machen.

Mit Eitel zusammen fuhr er nachts ab.

Am 3. Januar trat er seine neue Stellung an.

Es wurde ihm anfangs nicht ganz leicht, sich in die fremden Verhältnisse hineinzuleben. Er merkte jetzt erst, wie schwerfällig ihn das jahrelange Arbeiten in der Provinzstadt gemacht hatte. Mit seinem bisherigen Chef hatte er auf gemüthlich freundschaftlichem Verkehrsfuße gestanden, wie in der Redaktion der „Volkszeitung“ überhaupt ein familiärer Ton herrschte. Ganz anders hier. Unter den Kollegen machte sich ein erkältend gespanntes Verhältnis bemerkbar. Berchen erfuhr gelegentlich die Ursache. Kurz vor Weihnachten hatte der Chefredakteur sich mit zwei Unterredakteuren überworfen, das Ergebnis war die Kündigung der beiden zum 1. April. Die Verstimmung über den Vorfall theilte sich dem ganzen Bureaupersonal mit,

man nahm für und wider die Beteiligten Partei, und dabei kam es nicht selten zu persönlichen Reibereien.

Der Verleger des Blattes, Herr Adam Pretorius, machte nicht viel Federlesens mit seinen Angestellten. Zehnmal am Tage platzte er in die Redaktionsräume, gab barsch und kurz seine Weisungen und scheute sich nicht, irgendwelche Irrtümer oder Versehen grob und rücksichtslos in aller Gegenwart zu rüffeln. Auch die Damen, die in der Redaktion beschäftigt waren, mußten sich das gefallen lassen. Verchen dachte mit heimlichem Schrecken an die Zeit, wo Nora hier hinter ihrer Schreibmaschine sitzen würde. Solche Behandlung war sie nicht gewöhnt und würde sie sich wahrscheinlich auch nicht bieten lassen.

Unter diesen Verhältnissen war es ihm nicht möglich, sich einem von den Kollegen enger anzuschließen. Mit Ettl, der trotz seines Kentnerdaseins immer ungemein in Anspruch genommen war, traf er auch nur selten zusammen.

Nachmittags ging er gewöhnlich auf die Wohnungssuche. Je länger er suchte, desto mehr entmutigte ihn das vergebliche, ermüdende Treppauf, Treppab. Es war wirklich nicht leicht, das zu finden, was Frau Helene wünschte. Der Liedemannsgassen waren in Berlin gar so viele. Der Norden und der Osten und das Zentrum, ja zum Teil auch der Westen be-

standen aus lauter Liebemannsgassen, aus geraden, grauen, eintönigen Straßen voll langweiliger Mietshäusern, voll Staub und Lärm. In eine Vorstadt konnte Frau Langen aus geschäftlichen Gründen nicht ziehen, und in den besseren Privatstraßen kostete eine Wohnung von vier Zimmern das Doppelte der von ihr für Miete ausgeworfenen Summe.

Zuweilen kam er durch diese erfolglose Sucherei in eine grimme Laune. Was war das überhaupt für 'ne verrückte Idee von der Frau, nach Berlin zu ziehen, ihre und ihrer Töchter Existenz auf eine Karte zu setzen, auf ihre alten Tage solche Veränderungen vorzunehmen! Statt daß sie Nora heiraten ließ und ruhig an Ort und Stelle blieb, wo sie ihr Auskommen fand, spielte sie mit ihrer Existenz *va banque*. Freilich war es Nora in erster Linie gewesen, die der Mutter den Plan eingeflößt hatte.

Mitte Februar traf er eines Tages auf einem Wohlthätigkeitsbazar Frau Dr. Fehner. Sie hatte mit einer jungen Dame zusammen die Sektbude und rief ihn, als er vorüberging, an.

„Sieh mal an, Herr Doktor! Bringen Sie mir keine Grüße aus M.“ sagte sie freundlich und gab ihm die Hand.

Verthen mußte zugestehen, daß ihm Grüße aufgetragen waren, aber daß es ihm an Zeit (in

Wahrheit an Lust) gemangelt hatte, sich ihrer zu entledigen.

Frau Wilhelmine winkte ihm, hinter das Büfett zu kommen, wo ein paar Stühle standen. Sie wollte von Nora erzählt haben und wie es Frau Langen ging, und ob diese bald zur Wohnungssuche käme. Da berichtete Verchen von seinem fruchtlosen Bemühen tagaus, tagein, und daß er bald alle Hoffnung, etwas Nichtiges zu finden, aufgebe. Frau Wilhelmine lachte. „Die Herren sind so furchtbar unpraktisch in solchen Dingen. Soll ich Ihnen mal suchen helfen? Ja? Wollen wir mal zusammen los gehen?“

„Das wird was Rechtes nützen,“ dachte Verchen, aber die Höflichkeit erforderte, daß er entzückt zustimmte und sich noch dazu für die Gefälligkeit der Dame bedanken mußte.

„Schön. Also Dienstag mittag ein Uhr bei Kranzler. Ihnen recht so?“

Verchen machte gute Miene zum bösen Spiel und war einverstanden. Pünktlich um die verabredete Zeit war er zur Stelle. Gleich darauf kam Frau Fehner. Sie nahmen an einem kleinen Fenstertisch Platz, und während Frau Wilhelmine ihre Schlagfahne löffelte, setzte sie Verchen ihre Pläne auseinander.

„Frau Langen muß in ein Gartenhaus ziehen. In das Seiten- oder Quergebäude eines vornehmen

Herrschaftshausen in einer feinen Straße. Da hat sie alles, was sie wünscht! Ruhe, vielleicht sogar was Grünes vor Augen und mäßigen Mietpreis. Wir veranlassen den Hauswirt, daß er ihr gestattet, vorne ein kleines Schild anzubringen; im übrigen muß sie ihre Kundschaft doch meistens durch Empfehlung und Annoncieren haben.“

Das leuchtete Lerchen ein. Auf den Gedanken war er selber noch nicht gekommen. Gewiß, ein Gartenhaus war das einzig Aussichtsvolle.

Dann zogen sie zusammen ab. Frau Wilhelmine inklinierte für das feine Charlottenburger Stadtviertel. Sie fuhren mit der Elektrischen bis zum Wittenbergplatz und begannen von da aus in den angrenzenden Straßen die Häuser auf die schwarzroten Zettel zu inspizieren. Wirklich fanden sie in der Kleiststraße ihnen Zusagendes. Vorn ein pompöses Gebäude, dessen mächtige, aus Eisen und Kristall konstruierte Türen den Einblick in ein weites Vestibül gestatteten. Schwarze Marmortreppen, Smyrnaläufer, ein vergoldeter Fahrstuhl, der wie ein großer Papagei käfig aussah. Ein bescheidenerer Eingang führte zu den Hinterhäusern. „Eingang zum Mozartpart!“ stand darüber“.

„Mozartpart“, sagte Frau Wilhelmine bedenklich, aber sie lachte laut auf, ihr frisches, herzhaftes, an-

steckendes Lachen, als sie den „Park“ betraten. Durch die Aufstellung einer großen Mozartbüste am Ende des langgestreckten, sechs Fuß breiten Rasenstreifens hatte ein ingeniöser oder größenwahnsinniger Hausbesitzer den Hof in einen „Mozartpark“ verwandelt. „Kein schlechter Kniff,“ meinte Frau Wilhelmine, „es macht sich entschieden dekorativer: Mozartpark, anstatt Kleiststraße, Nummer 10 und 10, Hinterhaus.“

Die zum April vermietbare Wohnung im ersten Stode des Seitenflügels war nicht übel. Die Portiersfrau malte überdies die sommerlichen Reize des „Parks“ in berückenden Farben: Rasen, Geranien, Springbrunnen . . .

Am Abend schrieb Verchen Frau Helene, daß er eine gute Wohnung gefunden habe. In einem ruhigen Gartenhaus. Auch er erwähnte etwas von grünem Rasen, von roten Geranien, von einer Fontäne, vom Mozartpark. Er war wirklich zu glücklich über den Fund. Frau Helene schrieb dann auch postwendend, er möge in ihrem Auftrage die Wohnung mieten.

Verchen hatte eigentlich keinen Verkehr bei Fehners anbahnen wollen, aber nun kam er doch nicht an einem Besuche vorbei. Eines Sonntags mittags machte er sich auf.

Doktor Fehner wohnte in der Wallotstraße.

Wie Verchen sich das Heim des reichen Ehepaares gedacht hatte: eine mäßig große Luxusvilla mit allen erdenklichen architektonischen Hinterlistchen; nach der Straße zu ein eleganter Biergarten mit hohem Bronzegitter abgeschlossen.

Im Vestibül herrschte ein Zug schlichter, großartig angelegter Distinktion, die man der Villa von draußen doch eigentlich nicht ansah. Durch dicke grüne Glasscheiben fiel ein gedämpftes Oberlicht in den säulengetragenen, angenehm erwärmten Raum und erweckte die Illusion von Waldesdämmerung. An den Wänden riesige Gobelins in vornehm verblassten Farben, und in den Treppennischen monumentale Phönix, deren Wedel beinahe das Glas des Oberlichtes berührten. Hier war wirklich alles von ausgefuchter, einwandloser Noblesse, einschließlich des geräuschlos wie auf Gummisohlen über das spiegelglatte Mosaik federnden Lakaien; aber innen in den durch weit offene Flügeltüren verbundenen Salons und Wohnräumen verleugnete sich trotz Böcklinscher Faune und Centauren und Thomascher Studien, trotz van der Velde und individueller Möbel nicht der Geist gut bürgerlicher Gemütlichkeit, den Mine Ruckel bei aller parfümierten Eleganz ihres äußeren Menschen sich mit hinüber in ihre reichen Tage gerettet hatte.

Frau Wilhelmine war allein und sehr erfreut über den Besuch des Journalisten. Doktor Fechner war morgens zu einer in wichtiger und dringlicher Angelegenheit anberaumten Aufsichtsratssitzung seiner Bank nach Berlin gefahren und nicht vor dem Diner um 6 Uhr zurückzuerwarten. Frau Wilhelmine bedauerte das sehr, sie hätte die Herren gerne bekannt gemacht. Ihre Aufforderung, gleich zum Essen dazubleiben, lehnte Verchen mit dem Hinweise auf ein anderweitiges Engagement ab.

Frau Wilhelmine war sehr nett, sehr herzlich zu ihm. Die Frische und Natürlichkeit ihres heiteren Wesens fesselte, und die Atmosphäre von Behaglichkeit, die sie um sich verbreitete, machte warm; man konnte ihr nicht lange fremd bleiben. Auch Verchen konnte sich den angenehmen Eigenschaften der Frau nicht entziehen, aber bei alledem machte sich ein ablehnendes Empfinden gegen sie in ihm geltend, über das er nicht hinauskam, obgleich es ihm kaum möglich gewesen wäre, diese sonderbare, einem inneren Proteste gleichkommende Regung zu motivieren.

Sie sprach sehr viel von Nora, so viel, daß er die Absicht merkte. Das verstimmte ihn. Sie wollte offenbar nach Frauenart „etwas erfahren“, irgend ein Wort herausholen, das sie über die Natur seiner Beziehungen zu Frau Langen und deren

Töchter orientierte. Die Wahrheit ahnen mochte sie ja. Immerhin sah er keine Veranlassung, die ihm völlig fremde Dame in seine intimen persönlichen Angelegenheiten einzuweihen.

„Glauben Sie, daß Fräulein Nora die Arbeit in der Redaktion Ihrer Zeitung zusagen wird?“ fragte Frau Wilhelmine. „Sie ist eigentlich zu schade dafür.“

Verchen suchte die Achseln. „Es kommt darauf an, wie man den Begriff „Arbeit“ bewertet, meine gnädige Frau. Nach meinem Dafürhalten ist kein Mensch für Arbeit zu schade. Nach meiner Ansicht ist die Notwendigkeit, arbeiten zu müssen und die Fähigkeit arbeiten zu können, eher ein Vorzug als ein Nachteil . . .“

„Ich bezweifle, ob diese Auffassung allgemeine Zustimmung findet,“ sagte Frau Wilhelmine. „Arbeit . . . Arbeit . . . für Männer mag das ja zutreffen, was Sie sagen, aber daß Frauen, und zumal hübsche, graziöse junge Mädchen wie Nora Langen, es als eine Bevorzugung seitens des Schicksals auffassen, wenn sie sich ihr bißchen Brot durch harte Berufsarbeit erwerben müssen, glaube ich nicht. Ich für meine Person habe nie viel vom Arbeiten wissen mögen, und ich bin auch durchgekommen. Schöne junge Mädchen sind da, um verhätschelt, verwöhnt zu werden, nicht um zu schuften wie die Ochsen. Sie

werden auch nicht hübscher und anmutiger von dem Gebückstigen und dem krampfhaften Schreibmaschinentippen . . .“

„Fräulein Langen vertrug es, soviel ich weiß, bis jetzt recht gut . . .“

„Namel!“ dachte Frau Mine. Laut sagte sie: „Sie wird es übrigens nicht lange mehr nötig haben. Ich bin überzeugt, hier in Berlin wird sie bald eine gute Partie machen. Ein so schönes, entzückendes Mädchen . . .“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete Verchen gelassen.

Frau Wilhelmine machte ein etwas pikirtes Gesicht. Sie war eine gute Frau, eine herzensgute Frau, aber sie hatte es auch gern, wenn man ihr Wohlwollen und ihre Güte anerkannte. Sie hatte sich vorgenommen, diesen jungen Mann nach Kräften zu protegiereu, den Schutzengel seiner Liebe zu Nora zu spielen, das Liebespaar möglichst bald an sein ersehntes Ziel zu bringen. Aber dafür erwartete sie wenigstens ein verständnisvolles, dankbares Eingehen auf ihre Absichten und in erster Linie ein unbedingtes Vertrauen. Dem jungen Zeitungsmenschen war doch so viel Intelligenz zuzutrauen, daß er ihre Andeutungen verstand. Nach Frau Wilhelmines Auffassung hätte er sich absolut nichts vergeben, wenn er sich der mütterlichen Freundin seiner Liebsten

gegenüber ausgesprochen und ihr die Tatsache seiner Verlobung mit Nora zugegeben hätte. Nun — wenn nicht, dann nicht! Und Frau Wilhelmine setzte einen Punkt nebst Gedankenstrich hinter ihre bisherigen Ansichten nebst Absichten und gelobte sich, nicht mehr Nora Langens bevorzugten Verehrer, sondern nur den fremden Journalisten in Doktor Lerchen zu sehen.

„Sie könnten mir einen großen Gefallen erweisen, Herr Doktor,“ sagte sie.

„Mit besonderem Vergnügen, gnädige Frau . . .“

„Nicht wahr, Sie sind doch Feuilletonredakteur Ihres Blattes? Ja? Nicht wahr, da haben Sie über die Annahme und Ablehnung von Manuskripten zu entscheiden?“

„Um . . . nur teilweise. Zuerst werden — die größeren Sachen nämlich — von einem Lektorenkomitee gelesen, von dessen Empfehlung und Urteil die Annahme in erster Linie abhängt.“ — „Um Himmelswillen, sie wird doch nicht —“ setzte er in Gedanken hinzu.

„Ja, sehen Sie, da ist eine junge Dame aus sehr guter Familie, die bei uns verkehrt und die Novellen schreibt. Ganz reizende Sachen, sage ich Ihnen. Sie hat mir einmal einige davon vorgelesen, und es waren Herren dabei, die etwas davon verstehen, und alle sagen sie, die Novellen wären sehr

talentvoll und sehr schön geschrieben. Und trotzdem wird sie sie nicht los. Woran liegt das nur? Die meisten sagen, weil sie noch keinen Namen hat. Ist das richtig? Das fände ich doch furchtbar ungerecht.“

„Das trifft auch nur zum Teil zu, gnädige Frau . . . Für das Urtheil des Kritikers ist der Name des Verfassers allein auf keinen Fall maßgebend. Die Arbeiten der jungen Dame werden trotz des darin bewiesenen Talentes eben noch zu sehr die Spuren der Anfängerschaft, gewissermaßen des Dilettantismus tragen . . .“

„Sie tut mir so leid,“ fuhr Frau Wilhelmine fort. „Sie ist Waise, ganz vermögenslos und lebt bei reichen Verwandten, bei denen sie nicht auf Rosen gebettet ist. Sie möchte sich so gern, wenn auch unter bescheidensten Verhältnissen, von der drückenden „Barmherzigkeit“ der Verwandten emanzipieren. Sie täten wirklich ein gutes Werk, wenn Sie eine oder ein paar der Novellen für Ihre Zeitung erwerben wollten, Herr Verchen . . .“

Verchen wollte erwidern, daß die Redaktionen eigentlich doch keine Wohltätigkeitseinrichtungen sind, verschluckte aber die möglicherweise etwas unzart wirkende Bemerkung. „Wenn die junge Dame aufs Geldverdienen angewiesen ist, täte sie doch vielleicht besser, ihre Kräfte nach einer anderen Seite hin zu

erproben," meinte er vorsichtig, „den gebildeten Mädchen und Frauen stehen heutzutage ja so viele Wege des Erwerbes offen.“

„Aber, mein Gott, wenn man doch ein so schönes Talent hat, wird man doch nicht sein Pfund vergraben und waschen gehen! Es wird ja so viel Zeug gedruckt, warum sollte sie denn ihre Feder zerbrechen? Nein, das sehe ich nicht ein. Ich dachte, Sie wären vielleicht so freundlich — —“

„Aber gewiß, gewiß," beeilte sich Verchen zu versichern. „Wenn die Dame ihre Manuskripte einschickt, bin ich gerne bereit, sie auf ihre Verwendbarkeit zu prüfen.“

In diesem Augenblicke brachte der Lakai Frau Wilhelmine eine Karte. „Lapus in fabula . . . oder heißt es lupus? . . . Ich hab' kein Latein in der Schule gelernt und verplaudere mich oft," sagte sie lustig. „Fräulein von Finsterberg ist die junge Schriftstellerin, von der ich Ihnen erzählte.“

Sie ging der Eintretenden ein paar Schritte entgegen und begrüßte sie herzlich. „Wir sprechen soeben von Ihnen," sagte sie, nachdem sie vorgestellt hatte, „ich bat Herrn Doktor Verchen, sich für Ihre Novellen zu interessieren . . .“

Räte von Finsterberg verneigte sich leicht gegen Verchen, wobei eine helle Röthe durch ihre blaffen

Wangen ging. Sie war hoch und schmal gewachsen, eine leichte Unsicherheit und Befangenheit machte sich in ihrem Wesen geltend, stand ihr aber nicht schlecht. Die Zwanzig konnte sie noch nicht lange überschritten haben; sie sah viel zu jung und lieblich für eine ernst zu nehmende Schriftstellerin aus, wie Verchen durch die Gläser seines Kneifers konstatierte.

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau,“ erwiderte das junge Mädchen, „ich fürchte nur, Sie haben da eine undankbare Mission unternommen. Meine Arbeiten sind wie die Brieftauben, sie lehren immer auf dem kürzesten Wege zu ihrer Herrin zurück. Ich habe allen Mut verloren, sie noch jemand anzubieten.“

„Ihre Novellen sind sehr schön, sehr reizend,“ sagte Wilhelmine mit sachverständiger Ueberzeugung. „Gott, was wird heutzutage für ein Unsinn zusammengeliefert . . .“ Und nachdem sie sich mit ihrem Besuche wieder in den Sesseln an dem schwarzen Marmorungeheuer, das einen Ramin imitierte, niedergelassen und ihr Hündchen auf den Schoß gelockt hatte, fuhr sie weiter fort, über die moderne Strömung in der Literatur zu referieren. „Vor nicht langer Zeit waren wir in einer Gesellschaft, wo ein Langes und Breites über einen Roman debattiert wurde — ich weiß nicht mehr, wie er hieß. Na, hübsche Gesellschaften lese ich auch gern, und so kaufte ich mit

das Buch. Aber Gott, was für 'ne Dede! Kein einziges außerordentliches Ereignis, von A bis Z lauter Dinge, die man selber jeden Tag erlebt. Und zum Schlusse sagt sich das Liebespaar hübsch höflich Adieu, und jedes geht seiner Wege. Und über so was wird nun gesprochen. Na, so'n Roman könnte ich schließlich auch noch schreiben."

Die beiden anderen lachten, und der Hund ließ ein zustimmendes Knurren vernehmen.

Verchen beobachtete das Fräulein von Finsterberg und fand sie sehr sympathisch. Ihr Aeußeres entsprach Frau Wilhelmines Schilderung von ihrem abhängigen Verhältnis zu den reichen Verwandten. Das schwarze Kleid war elegant und nach neuester Mode gearbeitet, aber von billigem Stoff, und das Tüchchen jedenfalls viel zu leicht und dünn für die Jahreszeit. Die sanften Züge und die ruhigen Augen harmonierten und vereinigten sich zu einem anmutigen, ansprechenden Eindruck. Verchen war kein großer Verehrer seiner weiblichen Kollegen, trotzdem empfand er sofort den aufrichtigen Wunsch, dem jungen Mädchen gefällig zu sein, ihr entweder die Unterbringung ihrer Manuscripte zu erleichtern oder aber sie mit freundschaftlicher Aufrichtigkeit von fruchtlosen Mühen und Hoffnungen abzubringen und womöglich ihr Augenmerk auf eine lohnendere und dankbarere Tätigkeit zu richten.

„Schicken Sie schon einmal ein Manuscript an unsere Zeitung, gnädiges Fräulein?“ fragte er.

Sie verneinte. Andere Berliner Zeitungen und Zeitschriften hätten die Manuscripte abgelehnt, ohne sich über den Grund zu äußern — mit dem üblichen gedruckten Begleitschreiben: „Nicht für unsere Zwecke geeignet. Vielleicht sind sie wirklich nichts wert. Wenn ich meine Novellen durchlese, finde ich sie selber etwas — nun wie soll ich sagen — etwas matt . . . noch nicht richtig druckreif . . . ich glaube wirklich, es ist unbescheiden, Ihre gewiß kostbare Zeit damit in Anspruch zu nehmen . . .“

„Schicken Sie mir die Manuscripte, ich will sie gern lesen,“ sagte Berchen, der immer mehr Gefallen an der jungen Dame fand, und der Wunsch, ihr etwas Freundliches anzutun, verstärkte sich in ihm zum Entschluß, als ein warmes, freudiges Rot in ihren Wangen aufflammte und ihre Augen dankbar aufleuchteten.

Der freundliche Eindruck hielt den ganzen Tag und noch länger vor. Er dachte, daß Nora sich mit dem netten jungen Mädchen vielleicht befreunden würde, und die Vorstellung war ihm angenehm und klärte ihn gleichzeitig über den Ursprung seiner instinktiven Zurückhaltung gegen Frau Fehner auf. Heimlich hatte er gefürchtet, daß der Berlehr mit der sehr

üppigen, eleganten Frau seine Braut ungünstig beeinflussen könnte. Nora war ja nun einmal ein Weltkud, leichttherzig und ein wenig oberflächlich, das war nicht wegzuleugnen. Die luxuriösen Verhältnisse in der Grunewald-Villa würden möglicherweise sehnsüchtige und, weil unerfüllbar, schmerzhaft Wünsche in ihr raschschlagendes junges Herz senden. Das beste Gegengewicht würde aber der Umgang mit einem schlichten, gebiegenen, innerlich vornehmen Mädchen, das auch von Frau Wilhelmine protegiert wurde, herstellen.

Am anderen Tage schickte Fräulein von Finsterberg die Novellen — ein rundes Duzend, die zusammen zwei stattliche Bände füllen konnten.

„Räthe von Finsterberg klingt wie ein romantisches Pseudonym,“ dachte er, „der Name ist jedenfalls vielversprechend — nun, wir werden sehen . . .“

Er las den Abend bis nach Mitternacht in den Manuskripten und packte sie dann zusammen, um sie dem unbefangenen Urtheil des Vektors zu unterbreiten. Ohne Zweifel würde man davon einiges bewerten können, ohne die Feuilletonredaktion zu blamieren, die Tagespresse brachte oft noch minderwertigere Sachen; aber ob der jungen Autorin damit gebient sein würde, war eine zweite Frage.

Auf seine Bitte wurde die Prüfung beschleunigt.

Schon nach wenigen Tagen gab ihm der Lektor die Novellen zurück: Nur eine davon war als „brauchbar“ bezeichnet worden.

„Nur eine?“ fragte Verchen enttäuscht.

„Nur eine, und die nur Ihnen zulieb,“ sagte der Lektor, ein junger Literat, etwas spöttisch. „Sie protegieren die schreibende Dame wohl ein wenig, Herr Doktor? Ich kann Ihnen und Ihrem Schützlinge nicht helfen, die Brähe ist zu wässrig.“

„Keine Spur von Talent?“

„Talent! Talent! Was sagt Talent! Wir ersaufen nachgerade in dem breiten, lauwarmen Strom von Talenten. Was hat heutzuge kein Talent zum Schriftstellern? Nur der Ausnahme-, der Uebermensch. Etwas Phantasie und die Fähigkeit eines glatten Briefstils, und das Talent ist fertig.“

„Schade, ich hätte der jungen Autorin gerne eine Frende gemacht,“ murmelte Verchen.

„Ist sie jung und hübsch, das Rätchen von Finsterberg? Dann raten Sie ihr, lieber lochen zu lernen und zu heiraten,“ sagte der Literat lachend, „das ist ein geschmackvolleres und einträglicheres Geschäft als die Schreiberei. Also „Die Fledermaus“ und allenfalls noch „Schneeflocken“, aber nur Ihnen zu Gefallen, nur Ihnen und dem Rätchen, nicht der Käte von Finsterberg.“

Berchen sah mit einem beinahe hilflosen Blick auf das unglückselige Blätterbündel nieder. Er hätte wirklich so gern dem niedlichen Mädchen mit den sanften Augen eine frohe Botschaft gesandt. Nun wußte er nicht recht, was er anfangen sollte. Ihr die Annahme der beiden Novellen mittheilen? Sie durch einen illusorischen Erfolg zu neuem Schaffen zu ermuntern und sie neuen Enttäuschungen aussetzen? Das wäre unverantwortlich gewesen. Nach kurzem Zögern entschloß er sich, sie um eine persönliche Unterredung zu bitten. Da man nicht wissen konnte, ob ihr sein Besuch im Hause der Verwandten erwünscht war, schrieb er ihr vorher einige Zeilen, indem er ihr anheimstellte, am Sonntag ihn bei sich zu empfangen oder am Sonnabend gegen fünf Uhr vielleicht bei Kranzler einzutreten, wo er um die Zeit bestimmt anwesend sein werde. Wie er vorausgesetzt hatte, zog sie das Letzte vor.

Wie sie ihm mit glühenden Wangen und hoffnungsleuchtenden Augen gegenüber saß, wurde es ihm furchtbar schwer, ihr das zu sagen, was doch in ihrem eigenen Interesse gesagt sein mußte. In der Verlegenheit begann er seine Absicht so ungeschickt wie nur möglich einzuleiten, indem er von der Annahme einer oder zweier ihrer Novellen sprach. Das war unklug, wie er sofort merkte, denn sie spannte

sofort auf, ihre Augen glänzten heller und ein siegesfrohes Lächeln glitt über ihre Züge. Dann aber fielen ihr wohl Lerchens Einsilbigkeit und seine ernste Miene, die sich wenig ihrem Jubel anpaßten, auf. Sie wollte wissen, wie die Kritiker ihre Manuskripte beurteilt hatten, ob man die Novellen auch genommen hätte, wenn Doktor Lerchen sich nicht freundlich für sie verwendet hätte.

„Sagen Sie mir doch aufrichtig Ihre Meinung, habe ich wirklich eine Zukunft, Herr Doktor...“

„Wenn ich Ihre Frage ganz aufrichtig beantworten soll, muß ich vorher eine andere Frage von Ihnen beantwortet haben, gnädiges Fräulein. Was erwarten Sie von der Zukunft? Ist es Ihnen nur um kleine Augenblickserfolge zu tun, genügt es Ihrem Ehrgeiz, Ihre Schöpfungen hin und wieder gedruckt zu sehen, um sie so in der gewissermaßen durch Druckerchwärze auf ihren Wert für das Forum der Deffentlichkeit geeichten Form Ihren Bekannten vorzulegen — dies bescheidene Ziel werden Sie gewiß erreichen. Anders steht die Sache, wenn Sie in der Schriftstellerei einen Lebensinhalt erblicken, wenn Sie Ihr Talent mit beruflichem Ernste handhaben und höhere Ziele anstreben wollen. In diesem Falle würde ich Ihnen raten, nicht mehr zu schreiben. Sie ersparen sich viele herbe Enttäuschungen, viele

bittere Konsequenzen und vielleicht manche deprimierende Erfahrung — — es läte mir leid, wenn ich Sie verletzt hätte . . . ich möchte nur aufrichtig zu Ihnen sein . . .“

Räte von Finsterberg war jäh erblikt.

„Ich habe in Wirklichkeit kein Talent . . . gar kein Talent? . . .“ murmelte sie erstickt . . .

„Sie haben gewiß ein hübsches Erzählertalent,“ sagte Verchen, „aber die Talente sind heutzutage keine Seltenheit, sie wachsen wie der Kohn auf dem Felde und sind deshalb im Kurse gesunken. An kleinen, landläufigen Talenten ist so viel Ueberfluß wie an wirklich gottbegnadeten Künstlern Mangel. Das wirkliche, ursprüngliche, schöpferische Talent braucht nicht lange nach einer Heimstätte zu suchen, danach ist überall und immer Nachfrage . . .“

„Ich verstehe: die echten Brillanten. Wir anderen armen, kleinen Similitalente . . .“ Es sollte ein bißchen sarkastisch klingen, und klang doch so tottraurig und gequält. Verchen sah, sie kämpfte mit den Tränen.

„Gehet es Ihnen so nahe? Haben Sie so viel literarischen Ehrgeiz?“ fragte er leise zu ihr hinüber, „wird es Ihnen so furchtbar schwer, auf die erträumten Lorbeeren zu verzichten?“

„Auf die Lorbeeren — nein,“ brach sie aus,

„aber meine Feder sollte mir Brot bringen, mir eine Existenz gründen — — das . . . das . . .“

Sie konnte nicht weiter, auch Verchen schwieg.

Die Luft in dem engen Raume war dumpf und heiß. Ringsum Stimmengeschwirr, leises Lachen, das Klirren von Porzellan und Löffelchen. An den kleinen Tischchen saßen überall Menschen, die momentan nichts anderes zu tun hatten, als ihre Nachbarn zu beobachten und sich zu mokieren. Für längere ernsthafte Gespräche war hier nicht der Ort.

„Wollen wir gehen, Fräulein von Finsterberg?“ fragte Verchen, „das Wetter ist wunderschön; wenn es Ihnen recht ist, machen wir noch einen kleinen Spaziergang durch den Tiergarten und setzen dort unsere Unterhaltung fort. Vielleicht könnte ich Ihnen doch in einer Weise nützlich sein. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß es mir eine besondere Freude wäre, Ihnen zu dienen. Das ist keine Phrase.“

Nein, es war wirklich keine Phrase, das fühlte Räte. Sie nickte und stand auf. „Gern gehe ich mit. Hier ist es immer unerträglich schwül um diese Zeit.“

Schweigend gingen sie nebeneinander die Linden hinunter.

Verchen warf ab und zu einen scheuen Blick auf

seine Gefährtin, das elektrische Licht ließ die Blässe ihres angenehmen Gesichtchens noch intensiver erscheinen, ihre Lippen zuckten wie in mühsam verhaltenem Weinen. Sie tat ihm wirklich Leid, aber ihr letztes Geständnis hatte erfrischend und befreiend gewirkt. Gott sei Dank gab es noch andere Wege zum Brotverdienen als Gesichtenschreiben.

Der Abend war schön, klar und kalt, mit einem geheimnisvollen Bestandteil von Frühlingsnahen in der hellen, hohen Luft. Noch starrten die schwarzen Reiser der Bäume kahl und dürr zur Höhe, aber wer ein feineres Verständnis für die geheimnisvollen Vorgänge der Natur hatte, spürte bereits den Herzschlag des keimenden Lebens, das tiefinnere Regen und Weben der Kraft, die zum Ausbruche drängte, das Pulsen des kommenden Frühlings.

So lange das Menschengewühl der Linden und am Brandenburger Thor sie umbrauste, wechselten Verchen und Räte nur wenige gleichgiltige Worte, erst in der Stille der um diese Zeit einsamen Tiergartenwege wurde ihre Unterhaltung wieder lebhafter.

Da erfuhr Verchen Räte v. Finsterbergs Lebensschicksale, diese einfache, trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Alltäglichkeit ergreifende Geschichte, welche er zum Teil am eigenen Leibe erfahren hatte, die Geschichte einer in Ueberfluß verlebten ersten Jugend,

von zärtlichen Eltern, deren Fürsorge aber nur der Gegenwart galt, welche nie daran dachten, was aus dem vergötterten Kinde werden sollte, wenn es einmal allein im Leben stehen würde.

Sie war Offizierstochter, der Vater Oberst. Ein Bruder noch da gewesen, der auch die militärische Laufbahn einschlug, ein verzärteltes, verweicheltes Mutterkind, das schon dem Vater reichlich Sorge machte. Nach des Obersten Tod kam der junge Leutnant, der bisher in des Vaters Regiment gestanden hatte, in ein vornehmes Regiment einer norddeutschen Garnison, und hier, in der Gesellschaft glänzend situierter, leichtlebiger Kameraden, unbeaufsichtigt und ohne den bisherigen Rückhalt des Elternhauses, entwickelten sich seine schlimmen Veranlagungen zu unseligen Leidenschaften. Da die Witwenpension der Oberstin nicht mehr für die Zulage ausreichte, mußte das kleine Privatvermögen angegriffen werden. Es schmolz mehr und mehr zusammen unter den Anforderungen, die der junge Offizier an dasselbe stellte; als er wenige Jahre später nach monatelangem Siechtum an der Riviera an den Folgen eines leichtsinnig gezogenen Duells starb, reichte der Rest des mütterlichen Vermögens eben aus, um eine Ehrenschuld des Verstorbenen zu begleichen. Die Mutter überlebte den Tod ihres einzigen Sohnes nur wenige Monate.

Dann stand Käte ganz allein im Leben, auf sich selber angewiesen.

Sie hatte vieles gelernt, aber jetzt, wo es galt, zeigte es sich, daß all ihr Wissen nicht hinreichte, um ihr eine bescheidene, selbständige Existenz zu ermöglichen. Zwar bot der einzige Verwandte, ein Stiefbruder ihres verstorbenen Vaters, der Geheime Regierungsrat von Finsterberg in Berlin, ihr schon damals ein Asyl in seinem Hause an, aber da die Eltern mit diesen wenig sympathischen Verwandten niemals harmonierten, lehnte sie es ab und suchte sich selber ein Fortkommen. Der einzige Weg dazu blieb, eine Stellung anzunehmen.

Zweimal hatte sie es versucht, und beidemal war sie kläglich damit gescheitert.

„Vielleicht waren die Stellen nicht einmal so gar schlecht, vielleicht — oder sogar wahrscheinlich lag die Schuld an mir allein, daß ich nicht aushielt,“ sagte Käte gedrückt. „Sehen Sie, das ist eigentlich die größte Tragik im Leben der verwaisten, verwöhnten, armen höheren Töchter, daß wir nicht einmal das Einzige können, das imstande wäre, uns an den Klippen und Stiffen des unselbständigen Erwerbsebens vorüber zu lotsen; wir haben nicht gelernt, uns zu fügen, bescheiden, demüthig zu sein, fremden Leuten, die vielleicht geistig und moralisch unter uns,

auf der Stufenleiter sozialer Wertschätzung aber über uns stehen, widerspruchslös zu gehorchen. Das ist auch eine Kunst, die gelernt, die geübt sein will. Die guten Vorsätze allein tun es nicht. Ich kenne eine liebenswürdige ältere Dame, die Zeit ihres Lebens Erzieherin in fremden Häusern war und noch heute eine ähnliche Stellung bekleidet, und die sich ganz zufrieden und glücklich dabei fühlt. Die denkt weiter nichts dabei, wenn den Herrschaftskindern zuerst serviert wird und dann ihr, wenn man sie, wenn Besuch da ist, einfach übersieht und sie alles in allem als Mensch zweiten Ranges betrachtet. Aber ich konnte es nicht. Nein. Ich bin sonst gar nicht rechthaberisch und gewiß nicht hochmütig, aber damals war es, als ob der Teufel in mir säße und gegen die Behandlung rebellierte. Als die Dame mich einmal in Gegenwart von Gästen ausankte, weil der Kleine, der bei Tische neben mir saß und den ich beaufsichtigen sollte, seine Suppe verschüttet hatte, konnte ich nicht an mir halten; ich antwortete heftig und hatte in der nächsten Minute meine Kündigung. Auf der zweiten Stelle ging's mir noch übler; was ich da ein paar Monate auzugestanden habe, das geht schon auf keine Kuhhaut mehr zu schreiben. Na, und da blieb mir denn schlechterdings nichts übrig, als des Dufels wiederholtes Anerbieten doch anzunehmen . . .“

Räte schwieg eine Weile, bevor sie fortfuhr. Im regierungsrätlichen Hause lagen die Verhältnisse recht unerquicklich. Die Tante hatte ein großes Vermögen in die Ehe gebracht und führte das Regiment im Hause. Sie, die aus Barmherzigkeit der Familie Eingereihte und nur widerwillig Geduldete, hatte keine angenehme Stellung der herrschsüchtigen, geldstolzen Frau und den eiteln, hochmütigen Cousinen gegenüber. Sie erwähnte das nur andeutungsweise, aber Verchen begriff, daß ihr das „Gnadenbrot“, das man ihr reichte, und das, obwohl sie es mit einem vollgerüsteten Maße von Pflichten bezahlte, immer ein „Gnadenbrot“ blieb, erstickend bitter gemacht wurde. Deshalb wünschte sie so sehnsüchtig, sich frei zu machen, Geld zu verdienen, um nicht mehr Gnadenbrot essen zu brauchen und die unerträglichen Verhältnisse dieser Abhängigkeit abzuschütteln.

„Haben Sie nicht einmal daran gedacht, sich einige kaufmännische Kenntnisse anzueignen und sich auf diese Weise eine Existenz zu schaffen?“ fragte Verchen in die plötzlich entstandene Pause hinein.

Räte schüttelte den Kopf. Das war ihr noch nicht eingefallen. „Ist es nicht furchtbar schwer, eine derartige Stellung zu bekommen?“

„Doch nicht. Wenn Sie perfekt Maschinens schreiben und etwas Buchführung verstehen, werden

Sie schon unterkommen. Meine Braut brachte auch keine großen Vorkenntnisse mit, und die arbeitet schon seit zwei Jahren in der Redaktion. Ich hoffe, Ihnen ein ähnliches Engagement besorgen zu können. Ich kenne einen Herrn, der ziemlich bei allen Redaktionen hier in Berlin persona grata ist, der würde das schon machen."

"Ihre Braut?" wiederholte Räte langsam.

Derchen lachte. „Ja, da habe ich Ihnen nun das große Geheimnis verraten. Unsere Verlobung soll nämlich noch geheimgehalten werden. Meine Braut kommt am 1. April; ihre Mutter und Schwester siedeln dann auch hierher über. Ich werde mir gestatten, Sie miteinander bekannt zu machen."

Räte von Finsterberg schwieg.

Ueber den Bäumen des Tiergartens war der Mond aufgegangen und streute glashelle Strahlen über die gelben Kieswege. Das junge Mädchen schritt stumm, mit zu Boden gerichteten Blicken weiter. Plötzlich hob sie den Kopf und sah ihrem Begleiter voll in die Augen.

„Ich nehme Ihre Anregung auf, Herr Doktor, ich bin Ihnen dankbar dafür. Ja, das will ich machen. Morgen früh gleich melde ich mich für einen Kursus im Schreibmaschinenschreiben an. Und ich werde fleißig sein, verlassen Sie sich darauf. Ich

will unermüdblich von morgens bis abends und länger arbeiten, um rasch ans Ziel zu kommen. Und wenn ich soweit bin, werde ich mich wieder an Sie wenden und eingedenk Ihres Anerbietens Ihre gütige Hilfe zur Erlangung einer Stelle in Anspruch nehmen.“

„Tun Sie das; ich glaube, Sie werden es nicht bereuen, meinen Rat befolgt zu haben. Gewiß hat ja dieser Beruf wie jeder andere Stand seine Schattenseiten, aber ein gesundes, junges Mädchen wird über die Widerwärtigkeiten hinauskommen und sich um so mehr der geachteten, selbständigen Position, die sie sich errungen hat, erfreuen. In einer solchen Stellung werden Ihnen vielleicht auch Ihre literarischen Talente von Nutzen sein . . .“

„O, was das anbelangt . . . das ist überwunden,“ sagte sie lächelnd, „sobald ich meine unglücklichen Mißgeburten zurück habe, veranlasse ich ein großes Autodafé und Sie dürfen überzeugt sein, daß es mir nicht den geringsten Schmerz bereiten wird, meine verkrüppelten Kinder brennen zu sehen. Ich bin ja so glücklich, jetzt etwas anderes in Aussicht zu haben, etwas Gediegenes, Reelles . . . im Grunde glaubte ich ja nie selber an meine Zukunft als Schriftstellerin . . .“

Käte gab ihm in einer impulsiven Aufwallung die Hand, die Verchen eine Minute festhielt und

drückte. „Nun erzählen Sie mir etwas von Ihrem Fräulein Braut, die ich hoffentlich bald kennen lernen werde,“ bat sie, „sie hat also denselben Beruf — und arbeitet in einer Zeitungsredaktion? . . .“

„In ihrer Heimat. Ja . . . Demnächst kommt sie in unsere Redaktion.“ Verchen ließ die Aufforderung, von Nora zu plaudern, nicht zweimal an sich ergehen. Was das Herz voll ist, läuft der Mund gern über. Er brachte Räte von Finsterberg bis an das Haus ihres Onkels in der Viktoriastraße und als sie dort angelangt waren und Abschied nahmen, war das Thema „Nora“ noch immer nicht erschöpft.

Räte hielt Wort. Trotz der Widersprüche und Vorhaltungen der Verwandten, die ihr Unterfangen geradezu als „gemein“ und „entwürdigend“ für eine der Gesellschaft angehörende Dame bezeichneten, war sie von ihrem Entschlusse nicht abzubringen. Schon am nächsten Tage ließ sie sich als Lehrling in einem großen Schreibmaschinen-Bureau aufnehmen. Verchens Rat folgend, wollte sie erst das Maschinens Schreiben gründlich erlernen, bevor sie sich der Buchführung zuwandte.

Beinahe noch unmutiger als Rätens Verwandten war Frau Wilhelmine Fehner über ihre Umsatlung. Sie war sehr ungehalten auf Verchen, der das junge Mädchen nach dieser Stelle hin beeinflusst hatte. Der

Journalist war nach dieser That endgiltig bei ihr in Ungnade gefallen. Sie hatte Räte v. Finsterberg, die sie im verfloffenen Winter kennen lernte, sehr gern. Ihre mütterlichen Instinkte zogen sie zu dem verwaissten, sympathischen Mädchen; seitdem sie wußte, wie schlimm Räte es bei den Verwandten hatte, kannte sie keinen größeren Wunsch, als ihre Lage nach irgendeiner Seite hin zu verbessern. Sie hatte felsenfest an das Talent ihres Schütlings und an eine große Zukunft der jungen Schriftstellerin geglaubt.

In ihrem Unwillen schob sie Verthen wenig schmeichelhafte Motive für sein Verhalten unter. „Es war ganz verkehrt von mir, daß ich Sie an diesen Menschen empfahl,“ sagte sie zornig, „diesen Literaten ist nie zu trauen. Sie sind eifersüchtig wie die Geister. Sie fürchten natürlich die Konkurrenz, und jedes neue Talent macht ihnen selbstverständlich Konkurrenz. Lassen Sie sich nur nicht einschüchtern, Fräulein Rätchen. Ich hab' mal irgendwo gelesen, daß die berühmtesten Dichter erst schwer zu kämpfen hatten, ehe sie sich zur öffentlichen Anerkennung durcharbeiteten. Es wäre ein Jammer, wenn Ihr herrliches Talent so zugrunde gehen sollte.“

Aber Fräulein Räte ließ sich nicht irre machen und blieb fest. Die Aussicht, in nicht ferner Zeit einen Wirkungskreis zu erhalten, den sie ausfüllen

konnte und der sie selbständig machte, erfüllte sie mit freudigem Eifer für ihre Lerntätigkeit. Ihr nächstes Ziel war die baldige Erlangung einer Stelle, die sie unermülich anstrebte.

Nora hatte am ersten März ihre Stellung in der „Vollszeitung“ verlassen, um Frau Fehners Einladung folgend erst einige Wochen in Berlin zu verleben und sich einmal gehörig auszuruhen, ehe sie wieder ihre Arbeit aufnahm.

Verchen nahm mit einigermaßen gemischten Empfindungen die Mitteilung seiner Braut von ihrer bevorstehenden Ankunft entgegen. So sehr er sich nach Nora sehnte und obgleich ihn die Aussicht, sie schon in allernächster Zeit wieder zu haben, mit großer Freude erfüllte, minderte die Tatsache, daß sie vorläufig als Frau Fehners Gast in Berlin weilen werde, doch seinen Jubel über das bevorstehende Wiedersehen um ein Beträchtliches.

Als sich ihm auf dem Bahnhof Friedrichstraße, wo er zur festgesetzten Stunde Nora erwartete, Frau Fehner zugesellte — wie allezeit frisch, elegant, strahlend, freundlich — war wieder das wunderliche, unergündliche Gefühl einer ausgesprochenen Abneigung gegen die Dame in ihm da, gegen das er vergeblich ankämpfte.

Frau Wilhelmine gab ihm die Hand und sprach ein paar freundliche, gleichgiltige Worte.

„Sie erwarten natürlich auch Fräulein Nora! Ich bin ganz glücklich über den lieben Besuch! Das bringt doch ein bißchen Leben und Freude in unser stilles Haus, solch ein junges Mädel,“ sagte sie fröhlich, „nun, ich hoffe, es wird dem Kleinchen auch bei uns gefallen.“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Lerchen trocken. Er wußte nicht, was es war, irgend etwas würgte ihm an der Kehle, und eine unbestimmte Angst lag ihm auf der Brust.

Da brauste der Zug in die Halle und fünf Minuten später stand Nora vor beiden. Es gab eine stürmisch zärtliche Wiedersehens- und Begrüßungsszene zwischen den Damen, erst nach einer Weile kam Lerchen an die Reihe. „Wie liebenswürdig, daß Sie sich herbemüht haben, Herr Doktor,“ sagte Nora unbefangen. „Mama und Marianne lassen Sie auch vielmalß grüßen.“

Er antwortete nicht, erwiderte auch nicht den Druck der schmalen warmen Hand, die sich sekundenlang in die seine senkte. Ein ungeheurer, ohnmächtiger Grimm kochte in ihm und drohte loszubrechen. Diese Hanswurftkomödie war ja nicht mehr auszuhalten! Schweigend ging er hinter den Arm in Arm dem

Ausgange des Bahnhofes zuschreitenden Damen her. Frau Fehners Diener nahm Noras Gepäckstücken in Empfang und eilte damit zur Ausgabestelle. Der Kutsher stand am geöffneten Schlage der Equipage.

„Du schreibst mir wohl, wo und wann wir uns sehen, Nora,“ sagte Verchen laut und in der Aufregung mit etwas harter Betonung.

Nora errötete und lachte. „Natürlich. Morgen schreibe ich . . .“

Sie wandte das Köpfchen ein wenig verlegen nach Frau Wilhelmine um, aber die, ganz mit der Ordnung des Handgepäcks und der Decken im Wagen beschäftigt, hatte anscheinend nichts gehört. Sie wollte einfach nichts wissen. Sie hatte sich vorgenommen, die Beziehungen, die angeblich zwischen Nora und diesem Journalisten bestanden, geflissentlich zu ignorieren. Von Anfang an hatte sie es gut mit dem Bärchen im Sinne gehabt, aber sie war längst anderer Meinung geworden.

„Adieu, Herr Doktor! Auf Wiedersehen! Lassen Sie sich 'mal blicken,“ rief sie, und dann brachte der Diener den Koffer, und die Wagentür wurde geschlossen.

„Adieu! Adieu . . .“ Die Pferde zogen an. Wie ein Schatten verschwand die Silhouette der Equipage in dem Wagengetümmel des belebten Platzes.

In der nächsten Minute schon hatte Verchen sie aus den Augen verloren.

Er stand noch eine ganze Weile auf demselben Platze. Er stand da wie in halber Betäubung und wurde erst wach, als jemand seinen Namen rief und ihm freundschaftlich auf den Rücken klopfte.

„Mensch, Verchen, was machen Sie den für'n Gesicht! Als wär' Ihnen sämtliche Peterfilie verhängelt,“ rief Doktor Ettel. „Ich komme vom Monopol-Hotel herüber und denk', ist das Verchen oder sein Geist! Sucht der Mensch da faustgroße Löcher in die Luft —“

„Ja, man vergißt sich zuweilen.“ Verchens Hand, die glättend über die Schnurrbartspitzen fuhr, zitterte noch ein wenig. Im Moment war kein Nerv in ihm ruhig.

„Man sieht Sie ja fast gar nicht mehr,“ fuhr Ettel fort. „Was schaffen Sie? Bleiben wir heute abend zusammen?“

„Wenn es Ihnen recht ist, mit Vergnügen. Ich hätte Sie ohnedies in den nächsten Tagen aufgesucht, um Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Gehr gern. Und wieso und wie denn?“

„Gott, es handelt sich um eine junge Dame, die Ende des Monats oder früher Stellung in einem literarischen Bureau, Verlagsgeschäft oder Redaktion

sucht. Vielleicht spüren Sie etwas auf. Sie würden mir einen großen Gefallen tun . . .“

„Will 'mal sehen. Was kann sie denn?“

„Nun, ich denke so ziemlich alles, was man in solcher Stellung verlangt: perfekt maschinenschreiben, stenographieren, buchführen, englisch und französisch korrespondieren usw. Sie schriftstellert auch selber ein bißchen.“

„Jung?“

„Auch das,“ sagte Verchen zerstreut, „und aus guter Familie, aber natürlich arm und auf den Erwerb angewiesen.“

„Ich will mich bemühen,“ versicherte Ettel, „übrigens sind Sie jetzt erkannt, mein Guter. Natürlich, wenn man sich an junge hilfsbedürftige Damen heranscherendert, hat man unterdessen keine Zeit für seine alten Freunde!“ Verchen entgegnete nichts auf die lachende Bemerkung. Sie gingen jetzt durch den Stadtbahnbogen, die Friedrichstraße aufwärts. Nach einer Weile machte Ettel den Vorschlag, in ein naheß Weinrestaurant zu treten und den Rest des Abends vielleicht im Apollotheater oder sonstwo zu beschließen. Verchen war einverstanden.

Das Lokal, in das sie traten, fiel dem Uneingeweihten an der Straße zwischen den glänzend erleuchteten Bierpalästen und Läden kaum auf. Ein

langer, schmaler, läuferbelegter Korridor führte durch das Vorderhaus in die hinteren Räume, in denen das feine kleine Restaurant war. Die einzelnen Lokalitäten waren mit dem intimen Raffinement moderner Wohnräume ausgestattet.

„Sind Bekannte da?“ fragte Eitel den Kellner, der ihnen die Paletots ablegen half.

„Die Herren Bomfeldt, Reisenau, Wirth und Uebel,“ erwiderte der Befragte. „Die Herren wollen hier souperieren. Darf ich zwei Gebede mehr notieren, Herr Doktor?“

„Abwarten . . .“ Und zu Verchen: „Kennen Sie Bomfeldt?“ Verchen verneinte. „Bekannt ist mir der Name . . . Ist das nicht der Verfasser des neuen Romans — —“

„Sub rosa. Jawohl. Soeben erschienen. Die Sensation des Tages, höchst aktuell . . . Ein merkwürdiges Mixtum compositum von kunterbunter Romanphantasie und psychologischer Beleuchtung einiger tatsächlich aktueller Fragen perverter Natur vom rein ärztlichen Standpunkte aus. Hans Bomfeldt ist nämlich von Beruf Mediziner, kürzlich etabliert, aber seine Patienten scheinen sein Sprechzimmer nicht gerade sehr zu verbunkeln, da er noch Zeit findet, langstielige Romane mit fachmännischen Abhandlungen verquickt loszulassen.“

„Bomfeldt . . . Bomfeldt . . .“

„Sohn aus der großen Möbelhandlung Bomsfeldt Witwe Erben. Vorsichtig bei der Wahl seiner Eltern gewesen!“

Während der flüsternd gegebenen Bemerkungen hatten sie zwei Zimmer durchschritten und traten, zwei Stufen aufwärts schreitend, eine schwere Friesportiere mit stilisierten Stickereien beiseite schiebend, in einen dritten, noch kleineren Raum, der wie ein übermodernes Herrenzimmer wirkte.

Auf dem Fußboden ein Belag von dickem, moosgrünem Smyrnateppichstoff, die Möbel in bizarren, aber behaglichen Formen von grauer Eiche mit diskreten Ornamenten. In der Ecke ein Schreibtisch und um jedes der vier Sofas originelle Um- und Ueberbaue. Nur eine große Kredenz erinnerte an die wirkliche Bestimmung des Zimmers.

Auf einem der Sofatsche, um den sich fünf Herren gruppierten, brannte — mehr zur Dekoration und Erhöhung der Behaglichkeit als der Beleuchtung wegen — eine Messinglampe von den Dimensionen einer kleinen Tischsäule. Die Herren waren fast sämtlich noch sehr jung; die bartlosen, blassen, scharf markierten Gesichter dokumentierten ihre Angehörigkeit zum Literaten- oder Schauspielerstande. Nur einer stach in seinem Aeußeren mit seiner hohen, etwas vollen Figur, dem schönen regelmäßigen Gesicht und

den hellen, starblickenden Augen von den anderen ab. Der war auch schon älter, starker Dreißiger oder vielleicht Anfang der Vierzig.

Ettel stellte seinen Freund vor. Verchen stand noch zu sehr unter der Einwirkung der seltsamen Wiedersehensszene von vorhin, um den Namen, die an ihm vorbeigesprochen wurden, sonderlich viel Beachtung zu schenken. Aber er wußte doch noch, als er sich setzte, daß der starke, blonde Herr an seiner rechten Seite Herr Bomfeldt war.

Die Herren tranken Rheinwein, eine schwere Pfalzmarke. Aus den weitbauchigen Römern stieg der kühle blumige Odem des Weines und blieb wie eine feine Duftwolke in der Luft hängen.

Der Kellner brachte noch zwei Flaschen. Verchen trank in langen durstigen Zügen ein paarmal hintereinander sein Glas leer. Die Zunge war ihm seltsam heiß und trocken; der kalte Wein tat gut, kühlte die brennende Glut im Munde und löste das innere Kältegefühl. Allmählich kam er wieder zu sich.

Und da er es für schicklich hielt, mit seinem Nachbar zur Rechten, der ihm vorhin freundlich zuge-trunken hatte, ein paar Worte zu wechseln, sagte er dem neugeborenen Autor ein paar Phrasen über den Erfolg seines Romans. Man las und hörte wirklich sehr viel über das Werk.

Der Herr lachte. „Da kommen Sie an eine falsche Adresse, drüben mein Bruder, der Doktor, ist der Verfasser. Ich bin gelernter Tischler und verstehe durchschnittlich mehr von Kuchhölzern und Hobelbankprodukten als von moderner Literatur. Ist nicht wahr, Hans?“

Der Gefragte richtete seine schwächliche, zusammengefunzene Gestalt ein wenig auf und runzelte die Stirn. Er war kein Adonis. Das blasse, winzige Gesicht machte einen etwas zerknitterten Eindruck und wurde linksseitig durch einige kunstgerechte Kreuzschmüßtatowierungen entstellt. Die hellgrauen Augen hatten etwas Unruhiges, Nervöses, fast Unstütes in ihrem Blick.

„Ihre Zeitung ist das einzige Berliner Blatt, das noch keine Besprechung meines Romans brachte,“ sagte Hans Bomfeldt mit schwerer Anklage in Ton und Blick.

Versehen bebauerte. Aber es lag wirklich nicht an ihm. Der Kritiker arbeitete etwas langsam, und es war ja immer viel Material zu bewältigen.

„Jedenfalls können Sie mit dem Erfolge zufrieden sein, Herr Bomfeldt. Heutzutage ist es keine Kleinigkeit, sich unter der Hochflut von literarischen Erscheinungen Beachtung zu verschaffen.“

Der Autor machte eine wegwerfende Handbe-

wegung. „D — was das anbelangt,“ sagte er hochfahrend, „was wird aber auch zusammengeschrieben. Das Gute bricht sich immer und überall Bahn. Mich schmerzen nur die Druckfehler in meinem Buche. Es sind infame Druckfehler drin. Der Gedanke, daß es Menschen gibt, die so borniert sind, diese Druckfehler ernst zu nehmen, peinigt mich Nacht und Tag.“

„Hätten sich dieselben nicht vermeiden lassen?“

Hans Bomfelbt schüttelte düster den Kopf. „Die Schuld liegt an der Abschreiberin. Das Manuskript war standalös kopiert. Ich habe korrigiert und korrigiert, aber es ist mir nicht gelungen, alle Fehler auszumergen.“

Die anderen Herren stimmten elegisch zu. Die Abschreiberin war eine Schattenseite des modernen Schriftstellertums.

„So'n Frauzimmer kann einem mit etwas gutem Willen die ganze Arbeit verhungern.“

Dann stockte die Unterhaltung eine Weile. Die jungen Herren sog an ihren Zigaretten, tranken ab und zu einen Schluck aus ihren Gläsern und versanken wieder in ihre defadente düstere Apathie, welche nun einmal ein unumgängliches Kriterium modernen Uebermenschentums ist. Nur der „gelernte Tischler“ ließ sich offensichtlich seinen Wein gut schmecken und stützte dazu mit seinen glänzenden blauen

Augen vergnügt von einer Blume dieses Literatenfranzes zur anderen.

Um 9 Uhr wurde gegessen. Ettel und Verchen blieben, weil sie sich nichts Besseres vorgenommen hatten, da. Die Speisen waren vortrefflich, wie alles in diesem nur von den besten Kreisen besuchten Lokal. Bald nach dem Souper brach man zusammen auf, machte noch einen Abstecher in den Wintergarten, um sich an der hehren Schönheit eines mit erzeptioneller Grazie getanzten Cafe-Walks zu erquicken, und ging darauf in ein Café.

Die jüngeren Herren wollten dann noch eine Bar auffuchen, Ettel schloß sich ihnen an, aber Verchen und der ältere Bomfeldt verabschiedeten sich. Sie hatten eine Strecke gemeinsamen Weges. Bomfeldt wohnte in der Kleiststraße. — Verchen fand den Bruder des Dichters weitaus sympathischer als diesen.

„Wird Ihr Herr Bruder seine ärztliche Praxis aufgeben, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen?“ fragte er.

„Vorläufig hat er noch nichts aufzugeben,“ lachte Bomfeldt, „übrigens hoffe ich, daß er, wenn er sich erst einer Praxis erfreut, die Schreiberei aufgibt. Wer seinen Beruf liebt, soll seine Interessen nicht zersplittern. Das gibt dann auf keiner Seite etwas Ganzes. Ein Arzt mit Romanideen im Kopfe ist ja

ein Umding. Er wird sich schon zu rechter Zeit auf sich selbst besinnen und das Fabulieren anderen überlassen.“

„Nach dem Erfolge seines Erstlingswerkes wird er sich dazu schwerlich verstehen.“

„Erfolg,“ sagte Bomfeldt, „was heißt Erfolg! Was ist Erfolg? Das Buch hat wegen seines nicht ganz gewöhnlichen Inhalts und zumal — darüber kann doch kein Zweifel obwalten — wegen der delikaten Fragen, die darin erörtert werden, einige Aufmerksamkeit erregt und wird zur Zeit ziemlich viel gekauft. Zu der Behauptung, daß das Buch irgend einen literarischen Wert habe oder vom künstlerischen Standpunkte aus Beachtung verdiene, hat sich meines Wissens noch bis jetzt kein Kritiker verstiegen. Aber das ist eben das Fürchterliche, daß solch ein kleiner Erstlingserfolg den jungen Autor in einen förmlichen Haschischkrausch versetzt. Ich glaube, in keinem anderen Berufskreise grassiert der Größenwahnbazillus so stark wie bei den Literaten. Mein Bruder ist natürlich auch von der Ueberzeugung erfüllt, daß sein Autorname bereits jedem gebildeten Zeitgenossen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Ich ertappe ihn in letzter Zeit öfter, daß er sich selber als „Bomfeldt“ vorstellt . . . Wir sind nämlich Stiefgeschwister,“ fuhr er auf Verhens fragenden

Blick fort, „und unser Familienname ist von ihm als Pseudonym gewählt.“

Bomfeldt warf die angerauchte Zigarre auf die Straße. „Ich geriet heute abend zufällig in diesen Birkel, in den ich gar nicht hineinpasse. Für meinen Bruder wäre es auch besser, er hielte sich an seine ärztlichen Kollegen, als zu diesem Kreis. Wenn ich diese jungen Burschen ansehe, kriege ich jedesmal Nervenreißer! Wie sie da herumstehen, blutlos und kraftlos, vollgefohen von dekadenten Anschauungen, bis in die Finger- und Zehenspitzen von dem Bewußtsein der eigenen gottbegnadeten Genialität durchdrungen, sind sie lebendige Wahrzeichen des Verfalls, den ihre Produkte verherrlichen!“

„Na, zum Glück machen diese Herrchen die heutige Literatur nicht,“ warf Lerchen ein.

„Ach — an die Literatur denke ich dabei nicht einmal,“ sagte Bomfeldt, „für mich sind diese jungen Leute ein Typus unserer großstädtischen Jugend von heute. Ich möchte wissen, wie diese Herren ausschauen, wenn sie dreißig Jahre älter sind; ich bin ein einfacher, gesunder Mann und stehe mitten im praktischen Leben, und daß ich mir meine hellen Augen und mein gesundes Leben bewahrt habe, das verdanke ich zumeist meiner einfachen, arbeitsreichen Jugend. Ich habe als Lehrling Hand in Hand und Schulter

an Schulter neben den gewöhnlichen Arbeitern in unserer Fabrik gearbeitet, bin von der Pike an praktisch im Geschäft tätig gewesen, und obwohl es mir damals manchmal hart genug anging — die Fabrikantensohnmucken und das Bewußtsein meiner künftigen Stellung als Chef der Firma saßen mir auch im Kopf — bin ich meinem Vormunde noch heute für diese Lehrjahre dankbar. Das ist es, was allen diesen blasierten, bleichsüchtigen Herrchen, die mit so großem Selbstgefühl ihre Bücher auf den Markt schleudern, fehlt: körperliche Arbeit, ein frisches, zielbewußtes Schaffen unter Menschen, die im Kampf ums tägliche Brot ihre ursprüngliche Kraft bewahrten. Das fehlt ihnen — das fehlt auch meinem Bruder,“ setzte er leiser hinzu.

„Ja, arbeiten ist diesen Herren durchschnittlich ein ziemlich unklarer Begriff,“ sagte Verchen, „von regelmäßiger Tätigkeit haben sie meistens keine Ahnung.“

Die Straße war still geworden. Sie bogen um die Ecke der Friedrichstraße in die Leipzigerstraße. Vereinzelte Passanten strebten eilig weiter; hin und wieder sauste eine Elektrische vorüber, trabte ein müder Droschkengaul des Weges daher.

„Mein Stiefbruder war von Kindheit an kränklich und eigenartig veranlagt. Vielleicht war die Luft

in meinem Vaterhause seiner Entwicklung nicht recht günstig.“ Bomfeldt sprach mit einer gewissen Hast weiter. Lerchen begriff, daß es dem Manne eine Erleichterung gewährte, sich zu einem teilnehmenden Zuhörer über diesen Punkt auszulassen. „Der Junge stand beständig zwischen zwei extremen Einflüssen und Behandlungen. Mein Stiefvater vergötterte und verzog ihn und meiner Mutter war der angeheiratete Stiefsohn ein Dorn im Auge. Sie war eine ganz gute Frau, aber das ewige Gepampel und die stete Sorge ihres Mannes um den Jungen ärgerte sie, ich glaube, sie fühlte sich zurückgesetzt und Eifersucht mag wohl die stärkste Triebfeder ihrer Abneigung gegen ihn gewesen sein. Wenn ich meinen Willen gehabt hätte, wäre Hans in unser Geschäft eingetreten, die praktische Tätigkeit hätte am besten seine phantastischen Neigungen paralytisiert, aber mein Stiefvater drängte ihn fast mit Gewalt in das medizinische Studium. Na . . . und nun . . .“ Er verschluckte den letzten Satz. „Sie müssen mich für einen gottlosen Schwärmer halten, Herr Doktor.“

„Ganz im Gegenteil, Herr Bomfeldt. Ich weiß genau, was Sie mit Ihren Mitteilungen sagen wollen, und ich unterschreibe jedes Wort aus voller Seele. Es ist wirklich ein soziales Unglück unserer Zeit, daß die meisten Menschen sich nicht auf ihrem Platze

glauben und darüber hinaus nach etwas Höhere ihnen in Wirklichkeit Unerreichbarem streben. Und Franken nachgerade an einem Ueberfluß an imaginären Genies und leiden mehr und mehr Mangel an wirklich tüchtigen, praktisch erprobten Männern

Bomfeldt nickte. Dann sprachen sie von anderen Dingen. Bomfeldt erzählte von seiner Fabrik, die fünfhundert Arbeiter beschäftigte. Die Filialen waren über sämtliche Stadtteile zerstreut. Man merkte ihm die innere Freude an seinem Berufe an. Er selbst stand an der Spitze des Geschäftes; ein jüngerer verheirateter Bruder, der auch Teilhaber war, wohnte in Charlottenburg. Er, Otto Bomfeldt, wohnte mit seinem Stiefvater zusammen in der Kleiststraße — wie Verchen auf eine Frage erfuhr — in dem ersten Stocke des Vorderhauses, in dessen Gartenhaus er für Frau Langen die Wohnung gemietet hatte. Auf eine diskrete Frage Bomfeldts ließ Verchen sich auch zu allerhand Aufschlüssen über seine persönlichen Angelegenheiten herbei. Daß er erst kurze Zeit in Berlin arbeite und eigentlich noch recht fremd und isoliert dastehende.

Als sie sich am Potsdamer Platz trennten, schüttelten die beiden Herren einander die Hände.

„Es hat mich sehr gefreut, Herr Doktor,“ versicherte Otto Bomfeldt, „ich würde mich freuen, Sie

wieder zu sehen. Wenn Sie, wie Sie sagen, Interesse daran haben, unsere Werke zu besichtigen, stehe ich mit Vergnügen jederzeit zu Ihrer Verfügung.“

„Ich werde von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen“ . . . Verchen konnte ohne Phrase Bomfeldts Versicherung, daß ihm diese Bekanntschaft Freude mache, zurückgeben. Die ruhige und sonore Stimme und das schlichte, angenehme Wesen des Mannes hatten einen guten Teil seiner Verstimmung hinweggenommen. Dennoch kam er in dieser Nacht nicht zum Schlafen. Immer hatte er die Vorstellung, als sei Nora ihm weiter als je entrückt, als müsse er um die, die ihm doch schon gehörte, jetzt erst einen verzweifelten Kampf führen.

Drei Tage vergingen, am vierten kam ein Lebenszeichen von Nora. Sie machte ihm in ihrem Briefchen scherzhafte Vorwürfe, daß er sich noch gar nicht nach ihr umgetan habe und sie ganz vernachlässige. Dann bat sie ihn, zu Frau Fechner hinaus zu kommen.

Verchen zerriß den Brief und nahm sich in der ersten Aufwallung vor, nicht hinzugehen und überhaupt nicht zu antworten. Aber als er ruhiger nachdachte, verwarf er den Entschluß und fand Noras Aufforderung durchaus natürlich. Schließlich war es ihr doch nicht zuzumuten, daß sie ihm als Gast der Familie Fechner in der wildfremden Stadt ein

Stellbuchein bewilligte. Das hätte sie leicht in eine wunderliche Situation gebracht.

Drei Tage später, am 11. März, war Noras Geburtstag. Da ging er hin. Das konnte niemand auffallen; es sah nicht übermäßig interessiert aus und konnte ebenso gut eine reine Höflichkeitspflicht wie ein Besuch aus intensivem Antriebe sein. Er lachte bitter, während er so in sich hineinphilosophierte. Die Welt war wirklich ein Affenhaus.

Eine halbe Stunde später stand er dem Geburtstagskinde in Frau Fehners großem Salon gegenüber. Nora sah reizend aus, schöner als je. Frau Wilhelmine hatte sich ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, ihren Liebling nach allen Regeln der Mode und ihres eigenen anerkannt guten Geschmacks herauszuputzen. Das pliffierte, reformartige Gewand aus apfelsinengelbem Krepp mit heller getönten Spitzen war etwas auffallend und hätte auch auf der Bühne Furore gemacht, aber es stand entzückend zu dem schwarzen Haar und der feinen, hüftenschlanken Figur des Mädchens. Auch die langen, vielreihigen Schnüre aus Wachsperlen wirkten ein wenig theatralisch, kleideten sie aber doch vorzüglich.

Als Verchen kam, war Nora mit dem Fehnerschen Ehepaar allein im Salon. Sie strahlte vor Freude und Wohlbefinden; Berlin sei himmlisch,

meinte sie und hier draußen bei „Onkel und Tante Fehner“ sei es überhaupt wie im Paradiese. Auf jeden Unbefangenen hätte ihre glückliche Stimmung übertragend gewirkt, auf Verchen nicht. Seine geheime Furcht, daß Nora ihm verloren ging, wenn sie lange in dieser Umgebung blieb, verdichtete sich bei ihm allmählich zu einer fixen Idee.

Frau Wilhelmine wich keine Sekunde von der Seite ihres „Bizetöchterchens“, wie sie Nora scherzend nannte. Sie hielt Noras Hand tändelnd in der ihren und trieb allerhand neckische und ulkige Kurzeil mit dem Geburtstagskinde, worauf dieses lächelnd und übermütig einging. Inzwischen wurden von Bekannten des Hauses, die von dem Geburtstage Wind bekommen hatten, Blumen in Form von Sträußen und Körben abgegeben.

„Affessor Süßkirch!“ meldete der Diener, und herein trat ein stattlicher, jüngerer Herr, der sich bei der Ueberreichung eines Rosenstraußes an Nora als geborener oder akklimatisirter Münchener bekundete, indem er von dem „Buschen“ sprach, den er sich gestattete dem gnädigen Fräulein nebst seinen aufrichtigsten Glückwünschen zu Füßen zu legen. Affessor Süßkirch war sehr elegant, von rassischer Magerkeit, Ausdruck des hartlosen, regelmäßigen Gesichts, Blick und die Haltung des kurzhaarigen Kopfes erinnerten

an eine schöne Ulmer Dogge. Auf dem Untergrunde der stahlblauen, klugen Augen schwamm ein trügerisches Licht, das keinen zuverlässigen Eindruck gewinnen ließ.

Frau Wilhelmine bat die Herren, mit ihnen an einem kleinen improvisierten Frühstück teilzunehmen und ein Glas Sekt auf das Wohl des Geburtstagskinds zu trinken. Es wäre unfreundlich gewesen, die Einladung abzulehnen, beide nahmen an.

Im Wintergarten, dem rotundenartigen Glasausbau nach dem Hintergarten, war zwischen Rhododendren und Palmen der Tisch gedeckt. Ein großes Schiebefenster stand offen und ließ die warme, blaue Frühlingluft hereinströmen. Ringsum blühten farbenfrohe, duftreiche Frühlingsblumen, Hyazinthen, Tulpen, Narzissen, Aurikeln und blauer und weißer Flieder. Eine Kristallschale mit blutroten Rosen hob sich malerisch von dem weißen Damastbehang des Tisches ab und vereinigte sich mit Kaviar und Lachs, allerlei Saisonbellestessen, feinem Meißener Porzellan und hochstieligen Gläsern zu einem reizenden Stillleben.

Berchen saß Nora gegenüber. Er mußte sie immer ansehen. Sie war der Mittelpunkt dieser kleinen Feier im „engsten Kreise,“ und die Eleganz der Umgebung, die freudige Frühlingssprache ringsum bauten sich wie ein stilvoller Rahmen um ihre graziose, blendende Erscheinung. Wie sie sich, von

der duftigen gelben Kreppwolke umhüllt, in den blaß-lila lackierten, mit Libertykissen belegten Sessel hineinschmiegte, war es eigentlich unmöglich, sie sich in einer anderen, weniger luxuriösen Umgebung zu denken. Ohne Zweifel war sie hier besser am Platze als hinter der Schreibmaschine, im unscheinbaren dunklen Kleide mit überzogenen Schreibbärmeln, das würde sie auch bald selber herausfinden . . .

Dr. Fehner trank auf Noras Wohl; die Sektelche stießen zusammen. Die Blicke des Brautpaares trafen einander beim Anstoßen, und Nora mochte wohl die geheime Dual in den Augen ihres Bräutigams lesen. Nach einer Weile fand sie einen Vorwand, ihn doch wenigstens für Minuten allein zu sprechen. „Herr Dr. Lerchen interessiert sich auch sehr für Antiquitäten und Raritäten,“ sagte sie zu Fehner, „darf ich ihm Ihre wunderschöne Sammlung zeigen?“

„Was fehlt Dir, Oskar?“ fragte sie ängstlich, „Du machst ein so böses Gesicht. Ich hab' doch nichts verbrochen. Ich glaube, es ist Dir nicht recht, daß Fehners mich so verwöhnen. Aber ich kann doch nichts dafür. Die Leute sind hier alle riesig nett zu mir. Wenn Du nicht wolltest, daß ich kommen sollte, hättest Du es doch schreiben können. Jetzt, wo ich einmal hier bin, kann ich mich nicht

gegen die Freundlichkeiten, die mir erzeigt werden, wehren.“

„Ich bin nur verstimmt, daß Du hier ganz fremden Leuten gehörst und für mich gar nicht zu haben bist,“ entgegnete Verchen, „und dann fürchte ich, Dir kommt die Arbeitsfreudigkeit hier abhanden. Wenn Du Dich vier Wochen lang hier so verwöhnen läßt, wird Dir die einförmige, nüchterne Arbeit in der Redaktion nicht mehr behagen. Der Unterschied ist gar zu groß . . .“

„Lieber Himmel, gönne mir doch ein paar Wochen Ferien!“ Nora seufzte. „Traurig genug, daß man das ganze Jahr tagaus, tagein schuften muß. Ich komme mir wahrhaftig wie verzaubert vor. Aber sorg' nur nicht. Die paar Wochen werden vorübergehen wie im Traum, und wenn ich eines Morgens wieder daheim erwache, werde ich wieder in der Tretmühle arbeiten wie ein Pferd, ohne mich umzusehen, ohne aufzumucken. Wir armen Teufel sind ja doch einmal zur Arbeit geboren . . .“

„Siehst Du . . . Siehst Du . . . das wußte ich,“ sagte Verchen mehr traurig als erschrocken, „das ist nun schon das Resultat dieser ersten Woche . . . Aber ganz einerlei. Du sollst auch nicht lange mehr arbeiten. Wir heiraten bald . . . sehr bald . . . ohne weiteres . . .“

Nora schwieg. Sie waren zu Fechner getreten, der dem Affessor eben die humoristische Gravierung eines alten Thüringer Zinntruges aus dem Jahre sechzehnhundertundzwanzig erläuterte. Ein Ausrufer, der in einer Kiepe junge Mädchen auf dem Rücken trug und den heiratslustigen Junggesellen seine Ware anpries: „Kauft, kauft Freyer, ich geb' sie nicht tener . . .“ Es gab hier viel zu sehen und zu bewundern. Herrliche Stücke altfranzösischer Fayencekunst, Alt-Meißen und antike Ausgrabungen. Auch die Naturaliensammlung war reichlich mit Merkwürdigkeiten versehen; vom versteinerten Kindergerippe bis zum Haifischei war eine lange Stala interessanter, seltener Objekte, die jedem Museum zur Zierde gereicht hätten.

Einmal noch fand sich das Brautpaar ein paar Minuten allein.

„Ich habe keinen heißeren Wunsch, als daß wir Deinen nächsten Geburtstag in unserem eigenen Heim erleben, Liebling,“ flüsterte Verchen in einer leidenschaftlichen zärtlichen Aufwallung, „sei mir nicht böse! Ich freue mich ja, wenn Du Dich freust, ich bin nur bange, daß sie Dich hier mir abspenstig machen könnten — —“

„Ach . . . Aber so was . . .“

„Auch gefällst Du mir tausendmal besser in

Deinem blauen Tuchkleid als in dem Theaterfehen,"
setzte er leiser hinzu.

Nora seufzte. „Ach Oskar, es ist köstlich, so
reich zu sein.“

„Meinst Du? Ja, gewiß, sorgenfrei zu leben und
immer das nötige Kleingeld zur Befriedigung seiner
Wünsche zur Verfügung zu haben, ist keine üble
Sache. Aber das Glück machen alle diese Schnurr-
peisereien und das bißchen äußere Pracht noch lange
nicht aus, mein Kind.“

Frau Wilhelmine lud Verchen ein, am Abende
wiederzukommen. Ein paar Bekannte würden sich zu
einigen Stunden zwanglosen Zusammenseins ein-
finden; Einladungen würden weiter nicht erlassen; ein
wenig Gemütlichkeit ganz en famille. Verchen sagte
nicht bestimmt zu und ging auch nicht hin. Der
Fechnersche Verkehrskreis war ihm fremd, und Nora
würde ihm dort in der Gesellschaft doch entrückt sein,
so verzichtete er lieber.

In den nächsten Wochen machte er überhaupt
keinen Versuch, Nora wiederzusehen. Einige Tage
vor dem 1. April kamen Frau Langen und Marianne.

Frau Langen wohnte auch draußen bei Fechner,
Marianne hatte es dagegen vorgezogen, sich in ein
Privathotel am Wittenbergplatz einzulogieren, um in
der Nähe der neuen Wohnung zu bleiben. Es hätte

sich für sie auch kaum gelohnt, den weiten Weg in die Grunewaldkolonie täglich mehreremal zurückzulegen, da die Arbeit des Wohnungseinrichtens doch ihr ganz allein oblag. Es gab so unendlich viel zu tun und zu besorgen, und niemand half ihr. Die Mutter sollte erst in die fertige Wohnung einziehen, und Nora war in diesen letzten Tagen ihrer „Ferien“ dermaßen gesellschaftlich in Anspruch genommen, daß sie, wie sie versicherte, über keine freie Stunde verfügen konnte.

Bei Mariannes erstem Besuch bei Fehners zeigte Nora ihr triumphierend die Menge der neuen Kleider und Hüte und Toilettegegenstände, die Tante Wilhelmine ihr geschenkt hatte. „Ich bin hier wie Kind im Hause,“ sagte sie befriedigt.

Marianne mochte die Freude der jüngeren Schwester durch keine Einwendungen dämpfen, aber im stillen hegte sie doch die gleichen Bedenken wie Verchen, ob der vierwöchige Aufenthalt in der Grunewaldvilla Nora wohl zuträglich gewesen sei.

Nachdem die Möbel von der Expeditionsfirma gebracht waren, halfen ihr zwei Männer beim Aufstellen der schweren Stücke und dem Aufnageln der Kisten. Dann arbeitete sie allein wie ein Mann weiter. Als Verchen am zweiten Tage in der Dämmerung kam, hatte sich das Chaos schon erheblich

gelichtet, die Zimmer waren schon beinahe fertig, nur in der Küche sah es noch bunt aus.

„O Fräulein Marianne, hätte ich gewußt, daß Sie hier allein schaffen müssen, wäre ich schon gestern gekommen und hätte Ihnen meine allerdings ungeschickten Kräfte zur Verfügung gestellt,“ rief er.

„Was das anbelangt, können Sie noch ankommen,“ meinte sie launig, „die Bilder und Spiegel kann ich nicht allein aufhängen, wollen Sie helfen?“

Natürlich wollte er. Die Plätze für die Bilder wurden sorgfältig ausgewählt und die Nägel eingeschlagen. Auch beim Aufhängen der Gardinen leistete Verchen seiner künftigen Schwägerin anerkennenswerte Hilfe. Ehe sie es gewahr wurden, waren ein paar Stunden unter eifrigem gemeinsamen Arbeiten vergangen.

„Nun hätten Sie sich von rechtswegen Ihr Abendbrot ehrlich verdient,“ sagte Marianne, „leider kann ich Ihnen nichts vorsetzen als ein Glas Bier, aber das dürfen Sie auch nicht verschmähen.“

Sie deckte ein weißes Tuch über den Tisch und brachte ein paar Flaschen und Gläser. Beide betrachteten mit sichtlichlicher Befriedigung ihr Werk. Das Zimmer machte in seiner funkelnden Sauberkeit mit den schneeweißen neuen Vorhängen wirklich einen gemüthlichen anheimelnden Eindruck. Die Fensternische

war tief und hatte einen erkerartigen Vorsprung. Da am Fenster sollte der Mutter Platz sein, erklärte Marianne Lerchen, damit sie immer das Grün und die Blumen, nach denen sie sich fast krank gesehnt hatte, vor Augen habe. Sie wollte noch eine Ampel mit Gewächsen über dem Nähtisch anbringen, und als besondere Ueberraschung sollte ein neuer Lehnstuhl für die Mutter gekauft werden. Das Geld dazu hatte sie sich seit Jahr und Tag im Haushalt buchstäblich am Munde abgespart. „Vielleicht helfen Sie mir ihn kaufen,“ meinte sie.

„Gewiß. Wann Sie wollen.“

„Vielleicht morgen. Wenn ich mich tüchtig tummle, kann ich morgen fertig werden, sodaß wir morgen Nacht schon hier schlafen können.“

„Um . . . dann wäre es doch besser, wir kauften den Stuhl heute noch. Sie können hier im Dunkeln doch nichts mehr tun, und ich wollte Ihnen ohnehin vorschlagen, daß wir den Abend irgendwo zusammen verbringen.“

Marianne zögerte ein wenig. „Ich dachte, wir hätten morgen Nora mitgenommen,“ sagte sie langsam.

„Nora! O nein, der wollen wir doch nicht ihren letzten goldenen Feiertag mit so alltäglichem Kleinfram verkümmern. Nein, das ist schon besser, wir bereiten alles hübsch vor, und sie kommt morgen

abend dann mit der Mutter ins fertige Nest. Sie amüsiert sich ja so wundervoll . . .“

Mariannens feinem Ohr entging nicht die leise Nuance von bitterer Ironie in Verchens Stimme. Sie senkte den Kopf ein wenig. „Frau Fehner ist sehr gut zu uns! Und Nora hat sie besonders ins Herz geschlossen, sie möchte ihr so gerne alles Liebe antun. Darüber kommt Nora kaum zu Atem . . .“

„Was sich Nora übrigens ganz gerne gefallen läßt . . .“

„Sie ist noch so jung. Welches junge Mädchen amüsierte sich nicht gerne, wenn es ihr so geboten wird. Da ist doch auch weiter nichts dabei,“ sagte Marianne.

„Nein, bewahre, mir liegt auch nichts ferner, als ihr daraus einen Wortwurf zu machen. Aber, Hand aufs Herz, Fräulein Marianne, fürchten Sie nicht auch, daß Nora da draußen für das gewöhnliche bürgerliche Leben, dem sie doch angehört und das jetzt wieder auf sie wartet, verdorben wird? Glauben Sie nicht auch, daß es ihr nach den letzten vier Wochen furchtbar sauer fallen wird, sich wieder in den alten Verhältnissen zurecht zu finden?“

„O, das wird sich schon machen; sie ist doch vernünftig und weiß, daß es nicht immer so bleiben kann.“

Verchen legte die Arme auf den Tisch und bog sich etwas vor, zu Marianne hinüber. „Sie sagen: welches junge Mädchen amüßert sich nicht gern! — Nun Sie, Fräulein Marianne? Wäre dies gedankenlose Amüßement auch etwas für Sie? Sie sind doch auch ein junges Mädchen.“

„Ach! Ach nein, ich bin weder alt noch jung,“ sagte Marianne unbefangen, „ich bin immer eine Hausknechtin gewesen, und manchmal meine ich, ich sei schon ein uraltes Weibchen, das einmal vor langen grauen Jahren jung gewesen ist. Ich bin so, wie soll ich sagen, so ganz neutral, ich habe gar nichts Individuelles, ich stehe wie ein Zaungast vor dem Leben und sehe es mir an, ohne mitzutun, das heißt, ich spüre gar keine Lust, mitzumachen. Meine Schwester und ich sind in dieser Hinsicht ganz verschieden.“

„Weider! Ich wünschte, Nora wäre Ihnen in mancher Hinsicht ähnlicher. Sagen Sie nicht: ich habe nichts Individuelles, sondern: ich habe keine individuellen Wünsche und Interessen. Bei Ihnen ist alles unpersönlich, weil Sie nur für andere leben und wirken. Ich —“ Verchen stützte den Kopf in die Hand, seine Stimme wurde warm und dunkel, „ich hab' Nora ja unbeschreiblich lieb. Dennoch kommen mir zuweilen Zweifel, ob wir für einander passen. Daran ist Ihre Mutter schuld. Sie warnte

mich, als ich um Nora anhielt. Sie behauptete, Nora werde mich enttäuschen. Ich weiß nicht, was sie damit meinte. Aber ich beginne es zu ahnen. Und das ist das Schrecklichste: ich kann nicht mehr von Nora lassen. Meine ganze Existenz ginge aus den Fugen, wenn ich sie jetzt aufgeben müßte. Ich geh' sie nicht her — nein — ich tu's nicht, ich tu's nicht."

„Aber davon ist ja auch gar nicht die Rede, Herr Doktor. Ich glaube wirklich, Sie quälen sich unnötig.“ — Marianne schüttelte den Kopf. „Was Mutterchen meinte, kann ich mir denken. Unsere Nora ist ein bißchen verwöhnt. Sie war immer sehr zart und schön und lieb, alle Welt verhätschelte sie, wir selber am meisten. Na, und da bilden sich dann leicht ganz von selber ein paar kleine Schwächen heran. Sie putzt sich gern und ist gern vergnügt, aber sie weiß auch genau, Recht und Unrecht zu unterscheiden, und wenn Sie sie einer Pflichtverletzung oder gar Treulosigkeit für fähig halten, tun Sie ihr schweres Unrecht.“

„Nein — nein — nein . . . das ist es nicht . . . Ach — ich bin ein närrischer Kauz, Fräulein Marianne, aber Verliebte sollen ja geistig nie ganz normal sein, das mag zu meiner Entschuldigung dienen . . . Wollen wir jetzt gehen?“

Marianne war einverstanden. Im Schlafzimmer fuhr sie mit dem Kamm ein paarmal durch das lose, lockige Haar, zog ihre schwarze Jacke an und setzte einen einfachen dunklen Hut auf.

„Zuerst wollen wir nun den geschäftlichen Teil unseres Programmes erledigen und bei Bomfeldt den Stuhl kaufen,“ sagte Verchen, „wir fahren ins Fabriklager, unterwegs kann ich Ihnen ein Stück Berlin zeigen.“

Am Wittenbergplatz nahmen sie einen offenen Taximeter. Die Luft war lau und belegt, ein richtiger Frühlingsabend. Hier und da drängte sich schon ein schwacher, grüner Glanz über das schwarze Geäder der Baumäste. Frühlingsstimmung lag über dem ganzen bewegten Bilde des großstädtischen Lebens, das in breiten Strömen durch die Straßen wogte.

Verchen erklärte Marianne die Namen der Straßen und Plätze, der Brunnen und Denkmäler, an denen sie vorüberfahren. Ihm war leicht und froh wie lange nicht mehr zu Mute. Die kurze Aussprache mit Marianne hatte ihn beruhigt und mit neuem, zuversichtlichem Hoffen erfüllt. Weniger in ihren Worten als in ihrer ganzen Art und Weise lag etwas, das seine peinvollen Zweifel niederschlug und ihm alles, was er Nora vordem vorgeworfen hatte, als kleinliche Ausflüsse seiner Eifersucht und seiner

egoistischen Wünschen erscheinen ließ. Das beschämte ihn und nahm ihm doch eine zentnerschwere Sorge von der Seele.

Sie machten eine weite Fahrt über den Litzowplatz und die Hofjäger-Allee hinunter in den Tiergarten, die Linden herab zur Französischen Straße, wo sich die Fabrikniederlage, das Hauptgeschäft der Firma Bomfeldt, befand.

Das Lager verteilte sich über das Erdgeschoß und sämtliche drei Stockwerke des Hauses. Es war sehenswert in seiner Art. Musterzimmer in allen Geschmacksrichtungen aller Stilepochen reiheten sich in anziehender Zusammenstellung aneinander. Dazwischen, scheinbar achtlos verstreut, kostbare Stoffe, wundervolle Kunstgegenstände, seidene Orientteppiche und Meistergemälde.

Marianne äußerte leise ihr Bedenken, ob sie in diesem luxuriösen Geschäft das finden werde, was sie suche. Lerchen beruhigte sie. Während sie dem herbeieilenden Verkäufer ihre Wünsche unterbreiteten, wurde seitwärts eine Flügelthür geöffnet und der Chef des Geschäfts, Otto Bomfeldt, trat in die Verkaufshalle. Die beiden Herren hatten einander in den verflossenen Wochen mehreremal gesehen; auch jetzt begrüßte Bomfeldt den Journalisten mit großer Herzlichkeit.

Lerchen stellte den Geschäftsinhaber Marianne vor. Als Bomfeldt hörte, was sie wünschte, erbot er sich, selber mit hinauf ins Lager zu gehen und der Dame eine Auswahl in Stühlen der bezeichneten Art zu zeigen.

Drei Stockwerke hoch war das eigentliche Lager der Einzelmöbel. Zu vielen Hunderten zusammengerückt, in unendlichen Varianten und Exemplaren standen hier Möbel aller Sorten durcheinander, vom billigsten und einfachsten bis zum teuersten Genre.

Marianne konnte unter der riesigen Auswahl von Lehnstühlen nicht recht schlüssig werden. „So etwas recht Behagliches, Molliges und dabei Einfaches müßte es sein. Wenn der Stuhl zu modern und elegant ist, paßt er nicht in unser einfaches Zimmer, und die Mutter würde sich auch nicht hineinsetzen. Er käme dann ins Empfangszimmer und hätte seinen Zweck verfehlt,“ sagte sie.

„Da führe ich die Herrschaften am besten in unsere Pietätkammer; das ist ein Raum, in dem noch einzelne Möbel aus der Zeit meines seligen Großvaters, der die Fabrik gründete, stehen,“ erwiderte Bomfeldt mit seinem freundlichen Lächeln. „Die Sachen, die, weil sie altmodisch sind, wenig Marktwert haben, sind eigentlich unverkäuflich, aber wenn Sie etwas Passendes finden, mache ich gern eine

Ausnahme. Für Solidität der Ausführung, Mottenfreiheit und so weiter garantieren wir natürlich.“

Er nahm einen Schlüsselbund aus der Tasche und schloß eine Türe am Ende des Lagers auf, welche zu einem kleinen Raume führte. Darin stand allerhand urväterlicher Hausrat, schön eingelegte Sekretäre und Schatullen von glänzendem schwarzen Mahagoni, zierliche Tische und ein paar tiefe gemüthliche Lehnsessel mit leichtverblähten Vila-Bevel-bezügen.

„So einen habe ich zu Hause in meinem Zimmer,“ sagte Bomsfeldt, „darin hat mein Großvater die letzten zwanzig Jahre seines Lebens zugebracht, und darin ist er gestorben; er war nämlich gelähmt und konnte nicht liegen.“

„Ja, so einen wünschte ich mir auch für Mütterchen. Aber er wird mir zu teuer sein . . .“ Marianne errötete.

Bomsfeldt schwieg eine Weile. „Es sind Pietätsachen, wie ich vorhin erwähnte. Sie sind außer Wettbewerb gestellt, und unsere Verkäufer dürfen sie nicht mehr anbieten. Dem ersten besten würde ich sie nicht verkaufen. Sie sollen in gute Hände kommen . . . Nicht wahr, das klingt im Munde eines Geschäftsmannes wie eine abgeschmackte Phrase? Aber es ist so. Ich bin in dieser Hinsicht eigen. Für ein

Mütterchen, das darin sein Mittagsschläschen hält und so weiter, ist der Stuhl wie geschaffen. Ueber den Preis werden wir leicht einig — —“

Ein rascher Blick des Möbelfabrikanten glitt über die einfache Erscheinung des jungen Mädchens und blieb auf dem chiffrierten, vergilbten Preiszettel hängen.

„Sagen wir zwanzig Mark . . .“

Marianne erglühete vor Freude noch tiefer. Das war weniger als die Hälfte der Summe, die sie anzulegen beabsichtigt hatte. Ihre Zustimmung klang unverhohlen freudig.

„Ja, nun hätten wir unsere Mission erledigt und können überlegen, wie wir den Abend am besten totschlagen,“ sagte Verchen, während sie die Treppen hinabgingen. „Ich möchte Fräulein Langen etwas von Berlin zeigen,“ wandte er sich zu Bomfeldt. „Fräulein Langen ist ganz fremd hier, erst vor wenigen Tagen angekommen. Uebrigens werden Sie Nachbarn sein; die Damen haben im Mozartparke gemietet.“

„Ach so . . . im Mozartpark . . .“ Bomfeldt sah scheinbar zerstreut, aber doch heimlich erwägend von Verchen zu Marianne und von dieser zu jenem, aber der unbefangene, herzlich-kameradschaftliche Ton, der zwischen ihnen herrschte, zerstreute seine anfäng-

liche Vermutung über die Beziehungen der beiden zueinander.

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, möchte ich mich Ihnen wohl als Dritter im Bunde anschließen,“ sagte er, „ich habe heute abend nichts vor und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir gestatten, ein paar Stunden in so angenehmer Gesellschaft zuzubringen. Das heißt — hoffentlich fassen Sie meine Bitte nicht als Aufdringlichkeit auf.“

Er sah Marianne fragend an. Sie schüttelte den Kopf; sie hatte nichts gegen die Begleitung des Fabrikanten einzuwenden, wenn es Verchen recht war, und der willigte gern ein. Er war auf dem besten Wege, sich mit Bomfeldt intim zu befreunden.

Während Marianne unten an der Kasse zahlte und ihre Quittung in Empfang nahm, bereiteten die Herren das Programm des Abends. Bomfeldt machte den Vorschlag, in die Oper zu gehen, wo „Hänsel und Gretel“ und die „Puppenfee“ gegeben wurden. Das Ballett konnte man sich schenken, aber die Oper pflegte auf Damen und besonders auf Damen aus der Provinz doch immer viel Anziehungskraft auszuüben. Er hatte zur Zeit eine Loge im Opernhaus, die er aus Gefälligkeit von einer Kundin, die gegen ihre ursprünglichen Dispositionen die Wintermonate an der Riviera verlebte, übernommen hatte. Verchen

erklärte sich einverstanden. Dann zogen sie zu dritt los.

Der erste Akt hatte schon begonnen, als sie ihre Plätze in Bomfeldts Loge einnahmen. Marianne hörte die reizende Oper zum erstenmal und der traute Zauber der zierlichen, einschmeichelnden Musik, die anmutige Handlung nahmen sie so gefangen, daß sie ihre Aufmerksamkeit ungeteilt der Bühne widmete. Erst als im Zwischenakt die elektrische Beleuchtung im Zuschauerraum aufflammte, sah sie ohne besonderes Interesse in das überfüllte Parkett, auf die Menge der schön frisierten, glatt geschittelten und zu einem guten Teil spiegelglänzigen Köpfe nieder.

Verchen berührte ihren Arm und reichte ihr ein Opernglas, das er von dem Logenschließer geholt hatte.

„Drüben ist Nora,“ raunte er ihr zu, „in der vierten Orchesterloge, zweite Reihe . . . Sehen Sie?“

Marianne nickte. Richtig, da saß Nora unter einer sehr eleganten auffallenden Gesellschaft von Damen und Herren. Frau Fechner und Frau Langen waren nicht dabei. Im Hintergrunde der Logen hoben sich ein paar Uniformen wirkungsvoll von den hellen Toiletten der Damen ab. Nora trug ein weißes Kleid mit einer Maraboutstola und einen

phantastischen Theaterhut aus gezogenem Chiffon und blaffen Rosen. Hinter ihrem Sessel stand ein Herr, der eifrig und anscheinend sehr interessiert auf sie einredete. Marianne gab das Opernglas zurück. „Ich verstehe nicht, daß Nora ohne Frau Fechner mit einer fremden Gesellschaft ins Theater geht,“ murmelte sie beedrückt.

„O, sie hat draußen entschieden eine Menge Bekanntschaften gemacht. Frau Fechner mag durch die Anwesenheit ihrer Frau Mutter verhindert gewesen sein. Da ist es doch ganz natürlich, wenn sie sich Bekannten des Hauses anschließt. Den Herrn hinter ihr habe ich auch bei Fechners kennen gelernt, ein Assessor Süßkirch . . .“

Das klang alles sehr harmlos und unbefangen. In Wirklichkeit war es ja auch sicher kein Verbrechen, daß Nora mit fremden Leuten ins Theater ging. Sicher nicht. Sie selber saß ja auch neben zwei fremden Herren und es fiel ihr gar nichts dabei ein. Und doch zog sich ihr ein unangenehmes beklemmendes Gefühl ums Herz zusammen. Sie schämte sich für Nora, die da so selbstgefällig und strahlend zwischen der etwas prozig ausschauenden Gesellschaft saß und sich augenscheinlich mit intensivem Behagen von dem stattlichen Herrn mit der Tuberose im Knopfloche den Hof machen ließ. „Ich brächte es

nicht fertig, mich vom Kopf bis zum Fuß mit geschenkten Sachen herauszuputzen," dachte Marianne geärgert, „gut, daß die Komödie mit heute zu Ende ist . . ." Jetzt begriff sie auch Verchens Verstimmung. Ganz entschieden benahm Nora sich als heimlich verlobte Braut nicht korrekt. Anstatt sich zurückzuhalten, drängte sie sich offensichtlich in den Vordergrund, nur um Schmeicheleien und Bewunderung einzuheimsen und sich zu amüsieren.

Die Oper nahm ihren Fortgang, aber Marianne war nicht mehr richtig bei der Sache. Mit halbem Ohre nahm sie die weichen, kosigen, runden Melodien in sich auf; immer wieder suchten ihre Blicke wie gebannt die halbdunkle Orchesterloge, aus deren Dämmerung sich Noras weiße Gestalt wie eine Blume hervorhob.

„Gefällt Ihnen die Oper nicht, Fräulein Langen?“ fragte Bomfeldt, der ihr zerstreutes Wesen anscheinend bemerkte.

Sie nickte. „Sehr . . ." sagte sie und zwang sich zu einer Konzentration ihrer Gedanken auf das Bühnenwerk. Sie war außerordentlich empfänglich für schöne Musik. Um nichts zu verlieren, schloß sie die Augen und hörte nur. So gelang es ihr, sich eine innere harmonische Ruhe zu erzwingen, in der ihre dunklen Befürchtungen und die unangenehmen

Empfindungen untergingen. Und die anmutige Musik und die süßen Melodien weckten allerhand freundliche Träume in ihr. Liebliche Bilder und Vorstellungen zogen an ihr vorüber, und als der Vorhang am Ende des Schlußaktes fiel, konnte sie in Wahrheit versichern, einen genußreichen Abend verlebt zu haben, obgleich sie von dem Wortlaute des Textes so gut wie nichts wußte.

Verchen war sehr gesprächig. Noras Anwesenheit in der Oper berührte er nicht weiter, aber Marianne mißtraute seiner Munterkeit, die ihr etwas zu gezwungen klang. Sie selbst war sehr still, sie war auch müde und wäre lieber direkt in ihre Pension zurückgekehrt, aber da sie sich einmal ihres künftigen Schwagers Führung anvertraut hatte, mochte sie seine Dispositionen nicht durchkreuzen. In einem Weinrestaurant der Friedrichstraße aßen sie zu Nacht.

„Wie finden Sie Bomfeldt? Netter Mensch, nicht wahr?“ fragte Verchen leise, als dieser einige Schritte fortgegangen war, um etwas aus seiner Paletottasche zu holen.

Marianne zuckte die Achseln. „Ich habe ihn wirklich noch nicht so genau betrachtet. Aber Sie mögen wohl recht haben. Er hat gute Augen.“

„Die Augen täuschen, Fräulein Marianne.“

Sie schüttelte den Kopf, aber Verchen wieder-

holte seine Behauptung, während Bomfeldt an den Tisch zurückkehrte.

„Fräulein Vangen beurteilt die Menschen nach ihren Augen. Das ist veraltet. Die stillsten See-
spiegel verdecken tückische Strudel und gefährliche Tiefen. Die Schönheit der Augen ist nur Dekoration, genau wie eine schön geformte Nase oder ein hübsch geschnittener Mund.“

„Na, na, das möchte ich doch nicht so schroff dahingestellt haben,“ widersprach Bomfeldt, „zu einem sympathischen Gesamteindruck ist ein klares, offenes, wahres Auge unerlässlich. Ich schätze die Menschen nach ihrem Lachen. Ja, das ist mein Gradmesser. Man hört leider Gottes heute nur selten ein frisches, fröhliches, ursprüngliches Lachen. Das ist ein Geklingel und Gekicher oder ein Zohlen, Wiehern . . . aber Lachen — richtiges Lachen — ganz selten. Wo ich es höre, klingt's mir allemal wie Musik in den Ohren, und ich möchte den Betreffenden auf die Schulter klopfen und ihm zurufen: Sie sind ein guter, unverdorbenener Mensch, mein Freund! Man sollte in den Schulen den kleinen Mädchen richtiges Lachen lehren, das wäre nützlicher als Singen und Englisch. Von der modernen Jugend kann keiner mehr wirklich lachen, weder Männlein noch Fräulein . . .“

„Zum Lachen gehört eine glückliche Veranlagung,

und es fehlt meistens an der Ursache zum wirklichen inneren glücklichen Lachen — der gute Mensch hat eben die Veranlagung, diese Ursache auch in den kleinen, unbedeutenden Erscheinungen des Lebens zu finden. Sie zum Beispiel, Fräulein Langen, Sie haben diese glückliche Gabe. Sie können lachen.“

„Wie Sie sich täuschen! Ich gerade nicht.“

„Sie können lachen,“ beharrte Bomfeldt, „wenn ich, was ich hoffe, Sie wiedersehen werde, erlebe ich es, Sie lachen zu hören . . . richtig lachen zu hören.“

„Schwerlich.“

„Doch, und ich werde Ihnen dann unsere heutige Unterhaltung ins Gedächtnis rufen.“

Es war doch schon ziemlich spät geworden, als sie aufbrachen. Am anderen Morgen, gleich nach sieben, machte Marianne sich auf den Weg in die neue Wohnung. Es regnete. An der Gartenpforte stieß Mariannens aufgespannter Regenschirm mit einem anderen zusammen, dessen Träger, eine Entschuldigung murmelnd, zur Seite sprang. Dabei sah sie, daß es Herr Bomfeldt war. Das Erkennen war gegenseitig.

„Guten Morgen,“ rief Bomfeldt mit unverhohlenem Erstaunen. „Alle Achtung, Fräulein Langen! Eine Frühaufsteherin wie Sie ist eine Rarität in Berlin, zumal in unserem gesegneten Viertel. Wollen Sie das immer so halten?“

„Ich denke!“ gab sie freundlich zurück. „Morgensfunde hat Gold im Munde. Vergessen Sie nicht, den Stuhl zeitig zu schicken.“

„Um zehn, wie abgemacht.“

Er sah ihr nach, wie sie durch den Eingang zum Gartenhaus verschwand, und setzte dann langsam, etwas nachdenklich, seinen Weg fort.

Um zwei Uhr konnte Marianne Frau Fechner telephonieren, daß sie die Mutter und Nora um sechs Uhr erwarte. Berchen schickte blühende Topfpflanzen und abgeschnittene Blumen, sie selber wand eine Girlande aus Lannengrün zum Empfang, und in elfter Stunde vor der Ankunft kam noch ein radgroßer Rosenkorb von Frau Fechner. Frau Langen hatte schon seit früher Morgensfunde auf Mariannes Ruf gewartet. Trotz aller Herzlichkeit, mit der das Fechnersche Ehepaar sie aufgenommen hatte, fühlte sie sich etwas unbehaglich in der Villa; zudem sehnte sie sich nach ihrem neuen Heim, von dem sie so viel Schönes gehört hatte, und in welchem, nachdem die graue Straße ihres Lebens nun eine Kurve beschrieben, ihr Dasein einen neuen Abschnitt begann. Unruhig wartete sie auf die Stunde ihrer Abfahrt.

Nora war an diesem letzten Tag abgesspannt und mißgestimmt. Nur mühsam gelang es ihr, ihre üble Laune zu verbergen und sich den Fechners gegenüber

in gewohnter Lebenswürdigkeit zu geben. Sie war erst früh morgens mit den Fechners benachbarten Familien von dem Souper bei Dressel zurückgekehrt, hatte nicht ausgeschlafen, und der Gedanke an ihren unmittelbar bevorstehenden Eintritt ins Geschäft und die Wiederaufnahme ihrer Arbeit verschlechterte ihre Stimmung auch um ein Beträchtliches.

Fechners Equipage brachte Mutter und Tochter nach Hause.

Der Einzug hätte nicht schöner, festlicher vor sich gehen können, als dies durch Mariannens Fürsorge geschah. Die vor Frische und Sauberkeit glänzenden Räume machten in ihrem Blumenschmuck einen ganz feiertägigen Eindruck, es roch nach Rosen und Tannengrün darin; am Fenster, auf dessen Sims Hyazinthen blühten, präsentierte sich der großmächtige, samtbezogene Lehnstuhl in vornehmer Würde, über dem Nähtisch schaukelte sich eine Krone aus grünen Pflanzen, deren feinblättrige Ranken fast bis auf das Tischchen herabrieselten. Und vor dem Sofa stand der sorgfältig gedeckte Teetisch und lud zum Platznehmen ein.

Derchen hatte sich auch zum Empfang eingefunden. Nora begrüßte ihn etwas einsilbig, fast ein wenig mürrisch.

Marianne hielt die Mutter lange und fest umschlungen.

„Gott segne Deinen Eingang, mein lieb', lieb' Mütterchen!“ flüsterte sie innig. Frau Helene schluchzte laut, es war zu viel für sie; sie war tief erschüttert.

„Mein Gott — — das fehlt noch gerade, Mama mit allerhand sentimentalen Empfangszereemonien aufzuregen. Sie ist ohnehin nervös genug!“ sagte Nora ärgerlich.

„Du . . . eine allzu rosige Laune bringst Du nicht ins neue Heim mit, Kleinchen,“ scherzte Verchen, mit der Hand sanft über das schwarze Köpfchen streichend. „Weißt Du, das ist gar nicht schön von Dir. Vier Wochen zwischen fremden Menschen in dulci júbilo leben und uns so etwas wie ein bißchen Kater . . . oder richtiger Katzenstimmung heimtragen . . .“

Sie machte sich mit einem unwilligen Ruck von ihm los. „Ach was . . . sag' Du nur gar nichts . . ., daß es nun wieder Vorwürfe und Gardinenpredigten regnen würde, wußte ich ja im voraus. Du hast Dich in all der Zeit ja überhaupt nicht um mich bekümmert . . .“

Frau Helene ging langsam Schritt für Schritt durch die einzelnen Räume der Wohnung. Sie besah alles. Die alten Sachen gewannen in der neuen Placierung ein ganz verändertes Aussehen.

Zuletzt bewunderte sie die Fensternische, den neuen Lehrstuhl, den die Liebe ihres Kindes ihr

dahin gestellt hatte, und die Blumen, die Ampel . . .
„Wie schön, wie schön,“ sagte sie einmal über das andere. „Wie schade, daß der Garten noch nicht grün ist. Aber die Zeit kommt auch. Wie schön wohnen wir hier. Wie schön.“

Lerchen hatte sich jäh entfärbt. „Was? Ich hätte mich nicht um Dich bekümmert? Da hört doch alles auf! Auf welcher Seite das Recht, Vorwürfe zu machen, liegt, wollen wir nicht untersuchen, mein Kind. Wenn Du in den letzten drei Wochen nur einmal ein paar Minuten Zeit gefunden hättest, mir einige Worte zu schreiben — nur ein Lebenszeichen — hätten wir diese unerquickliche Auseinandersetzung wahrscheinlich vermeiden können. Du bist ausgezeichnet ohne mich fertig geworden. Der elegante Assessor mit dem Doggenkopf scheint Dir ein ganz erwünschter Ersatzmann gewesen zu sein . . .“

„Geh . . . Du bist eifersüchtig!“ Nora lachte nervös, mit Tränen in den Augen. „Zu dumm. Ihr habt mich gestern in der Oper gesehen, ich Euch auch! Was weiter? Ich war in Familienbegleitung da, Marianne läuft mit Dir und einem wildfremden Menschen. Danach kräht weder Huhn noch Hahn. Das hätte ich mal tun sollen . . . Wenn ich zum Beispiel mit Assessor Süßkirch allein in der Oper gewesen wäre . . .“

„Na — ich danke; das ist denn doch ein Unterschied. An Deine Schwester reicht keine Verdächtigung heran, Nora —“

„Aber an mich! Was hab' ich denn getan? Sag' doch . . . sag' doch . . .“

„Wir wollen uns nicht zanken, Nora. Ich gehe jetzt. Auf Wiedersehen morgen — — in der Redaktion . . .“

Er war schon draußen und im Begriff, seinen Paletot anzuziehen, als Nora ihm nachkam und sich ihm schluchzend an den Hals warf. „Sei doch nicht so empfindlich, Schatz,“ flüsterte sie, „mir ist ganz wüß im Kopf. Ist ja auch nicht anders möglich. Was waren das für Wochen! Jeden Abend aus und jeden Abend! Heute ins Theater, morgen in die Oper, dann in Gesellschaft und immer erst spät nachts oder früh morgens nach Hause. Mir sind alle Nerven durcheinander. Mir ist ganz unglücklich zu Mute. Aber ich freue mich, daß ich wieder bei Dir bin. Auf meine Ordnung und Arbeit freu' ich mich . . . Sei mir doch nicht böse . . .“

„Nein,“ sagte er einfach und küßte die roten heißen Rippen. Als sie zusammen ins Wohnzimmer zurücktraten, saß Frau Helene schon auf dem Sofa. „Kommt, Kinder,“ sagte sie, „nun wollen wir essen. Die erste Mahlzeit im neuen Heim! Nein, wie schön! Wie schön!“

Von der Küche her zog ein appetitlicher Duft von gebratenen Schnitzeln und auf dem stummen Diener summt der Teelöffel. Ueber den Tisch warf die blitzblanke Messinglampe ihr mildes Licht. „Wie schön,“ wiederholte Frau Langen unaufhörlich, „welch ein trauliches Heim . . .“

Der Festation des ersten Abends im neuen Heim folgte freilich eine Kette von grauen, sorgenverdunkelten Tagen. Der Kampf um die Existenz war schwer, sehr schwer in der fremden großen Stadt. Zwar hatte Frau Wilhelmine Wort gehalten und eine Menge Arbeit geschickt, ihrer alten Freundin auch einige weitere Kundinnen besorgt, aber das reichte alles eben nur für den Anfang. Das Leben erforderte viel, und wenn die Einnahmen die Ausgaben decken sollten, mußte das Geschäft sich noch bedeutend vergrößern. Vorläufig hatte Frau Langen nur für eine Näherin Arbeit.

Marianne sah mit heimlicher Sorge der Zukunft entgegen, wenn sie der Mutter gegenüber auch immer eine fröhliche Zuversicht zur Schau trug. Es hielt gar so schwer für zwei Frauen aus der Provinz, sich in der Hauptstadt durchzusetzen, einen größeren Stamm von Kundinnen zu gewinnen. Das Haupthindernis einer gedeihlichen Entwicklung des Geschäfts lag darin, daß Frau Langen, die in der Provinzstadt

eine gesuchte Schneiderin gewesen war, der große, gewissermaßen gentile Zug einer Toilettenkomponistin fehlte. Eine Künstlerin in ihrem Fach war sie nicht, und um das Geschäft von Anfang an auf großem Fuße zu führen, womöglich eine Pariser Directrice zu engagieren, mit dem Aplomb aufzutreten, den auch Frau Wilhelmine für das geschäftliche Interesse als dringend erforderlich empfohlen hatte, fehlten die Mittel. Der Umzug mit dem vielen Drum und Dran hatte die wenigen Ersparnisse fast ganz verschlungen. Die Arbeit, die zurzeit vorlag, bestand meistens in Aenderungen; zuweilen ließ eine Dame ein einfaches Haus- oder ein Kinderkleid anfertigen, aber das alles waren keine Sachen, bei denen sich viel verdienen ließ, und — wenn es nicht besser wurde, wenn nicht Kundinnen aus bürgerlichen Kreisen mit etwas niedriger geschraubten Toilettenansprüchen hinzukamen, lag die Befürchtung nahe, daß Frau Helene in Berlin auf das Niveau einer Flickschneiderin herabsinken werde.

Auch Nora fühlte sich nicht wohl in ihrer neuen Stellung. Gleich in den ersten Tagen hatte sie eine Kollision mit dem Verleger gehabt, der eine unordentlich ausgeführte Abschrift beanstandete und ihr deswegen mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit Vorwürfe machte. Außer sich vor Zorn und Aerger war

Nora an jenem Tage nach Hause gekommen, und es hatte großer Ueberredungskunst seitens der Ihren bedurft, sie von einer sofortigen Kündigung abzuhalten. Seitdem ging sie wohl nach wie vor ins Geschäft, aber man merkte ihr die innere Unlust und eine wachsende Unzufriedenheit an.

Marianne hatte ihre eigenen Gedanken über die deutlich zutage tretende Gemüthsverstimmung ihrer jüngeren Schwester. Nach ihrer unausgesprochenen Ansicht war weniger die Grobheit des Verlegers als die verweichelichenen Eindrücke von Noras vierwöchigem Aufenthalt bei Fehners schuld an dem langsamen, aber sichtlichern Erlahmen ihres Interesses an der beruflichen Arbeit. Sobald Frau Wilhelmine in die Wohnung trat oder eine Karte von Frau Fehner mit einer Einladung Noras zuslog, lebte diese förmlich auf. Sofort verteilten und verstreuten sich die unmutigen Schatten auf ihrem schönen Gesichtchen, ihre Augen bekamen dann wieder Glanz. Der mißmutige Zug um die Mundwinkel machte einem fröhlichen Lächeln Platz.

Und Frau Fehner holte sich ihr „Bizetöchterchen“ sehr oft, so oft, daß auch Frau Helene hin und wieder Einsprache erhob. „Ach, Du Geizfragen,“ sagte Frau Mine dann lustig, „hast Deinen Goldschatz alle Tage um Dich und gönnst mir ihn nicht

einmal auf ein paar Stunden. Wir wollen auch mal Sonnenschein im Hause haben. Mein Mann ist ebenso vernarrt in das Mädchen wie ich . . .“ Um die Freundin, der sie manches verdankte, nicht zu verletzen, ließ Frau Langen dann meistens den Protest fallen.

„Gut tut es nicht. Nora sollte nicht so viel in den Kreisen verkehren. Sie neigt ohnehin zur Eitelkeit und Oberflächlichkeit,“ sagte sie jedesmal bekümmert, wenn Nora fort war, und Marianne stimmte ihr zu. „Schon um Lerchens willen nicht. Ihr werden da allerhand Neigungen und luxuriöse Passionen eingeimpft, denen sie später nicht nachgehen kann. Du solltest die beiden bald heiraten lassen, Mutterchen.“

Frau Helene sah selber ein, daß die Hinzuehrei keinen Zweck hatte. Aber jetzt wehrte Nora sich wieder gegen die Veröffentlichung der Verlobung und die baldige Hochzeit, und zwar mit der nicht ganz haltlosen Begründung, daß sie sich erst noch etwas von ihrem Gehalte ersparen wollte, ehe sie heiratete. Dagegen ließ sich nicht viel einwenden. Wenn sie ihr Gehalt ein Jahr lang zusammen hielt, konnte dafür manches in dem jungen Haushalt angeschafft werden. Ebenso einleuchtend schien es, daß es ihr peinlich war, als Lerchens verlobte Braut mit ihm in derselben Redaktion zu arbeiten.

Ueber all dem war es sachte Frühling geworden. Die schmalen, mit zierlichen Bronzestäben umsäumten Rasenstreifen hatten sich leuchtend grün gefärbt, die Fontäne rauschte, und um die schwalbennestartigen Austritte an den Wohnungen des Mozartparkes, die ihrer Einzigkeit wegen die Bezeichnung „Ballons“ kaum verdienten, zogen sich Kränze brennend roter Geranien. Auch Langens hatten solch einen Austritt, auf dem just zwei Stühle und ein Miniaturfischchen stehen konnten. An schönen Tagen saß Frau Helene zuweilen draußen. In der ersten Zeit freute es sie, da im Freien zu sitzen und in den „Park“ zu sehen, aber es wurde bald etwas Altes. Die Sonne brannte tagsüber gar zu heiß gegen die Häuser, und sehr häufig — gewöhnlich in der Mittagsstunde — wurde die Ruhe des Mozart-Parkes durch den wüsten Lärm einer Kinder Schlacht, die die hochherrschaftlichen Kinder des Vorder- mit den minderherrschaftlichen Kindern des Hinterhauses ausfochten, unterbrochen.

Frau Helenes Lieblingsplatz blieb der tiefe, weiche violette Lehnstuhl am Fenster der Arbeitsstube. Da schmiegte sie das schmale, blasse Gesicht in die Polsterrückwand und träumte. Sie träumte immer noch von dem Regentenplatz. Ohne Zweifel konnte zwischen der häßlichen, staubigen, verräucherten Liebemannsgasse und dem Mozart-Park kein Ver-

gleich angestellt werden, aber ein Regentenplatz war der Mozart-Platz doch nicht. Ihm fehlten der zarte Lindenduft und das Blätterrauschen schattiger Bäume, ihm fehlte die Stille und Weite, und wenn der graue Untergrund des saubergestrichenen Hauses gegenüber auch noch so freundlich von blühenden Balkons unterbrochen wurde, der Blick stieß doch immer gegen diese Mauern, er glitt hilflos die graue Wand hinauf, die Steinriesen standen hier wie dort unverrückbar und undurchbringlich, und aus den offenen Fenstern klangen Menschenstimmen, lachende, gleichgiltige, scheltende, und störten den Traum von idyllischem Frieden.

Frau Helene lächelte wehmütig. Hinter ihr klapperte und schnurrte die Nähmaschine. Musik der Arbeit, graue Straße . . .

Verchen holte Nora oft abends zum Spazierengehen ab, zuweilen, aber nur selten, schloß Marianne sich ihnen an. Nora sah es gern, wenn die Schwester mitging, aber diese hatte meistens keine Zeit. Das Verhältnis des Brautpaares zu einander war seit jener Aussprache am Abende des Einzuges wieder das alte, herzlichste wie vordem.

„Ich habe Ihnen einen Gruß auszurichten, Fräulein Marianne,“ sagte Verchen, als er eines Abends mit den Schwestern die Kleiststraße hinaufging, „von Herrn Bomfeldt . . . Sie entsinnen

sich des Herrn — bei dem Sie den Stuhl kauften . . .“

„Sawohl, natürlich entsinne ich mich. Danke!“ entgegnete Marianne. Obwohl sie in einem Hause wohnten, hatte sie Bomfeldt seit dem Zusammenprall morgens vor der Pforte nicht mehr wiedergesehen.

Verchen wollte hinzusehen, daß Bomfeldt den Wunsch geäußert hatte, sie — Marianne — einmal wieder zu sehen, aber er verschluckte den schon begonnenen Satz. Man konnte nicht wissen, ob Bomfeldt sich nicht ernstlich für Marianne interessierte und ob diese Bekanntschaft nicht zu einer Annäherung führte, die mit einer Hochzeit endete. Bomfeldts eingehende Erkundigung nach Marianne ließ beinahe ein solches Interesse auf seiner Seite voraussetzen. Er gönnte seiner stillen, liebenswürdigen Schwägerin von Herzen den Mann und die Partie und wünschte inständig, daß seine Vermutung sich bestätigte. Für diesen Fall hieß es freilich, diese Sache sehr delikant, sehr vorsichtig behandeln. Eine einzige unvorsichtige Aeußerung konnte bei dem feinfühligem Mädchen alles verderben. Nach längerer Zeit, als schon von etwas ganz anderem die Rede gewesen war, tat er eine unverfängliche Frage.

„Denken Sie eigentlich gar nicht daran, sich zu verheiraten, Fräulein Marianne?“

Marianne schüttelte den Kopf. „Daran denke ich nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Einmal, weil Mama mich nicht entbehren kann, und zweitens, weil ich gar nicht heiratslustig bin.“

„Unser Mariannerl denkt nie an sich,“ sagte Nora mit ungewöhnlicher Wärme, „für sie gilt das umgekehrte Prinzip des modernen Menschen: Erst kommen andere, dann nochmals andere, dann zum drittenmale andere, dann komme ich.“

„Das ist bis zur Karikatur übertrieben,“ wehrte Marianne ab, aber Lerchen nickte, er war ganz Noras Ansicht. Als sie von diesem Spaziergange zurückkehrten und Marianne schon vorausgeeilt war, um die Wohnung aufzuschließen, hielt Nora beim Abschiede die Hand ihres Bräutigams ein wenig länger als sonst fest.

„Du, ich muß Dir noch was sagen. Fehners haben mich für Mittwoch zu einer Mailcoach-Partie eingeladen. Ich ginge natürlich riesig gern hin, aber wenn Du es nicht gern siehst, bleibe ich zu Hause. Dann sag' es mir ruhig . . . schließlich bin ich ja doch immer nur halb dabei, weil ich immer an Dich denke. Wenn Tante Mine eine Ahnung von unseren Beziehungen zu einander hätte, würde sie Dich natürlich immer mit einladen. Schön wird es ja . . .“

„Wie werde ich Dich eines Vergnügens berauben, Herzchen! Geh Du nur hin. Ich freue mich, wenn Du Dich freust . . .“

„Wirklich?“ meinte Nora etwas zweifelnd, „es sind aber auch Herren dabei. Sogar ein moderner Dichter, schreibt Tante Mine . . .“

„Sogar? Alle Wetter —“

„Also Du hast nichts dagegen? Ich will nämlich durchaus keine Vorwürfe nachher . . .“

„Herrje, bin ich ein Tyrann? Ich hab' wirklich nichts dagegen, Maus.“

„Du bist lieb,“ sagte Nora innig. In dem Halbdämmer des einsamen Treppenhauseß umarmten sie einander und nahmen zärtlich Abschied. Als Nora die Treppen hinauffstieg, trillerte sie ein fröhliches Liedchen.

Auf das Picknick hatte sie sich schon lange gefreut, und nun, da ihr Verlobter feierlich seine Zustimmung zu ihrer Teilnahme gegeben, brauchte sie auch nicht den bitteren Nachgeschmack von heimlichen Gewissensbissen oder Vorwürfen von Verchens Seite zu fürchten. „Das war geschickt von mir — sehr geschickt,“ dachte sie befriedigt, „ich muß ihn immer vorher fragen, dann kann er doch anständigsterweise nicht so kleinlich sein und Nein sagen. Eifersüchtig ist er doch, ganz verrückt eifersüchtig, wenn er's auch nicht wahr haben will.“

Marianne war auch mit zu der Partie eingeladen, hatte aber abgelehnt. Zur Zeit lag ziemlich viel Arbeit vor, lauter Kleinigkeiten, bei denen sie gut helfen konnte. Außerdem ließ sie die Mutter nicht gerne den ganzen Nachmittag und Abend allein. Sie half Nora beim Anziehen und freute sich über das reizende, blühende Aussehen der Schwester, die in dem rot punktierten hellen Kleid und dem großen weißen Strohhut mit schwarzen Federn zum Malen schön war.

Die Idee der Ausfahrt war von Frau Wilhelmine ausgegangen. Sie hatte einige Einladungen dazu erlassen, ein paar Nachbarn und Bekannte hatten sich angeschlossen. Zwei gerammelt voll gepfropfte Biererzüge zogen hinaus in den matgrünen, frühlingssfrischen Nachmittag.

Frau Wilhelmine hatte eine glückliche Hand beim Arrangieren von solchen intimen kleinen gesellschaftlichen Veranstaltungen. Im Innern des einen Wagens saß neben dem Diener, der die mitgebrachten Speisen bewachen sollte, ein Ziehharmonikaspieler aus Zehendorf, den sie kürzlich dort spielen gehört hatte. Die ländliche Musik hatte allerhand Erinnerungen aus ihrer Mädchenzeit, an fröhliche Tanzabende unter freiem Himmel in ihr erweckt und ihr gleichzeitig den Gedanken eingegeben, das nächste Picknick durch die

munter-sentimentalen Klänge des Zehlendorfer Künstlers verschönern zu lassen.

Sie hatte auch kein bestimmtes Ziel für die Fahrt vorgesehen. „Immer vorweg und immer 'n bißchen tiefer in den Wald hinein!“ Nach etwa zweistündiger Fahrt wurde auf einer Lichtung Halt gemacht. Unter Lachen und Galloß kletterte die Gesellschaft von ihren lustigen Sitzen herunter. Dann wurde Keisig zum Feueranzünden und ein passender Platz, „wo Familien Kaffee kochen können,“ gesucht.

Unter Frau Wilhelmines Gästen war auch Käte von Finsterberg. Frau Fehners Einladung hatte zu verlockend gelaftet, als daß sie ihr widerstehen konnte. Sie sah ein bißchen angegriffen und bleich vom vielen Sitzen und angestregten Lernen aus, aber ihre Lehrzeit war auch in nächster Zeit zu Ende. Sie hoffte, durch Verchens Vermittlung dann bald eine Anstellung zu erhalten. Auf der Hinfahrt saß sie neben Nora, und die beiden jungen Mädchen gingen auch zusammen auf die Keisigsuche. Dabei gab ein Wort das andere, Käte erwähnte ihre Wünsche und Aussichten für die Zukunft, und Nora erzählte belläufig, daß sie in der Redaktion des „Morgenblattes“ beschäftigt sei. Käte horchte auf und klopfte ein wenig auf den Busch. Da erfuhr sie, daß Nora aus K. gekommen, dort in der „Vollszeitung“ beschäftigt gewesen sei

und erst seit April mit Mutter und Schwester in Berlin wohne. Räte kombinierte. Ohne Zweifel war diese Nora Doktor Verchens Braut. Ein rascher Blick streifte die schmale, ringlose linke Hand des Mädchens. Doktor Verchen hatte ja auch gesagt, daß die Verlobung vorläufig noch geheim gehalten werden sollte. Aber sie wunderte sich doch im Laufe des Nachmittags, daß Nora sich ohne ihren Verlobten so übermütig vergnügen konnte.

Die jüngeren Herren hofierten dem schönen Mädchen alle ein wenig. Es war bekannt, daß Nora Langen im „Morgenblatte“ arbeitete, und das etwas oberflächliche, kokette Wesen der jungen Dame würde vielleicht einen freieren Ton der Herren herausgefordert haben, wenn sie nicht unter dem besonderen Schutze der Fehners gestanden hätte. Assessor Süßkirch machte sich besonders auffällig an Nora heran.

Sie kannte seine Familien- und Vermögensverhältnisse von Frau Wilhelmine. Sein Vater war ein Studiengenosse von Julius Fehner und lebte jetzt als pensionierter Oberregistrarsrat in Breslau. Von seiner verstorbenen Mutter her hatte der Assessor ein bedeutendes Vermögen. Er arbeitete sich im Banfsache ein, und — wie Frau Wilhelmine Nora unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anvertraute — wenn ihr Mann sein Amt als juristischer Beirat

der Bank niederlegte, was vielleicht in nicht allzuferner Zeit geschah, hatte er große Aussicht, dessen Stelle zu erhalten. Darauf reflektierte er auch; er sei ein großer, genial angelegter Mensch, der für Kleinigkeiten nicht zu haben sei. Weiter hatte Frau Wilhelmine ihr mitgeteilt, daß mehrere junge Damen der besten Gesellschaft sich offensichtlich in der Illusion, Süßkirch interessiere sich für sie, wiegten. Das sei aber alles nicht wahr, der Assessor wolle hoch hinaus mit seinen Ansprüchen, sie habe mal gehört, daß er sich um eine Prinzessin, die zurzeit im Süden weile, bewerbe und Aussicht auf Erfolg habe.

Nora hörte alles mit phlegmatisch-freundlicher Teilnahme an. Aber innerlich spürte sie ein wunderliches Nervenzittern. Ihre Eitelkeit und ihr stark ausgeprägtes Selbstgefühl widersprachen Frau Wilhelminens Mitteilungen. Sie glaubte bestimmt zu wissen, daß sie einen mehr als oberflächlichen Eindruck auf Andreas Süßkirch gemacht hatte. Ein trotzig triumphierender Protest erhob sich in ihr . . . So? Eine Prinzessin will er freien . . . Da wollen wir doch mal sehen!

Sie stieg nicht gerne in die seichten Gründe ihres Innenlebens hinab. Jetzt vor allem nicht. Sie wollte gar nicht wissen, wie es momentan in ihr aussah, welche Gedanken und Wünsche sich unter

dem heiteren Wasserspiegel ihres äußeren Wesens verbargen. Freilich, über ein Faktum war sie sich vollständig klar: wenn sie ihr Verhältnis mit Verchen nicht vor ihrer Uebersiedelung nach Berlin angesponnen hätte, wenn sie sich nicht vordem gebunden hätte, wäre nie etwas aus dieser Verlobung geworden. Jetzt war sie ihrer Mutter für die Bedingung der Heimlichkeit dankbar; sie hätte sich als verlobte Braut lange nicht so gut amüsieren können. Nicht als ob ihre Neigung zu Verchen verblaßt wäre, aber sie sah die Sache jetzt von einem anderen Gesichtspunkte aus als vordem. Früher war ihre impulsive Neigung der einzig maßgebende Faktor für ihre Entschlüsse gewesen, heute dachte sie weiter, an die Zukunft, und diese Zukunft in den beschränkten Verhältnissen einer bürgerlichen Hausfrau, die mit jeder Mark und jedem Groschen rechnen muß, erschien ihr unerträglich, seitdem sie in eine Welt schaute, in der das Geld aufgehört hatte eine Macht zu sein, weil man es nicht mehr in Betracht zu ziehen brauchte.

Wie sich die Zukunft für sie gestalten würde, wußte sie nicht, sie dachte auch nicht darüber nach. Sie tröstete sich mit sophistischer Ausflüchten darüber hinweg. Schließlich kommt doch alles, wie es kommen muß. Nur sich nicht die Laune mit unangenehmen Gedanken und quälenden Zweifeln verderben. Die

Blumen pflücken, die am Wege blühen, sich nicht das Herz mit Sorgen beschweren . . . Das war ihre bequeme Lebensweisheit.

Unter allseitiger Fröhlichkeit war der Kaffee gelocht und eingenommen worden. Dann wurden allerhand idyllische Spiele vorgeschlagen und versucht, Blindfuh und „Bäumchen, Bäumchen wechsle dich“ und Verstecken, bis sich nach einiger Zeit eine gewisse Ermüdung geltend machte. Der Tag war warm und die Hitze lag drückend zwischen den sonnenbeschienenen Fichtenstämmen. Das Lachen klang nachgerade ein bißchen schläfrig, und die Unterhaltung flaute bedenklich ab.

Da kam einer der Herren auf eine gute Idee. Die junge Welt sollte in den Wald hinauswärmen und Maiträuter zur Bowle suchen. Er hatte nämlich, gelegentlich eines Birschganges, nicht weit von der Stelle, wo man lagerte, einen Platz ganz zarten jungen Waldmeisters entdeckt. „Suchet, so werdet Ihr finden! Auch Maiglöckchen gibt es hier in der Nähe in Masse, man muß nur Glück haben und die Stellen austifteln!“ Der Vorschlag fand jubelnde Zustimmung.

Die älteren Herrschaften zogen es vor, ein schattiges Plätzchen in der Nähe zu suchen und dort zu verweilen, bis die junge Welt mit der Ausbeute

ihrer Streifzuges zurückkehrte. Die Jungen zogen truppweise aus. Nora, Frau Fechner und Assessor Süßkirch hatten sich zusammengetan. Vor den dreien ging ein kleiner, blonder Herr an der Seite einer sehr eleganten jungen Dame von ausgesprochen semitischem Typus. „Wer ist das?“ fragte Nora leise. Sie hatte bei der Vorstellung die Namen überhört.

„Ach, Du, das ist doch der berühmte neue Dichter Hans Bomfeldt, von dem ich Dir schrieb.“

„Das heißt — Bomfeldt ist nur der nom de guerre. Im täglichen Leben hört er auf den Namen Mayer oder Schulze oder Lehmann oder so ähnliches und ist seines Reichens Arzt,“ warf Süßkirch ein.

„Herr, Du meine Güte, sieht so ein moderner Dichter aus?“ Nora machte ein stark enttäuschtes Gesicht. Der Assessor lachte.

„Die höchste Modernität besteht zurzeit in der Alltäglichkeit. Die Nietzsche'sche Philosophie vom Uebermenschen frei nach Zarathustra steht nicht mehr auf der Höhe, mein gnädiges Fräulein. Wir leben im Zeichen der werktätigen Arbeit und der werktätigen Durchschnittsmenschen . . .“

„Dieser Hans Bomfeldt soll aber doch ein idealer Mensch sein,“ sagte Frau Wilhelmine, „ein Mann von wirklich idealem Können und idealen Anschau-

ungen. Mir scheint übrigens, als ob sich zwischen ihm und Jenny Buch etwas anspinnt. Natürlich würde sie mit allen zehn Fingern zugreifen; die jungen Damen sind ja alle verschossen in ihn. Sie ist auch keine schlechte Partie. Einzige Tochter . . . ihre Million bekommt sie . . .“

„Ja, und der Million sieht man es nicht einmal mehr an, daß sie auf dem Viehhofe verdient ist. Der Alte war früher Großschlächter. Auch höchst modern — diese intime Verquickung von idealer Lebensanschauung und praktischer Eigeninteressenwahrnehmung. Ein moderner Dichter und eine mit stattlicher Mitgift gesegnete Frau . . . das gibt zusammen einen guten Klang.“

„Juden?“ fragte Nora.

„Getauft . . .“

„Die Bomfeldts kenne ich. Wenigstens den ältesten, den Chef der Firma, der ist ein reizender Mensch. Er hat vor zwei Jahren unsere Parterre-räume eingerichtet . . .“ Frau Wilhelmine seufzte und fuhr sich behutsam mit dem Taschentuch über die feuchte Stirn. Diese unerträgliche Hitze! Es war so peinlich, zu transpirieren, ihr guter Geschmack sträubte sich dagegen, daß jemand die hellen Tropfen, die sich unter der schwarzen Haarfalle hervordrängten, bemerkte.

„Nein, Kinder, ich mache nicht mit. Ich krieg

Herzklopfen beim Gehen in der Hitze. Ich kehre lieber um und bleib bei den Alten. Bis nachher! Auf Wiedersehen bei der Bowle!"

Nora suchte sie zu halten. „Aber Tante Minchen! Du bei den Alten! Das kommt Dir doch selber spaßhaft vor. Bleib doch bei uns.“

„Ihr findet auch ohne mich Waldmeister und Raiglbäckerchen. Du hast gut reden, Du Neunundneunzigspfünderchen! Assessor, ich vertraue Ihnen mein Bizetöchterchen feierlichst an. Adio.“

Frau Wilhelmine wandte sich um und ging langsam zurück. Unterdessen waren der Dichter und seine Dame schon ein Stück vor; eben verschwanden beide um eine Wegbiegung hinter einer Tannengruppe.

„Wohin führen Sie mich, Herr Assessor? Wollen wir nicht den andern folgen?“ fragte Nora. Süßkirch schüttelte den Kopf. „Seh' nicht ein, wozu und weshalb. Fürchten Sie, daß ich Sie irreführe?“ Nora verneinte. Sie waren in einen schmalen Gestellweg eingebogen. Die Sonne wand glitzernde Bänder um die rötlichen Stämme der Kiefern, und verstreute Lichtfunken zogen wie Schwärme goldfunkelnder Fliegen über die feuchte Walderde. Der blaue Schein, der von oben durch das Schwarzgrün der Baumkronen fiel, weckte in dem etwas einförmigen Waldbild hellere farbige Reflexe.

Der Weg war so schmal, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen konnten.

Nora war etwas bekommen zumute. Sie hätte nicht sagen können, weshalb. Wenn sie mit Affessor Süßkirch allein war, stand sie immer unter dem Bann wunderlich zwiespaltiger Empfindungen. Sie wußte selber nicht, ob der elegante Jurist ihr sympathisch oder unsympathisch war. Eigentlich beides. Interessant war der Mann auf alle Fälle; auch liebenswürdig, unterhaltend, trotzdem flößte sein Wesen ihr eine gewisse Scheu ein. Man wußte nie recht, wie man mit ihm daran war, ob seine Bemerkungen ernst oder ironisch gemeint waren. Er hatte eine Art, sich molant und malitiös über andere zu äußern, die an sich ja prickelnd und pikant war, aber man wurde dabei nicht einen kleinen unbehaglichen Zweifel los, ob man in absentia nicht selber dieser scharfen, geistreichen Zunge Stoff zu witzigen, kritischen Randglossen bot.

Nora wußte, daß Affessor Süßkirch ihre Gesellschaft der mit anderen jungen Mädchen vorzog, und daß er ihr gegenüber immer seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltete. Das schmeichelte ihr, aber in den Triumph befriedigter Eitelkeit mischte sich ein undefinierbares Empfinden, das die Freude über den Triumph abschwächte.

Wie sie jetzt Seite an Seite neben dem Affessor durch den stillen, sonnenwarmen Wald ging, spürte sie ein rasendes Herzklopfen . . . Sie fürchtete sich vor diesem Alleinsein und wäre doch unwillig gewesen, wenn jemand plötzlich hinzugetreten wäre und die Einsamkeit dieses Spazierganges gestört hätte.

Der Affessor sprach nichts, sie auch nicht. Schweigend schritten sie weiter. Ihre Schritte versanken lautlos in dem weichen Moosboden, und ringsum war das große, feierliche Waldeschweigen.

Endlos zog sich der Pfad in die Länge, um schließlich in eine mit Eichen, Tannen und Fichten umstandene Waldwiese zu münden. Der Affessor überschritt die Wiese und bog auf der anderen Seite wieder in einen engen Weg ein. Hier konnte nur eine Person gehen. Rechts und links versperrten Zweige, struppiges Unterholz und stachelige Brombeerranken den Weg. Süßkirch ging voran und bog die Zweige und Ranken zur Seite, um für Nora, die ihm, ohne zu fragen, wie hypnotisiert folgte, freie Bahn zu schaffen. Nach einer Weile bog er rechts ab in den Wald hinein. Hier und da steckte ein Maiglöckchen den schlanken, mit lichtweißen Glöckchen behangenen Stengel aus seiner hellgrünen Blattsüte hervor. Nora bückte sich eifrig, um die Blumen zu pflücken, aber es wurden immer mehr; sie pflückte

und pflückte und wurde nicht fertig und merkte es kaum, daß Andreas Süßkirch neben ihr kniete und bereits einen großen Strauß der prächtigsten Blüten in seiner Hand hielt. „Rein, wie reizend! Haben Sie aber eine Witterung, Herr Assessor,“ rief sie, „kannten Sie diese Stelle?“

„Nein. Aber ich habe wirklich eine feine Nase . . . für alle Fälle . . . eine Art geheimer Wünschelrute, die mich dahin führt, wohin ich möchte. Das glauben Sie wohl nicht, Fräulein Nora?“

Nora wurde rot. Er hatte ihren Namen mit einer eigenen weichen Modulation seiner klangvollen Stimme genannt. Fräulein Nora! Das war eigentlich ein bißchen frech, aber die Art, wie er es sagte, verwischte das Unpassende der intimen Anrede.

„O —,“ sagte sie nur und raffte emsig weiter. Ihre Hand konnte den großen Strauß kaum mehr fassen. Da schürzte sie mit einer anmutigen Bewegung den Rock vorne auf und warf die Blumen hinein, zu Bündeln, die weiße, duftende Flut der Glöckchen war nicht auszuschöpfen.

„Sollten wir nicht bald genug haben?“ Andreas Süßkirch stand aufrecht an eine Buche gelehnt und blickte lächelnd auf das vor Eifer glühende Mädchen nieder.

„Ach ja, gewiß! Es fällt mir nur schwer, mich zu trennen und die vielen Maiglöckchen im Stiche

zu lassen. Aber Sie haben recht, wir bringen sie nicht fort.“ Nora stand auf. „Nun muß ich die Blumen auch noch ordnen.“

„Wir wollen einen geeigneten Platz suchen —“ Wieder ging er voran, in schräger Richtung mitten durch das Gewirr der Stämme. Irgendwo waren ein paar Bäume gefällt. Die umfangreichen Stämme lagen wohl schon viele Monate dort, denn die hochstäubigen Farne hatten Zeit gefunden, ihre Wedel darüber zu breiten, und ein samtartiger, frischgrüner Moossteppich überzog die graue Rinde.

„Da haben Sie sicher wieder Ihre Wünschelrute gefragt,“ rief Nora fröhlich, „ist das ein idyllisches Plätzchen . . .“

„Nicht wahr, ein wirkliches, reizendes Idyll . . . Wenigstens nach meiner Auffassung . . .“

„Jetzt spöttelt er wieder,“ durchfuhr es Nora, und sie warf einen scheuen Seitenblick nach ihrem Begleiter, der sich ruhig neben sie auf den Stamm setzte. In seiner Miene lag nichts, das ihren Verdacht bestätigen konnte.

Nora fügte Blüte auf Blüte zum Strauße zusammen. Ihre Hände zitterten ein wenig dabei; sie fühlte, daß Süßkirch sie unausgesetzt beobachtete. „Vor einigen Abenden begegnete ich Ihnen in der Kleiststraße,“ sagte er nach einer Weile.

„Wir?“

„Ja, Sie gingen am Arme eines Herrn. Eine junge Dame war noch dabei.“

Nora beugte sich tiefer auf das duftende Bukett nieder. Ihr feines Gesicht war plötzlich in blutrote Blut getaucht.

„Ach so. Die Dame war meine Schwester. Der Herr ein alter Bekannter von K. her, der uns noch öfter besucht. Ich habe Sie nicht gesehen, Herr Assessor.“

„Nein. Sie waren ganz vertieft. Ich mochte mich auch nicht allzu aufdringlich bemerkbar machen. Im . . . Sie sind noch in der Redaktion des Morgenblattes beschäftigt?“

„Gewiß . . .“

Der Assessor schüttelte den Kopf. „Ist das nicht eine furchtbar fade Geschichte?“

Nora zuckte die Achseln. „Man gewöhnt sich daran.“

Eine kleine Pause entstand. „Wir modernen Mädchen sind sehr selbständig,“ setzte Nora hinzu. Sie schüttelte gewaltsam ihre Befangenheit ab und zwang sich eine heitere Sicherheit auf.

„Wer es kann! Wer dazu disponiert ist. In unseres Herrgotts Garten wachen mancherlei Pflanzen, nützliche Küchengewächse, heilkräftige Kräuter und

Ziersträucher, Unkraut und Giftpflanzen. Sie gehören zu den Blumen, Fräulein Nora. Zu den schönen, duftenden Gartenblumen, die nur dazu da sind, um das Auge zu erfreuen, die nichts weiter sollen als blühen und duften, die der Tau mit Diamantschnüren schmückt, die sich von der Sonne vergolden, von Erde und Regen ernähren und vom Gärtner pflegen lassen, ohne ein besonderes Äquivalent an Nutzbarkeit zu bieten . . .“

Nora blickte vor sich auf die Glöckchen, die sie mechanisch zusammenband. Des Assessors für gewöhnlich harte, metallene Stimme hatte einen merkwürdig weichen, schmeichelnden Wohlklang, wenn er mit ihr sprach. Sie wagte nicht zu atmen. In ihren Wangen klopfte das heiße, rote Blut mit Herz und Pulsen um die Wette.

Sie hatte den Hut abgenommen und neben sich auf den Baumstamm gelegt. Und da geschah plötzlich etwas ganz Ueberraschendes, die weißen, gepflegten, sammetweichen Finger des Assessors glitten über ihr Ohr und schoben behutsam ein paar widerspenstige Härchen zurück.

„Ich kann nichts Obstinales leiden,“ sagte er lächelnd, „und wäre es auch nur ein seidenweiches, obstinales Lösschen.“

Nora rührte sich noch immer nicht. Sie mußte

nicht, wie ihr geschah, so ganz stand sie unter der suggestiven Gewalt der leisen Berührung. Von den weichen Fingern des Mannes strömte ein Flutbium aus, das jede Willensregung in ihr lähmte. Sie empfand deutlich, daß sie sich gegen seine vertrauliche, zärtliche Annäherung wehren, daß sie aufstehen und diese Situation enden müßte, und doch tat sie nichts dergleichen, weil irgendein unbestimmtes, brennendes Verlangen, die fast geheimnisvolle Macht dieses Menschen an sich selbst zu erproben, stärker als die einfache Eingebung der Vernunft war.

„Er hypnotisiert mich,“ dachte Nora und sah unwillkürlich in die glänzenden blauen Augen, in deren Tiefen ein seltsames Licht brannte.

„Wenn ich über Sie zu sagen hätte, dürften Sie nicht mehr in die Schreibstube gehen,“ sprach der Affessor weiter, „nein, ich würde es nicht leiden. Ich wollte, ich könnte es Ihnen verbieten.“

„O wie gut, daß Sie es nicht können. Da wollten Sie mich ohne weiteres brotlos machen?“

„Huhu — huhu!“ rief eine Stimme.

Nora schnellte empor. Diese fremde jodelnde Stimme klärte die Situation. Ein heller kunstreicher Jodeler antwortete.

„Sie jodeln ja wie eine waschechte Tirolerin,“ sagte Säckkirch etwas unwirsch. Ihm kam diese Störung

offenbar ungelegen. Zwei, drei Minuten vergingen, dann schimmerte ein helles Kleid in der Ferne.

„Ha, ha . . . Da haben wir den Salat! Unser Dichterling mit seiner Dulcinea!“ Der Assessor stand auf und spähte, die Augen mit der Hand beschattend, in die Richtung, von der sich das Paar näherte.

„Weiß der Kuckuck, wie die hierherkommen!“

„Sie werden irregegangen sein,“ meinte Nora. Und so war es. Sie waren planlos umhergeirrt, hatten dabei die Richtung, aus der sie kamen, verloren und waren immer weiter in den Wald und auf unbekannte Pfade geraten. Beide waren erhitzt, totmüde und seelenfroh, ihre anfänglichen Partner bei dem Streifzuge wiedergefunden zu haben.

„Na, nun ruhen Sie sich nur erst eine Weile aus,“ riet der Assessor mit seiner gewohnten ironischen Gutmütigkeit. „Unterdessen findet Fräulein Langen ihre Augenweide. Das gnädige Fräulein brennt nämlich darauf, einen berühmten Mann in unmittelbarer Nähe zu beaugenscheinigen. Sie hat eine ganz besondere Vorstellung von einem modernen Wallfahrer aus Genieland.“

„Ja, das haben die jungen Damen fast alle,“ sagte Bomfeldt geschmeichelt mit einer halben Verneigung gegen Nora, „und doch sind wir Menschen wie alle anderen. Ja, ich muß sagen, und der Wunsch,

Mensch zu bleiben, hat mich dazu getrieben, meine Studien praktisch zu verwerten.“

Andreas Süßkirch wandte sich ein wenig seitwärts und bog sich etwas vor, um den Dichter anzusehen. „Der Rede Sinn ist mir problematisch, Herr Doktor. Ihr Beruf als Arzt verlangt doch, denke ich, einen ganzen Menschen.“

Der kleine Schriftsteller zuckte die Achseln. „Das meinen Sie, und in einer Hinsicht haben Sie ja auch mit Ihrer Annahme recht. Der ärztliche Beruf ist — wie soll ich mich ausdrücken — allzu menschlich. Man gewöhnt sich, den Menschen nur als Maschine zu betrachten, und, da man jedes Rad und jede Feder der Maschine kennt, sich nur für die Konstruktion zu interessieren. Körper ist für den Arzt alles, die Seele kommt erst in vierter, fünfter Linie. Davor mußte ich mich bewahren. Ich will durch das Körperliche des Menschen immer den besseren Teil, den Astralteil sehen. Meine Phantasie war von jeher sehr stark entwickelt.“

Hans Bomfeld hatte die Gewohnheit, beim Sprechen die Augen zu schließen, bei den letzten Worten riß er sie auf und griff rasch nach seinem Kneifer, eine Bewegung, die etwas unendlich Komisches hatte. Nora unterdrückte nur mit Mühe ein kleines, knisterndes Lachen.

„So lieben Sie Ihren Beruf nicht, Herr Doktor?“

„Gar nicht. Meine Angehörigen wollten, daß ich Medizin studiere . . . Meine Opposition half nichts . . . voilà tout . . .“

„Sie spürten wahrscheinlich damals schon den übermächtigen Drang, Ihre Phantasie dichterisch zu betätigen . . .“

„Das gerade nicht. Ich hatte nur von jeher das dunkle Bewußtsein, für eine exzeptionelle Lebensstellung bestimmt zu sein.“

Andreas Süßkirch räusperte sich. „So . . . so . . .“ Seine Blicke trafen Moras Augen, in denen ein lachender Uebermut aufblitzte.

Die Sonne war unterdessen verschwunden und hatte nur einen weichen, duftartigen Goldton in der Luft zurückgelassen. Die Schatten wurden länger. Die Stimmen des Waldes erwachten; Vogelgezwitscher, Blätterrauschen, Grillentönen, ab und zu ein Luftzug, der in das verwehte vorjährige Laub am Boden ein leises, geisterhaftes Leben brachte.

Der Affessor übernahm auf dem Rückweg die Führung. Mit der Sicherheit eines geprüften Pfadfinders fand er die Richtung, die auf kürzestem Wege zum Ausgangspunkte der Expedition führte. Die anderen waren schon alle zurück; man war bereits über das lange Ausbleiben der beiden Paare in einiger

Uruhe gewesen. Lauter Jubel begrüßte die Rückkehr des Bierblattes.

Auf dem freien Platze wurde getanzt. Der Zehndorfer Ziehharmonikaspieler gab eine Blütenlese seiner Repertoirenummern zum Besten, von der „Schönen blauen Donau“ bis zur „Holzantion im Brunwald“ und der schmerzlich hangen Frage nach dem verschwundenen kleinen Kohn. Auf dem glatten Waldboden tanzte es sich so gut wie auf Parlett, und diese fichtenumsäumte Waldblichtung, übercupelt von dem blaßblauen, silbern durchäderten Frühlingsabendhimmel wirkte dekorativer als der eleganteste Ballsaal. Die junge Welt konnte nicht genug vom Tanzen bekommen, erst ein Nachtwort Frau Wilhelminens an den Musikanten und das daraufhin erfolgende Verstummen der lieblichen Melodien brachte die Paare zum Stillstand und sammelte sie um den großen kupfernen Bowlentessel.

Frau Wilhelmine heimste von allen Seiten Komplimente über das Arrangement dieses reizenden Waldfestes ein. So hatte man sich lange nicht amüßiert, und so herrlich wie diese belegten Brötchen und die Hummermahonnaisse im Freien hatte kein Souper der verflossenen Saison gemundet. Der Ziehharmonikaspieler lieferte die Tafelmusik. „Haben Sie nicht den kleinen Kohn gesehen?“ scholl es abermals

angstvoll und lockend in die abendliche Waldstille hinaus. Dann folgten „Der Rattensfänger von Hameln“ und „Die Lindenwirtin“, irgend jemand summt die Melodien mit, ein anderer fiel ein, schließlich sangen alle, die Stimmung war auf der Höhe.

Allmählich wurde es dämmerig. Blaue Schatten schwebten um die schwarzen Fichten und Föhren, fern an dem mehr und mehr verblaffenden Horizonte stand die hellgoldene Mondscheibe.

Frau Wilhelmine mahnte zum Aufbruch. Die Pferde, die inzwischen gerastet hatten, wurden wieder angespannt, der Diener packte das Geschirr und die Kiste zusammen.

In aller Eile wurde noch ein Rehrauswalzer getanzt. Nora flog in Andreas Süßkirchs Arm dahin. Der Affessor drückte die schmale, leichte Gestalt etwas fester als üblich und unumgänglich nötig an sich, und Nora schloß die Augen und ließ sich mechanisch herumwirbeln, ihre Füße berührten kaum den Boden. Als der Tanz zu Ende war und der Arm ihres Tänzers sich von ihrer Taille löste, glitt sie aus und stolperte über eine Baumwurzel. Mit einem leisen Aufschrei richtete sie sich auf. Der Fuß tat weh, aber sie konnte ihn doch bewegen. Auf der Heimfahrt wurden die Schmerzen indessen stärker.

Nur mit Mühe konnte sie die schmale Wendeltreppe des Wagens herabkommen.

Frau Wilhelmine bestand darauf, den Fuß erst zu untersuchen, und als sich herausstellte, daß der Knöchel stark geschwollen war, widersetzte sie sich energisch Moras Heimkehr an diesem Abende. Einer der Diener mußte mit einem Billette zur Stadt fahren, um Frau Vangen über den Grund ihres Ausbleibens aufzuklären und zu beruhigen.

Nora schlief wenig in der Nacht. Eine seltsame, sehnsüchtige Unruhe machte ihr das durch den schmerzenden Fuß bedingte Stillliegen zur Qual. Alpdruckartig lastete eine heimliche Angst auf ihr und erschwerte ihr das Atmen. Ihre Phantasie beschäftigte sich unaufhörlich mit Assessor Süßkirch. „Ob es wahr ist, daß er sich um eine Prinzessin bewirbt? — — Ach — Unsinn — — Sein Benehmen gegen mich ist unverschämt“ — ging es ihr durch den Kopf. Und doch war sie ihm nicht böse. „Warum denke ich nur an ihn? Was geht er mich an?“ Sie wußte keine Antwort auf die Frage und dachte weiter. „Ob er mir eine Liebeserklärung gemacht hätte, wenn die Andern nicht dazu gekommen wären? Vielleicht — — Liebt er mich? . . . Würde ich Ja gesagt haben, wenn ich nicht Oskar . . .? Warum nicht . . . Er ist reich und hat eine große Zukunft . . . Und auch

sonst . . ." Sie schauerte zusammen in der Erinnerung an seine leise, schmeichelnde Berührung. Ihre Wangen brannten. Ihre Pulse jagten. Ihr Blut glühte.

Der Arzt stellte am anderen Tage eine Verstauchung des Knöchels fest und befahl äußerste Schonung des Fußes. Nach acht Tagen konnte Nora wieder durch das Zimmer gehen und nach nochmals acht Tagen war sie soweit, daß sie nach Berlin zurückzukehren und ihre tägliche Berufsarbeit aufzunehmen vermochte. Der Verleger war ungehalten über ihr langes Fehlen. Noch ein paar Tage und er hätte sich nach einer anderen Kraft umsehen müssen. „Wie so kommen Sie denn zu einer Fußverstauchung? Bei einer Grunewaldpartie? Nun, in Zukunft nehmen Sie sich zusammen, wenn man engagiert ist, ist man nur zur Hälfte sein Eigentum . . .“

Nora schwieg. Sobald sich Gelegenheit bot, wollte sie eine andere Stellung annehmen.

Noch nie war ihr die Arbeit so schwer gefallen. Das Ticken auf der Maschine machte sie nervös, sie vergriff sich fortwährend. Die heiße, staubige Bureauluft verursachte ihr Kopfschmerzen, ihre Gedanken irrten immer wieder von der Arbeit ab, zurück zu den trotz der sehr erträglichen Schmerzen angenehm verlebten letzten Wochen. „Ich kann nicht . . . Mein

Gott, ich kann nicht!“ dachte sie, „was soll aus mir werden? Assessor Süßkirch hat recht: ich bin keine Nupfpflanze, mir fehlt die Bestimmung zur Arbeit . . .“

„Wovon träumen Sie, Fräulein Langen? Sie schlafen ja!“ sagte die scharfe Stimme eines der älteren Redakteure, der gerade an ihr vorüberging. Sie zuckte zusammen und tippte weiter . . .

Anfang Juli wollte Frau Wilhelmine verreisen. Der Arzt hatte ihr dringend Rauheim empfohlen, da das Herz nicht mehr ganz unberührt von den lästigen Beschwerden ihrer zunehmenden Körperfülle geblieben war. Aber Frau Wilhelmine fügte sich nur bedingungsweise den Anordnungen ihres ärztlichen Ratgebers. „Erst gehe ich sechs Wochen nach Ostende, dann meinetwegen vier Wochen nach Rauheim. Ich kann die Orte, wo man so viele wirklich kranke Leute sieht, nicht leiden . . .“

Kurz vor ihrer Abreise gab sie noch eine größere Abendgesellschaft.

Marianne begleitete diesmal Nora auf der Mutter Wunsch. Frau Helene fand es nicht angängig, daß ihre älteste Tochter jedesmal Frau Fehners Einladung ablehnte. Marianne wäre lieber zu Hause geblieben; die Gesellschaft war ihr fremd und sie hatte überhaupt nicht viel für derartige geräuschvolle festliche Veranstaltungen übrig.

Gegen fünfzig Personen waren eingeladen. Nora kannte fast alle Anwesenden. Auch Räte von Finsterberg war da.

Nora stellte ihre Schwester der jungen Dame vor. Die drei jungen Mädchen standen etwas isoliert, seitwärts am Fuße der breiten Freitreppe, die in den hinter der Villa liegenden Gartenteil führte.

„Haben Sie mittlerweile eine Stellung gefunden?“ fragte Nora im Laufe des Gespräches. Räte verneinte. Vorläufig arbeitete sie auswärts in dem großen Schreibmaschinengeschäft, in dem sie gelernt hatte. Im Sommer war es gewiß immer schwerer, ein gutes Engagement zu finden, sie hoffte aber doch zum Herbst irgendwo anzukommen.

„Ach mit den Stellungen ist ja überhaupt nichts los,“ sagte Nora. „Was hat man davon? Gehalt zu viel zum Sterben und zum Leben zu wenig. Wenn man sich selbst belästigen und einmieten soll, kommt man dabei gänzlich auf den Hund. Die Herren wissen nicht, wie viel Leistungen sie von einem für ihre paar Mark beanspruchen sollen und möchten einen am liebsten von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends ins Joch spannen. Dazu muß man sich Grobheiten über Grobheiten bieten lassen. Ich hab' die Doherelei bis oben hinaus satt, kann ich Ihnen sagen . . .“

„Aber Nora!“ rief Marianne erschrocken.

„Nun ja — ich hab's mir bis jetzt verbißten, aber einmal muß man doch losplätzen. Neulich begegnete ich dem Dr. Eitel . . . dem netten Herrn, der am Sylvesterabend in K. bei uns war, weißt Du,“ wandte sie sich an Marianne, „er fragte mich, wie es mir ginge, und da klagte ich ihm mein Leid. Er sagte, das habe er sich gleich gedacht, das „Morgenblatt“ sei keine gute Stellung für eine junge Dame. Ja, und da meinte er, ob ich mich nicht selbständig machen wollte. Ich muß sagen, der Plan leuchtet mir ein. Wenn ich eine Dame finden könnte, die sich mit mir assoziierte, würde ich gleich darauf losgehen.“

„Wie denken Sie sich das?“ forschte Räte interessiert.

„Man müßte ein Schreibmaschinenbureau eröffnen. Dabei ist gar nicht viel Risiko. Man mietet einen Raum in guter Geschäftsgegend, kauft sich eine Schreibmaschine auf Abzahlung, hängt ein Schild heraus und klappert drauf los.“

„Vorausgesetzt, daß man was zu klappern hat,“ warf Marianne ein, „bei der großen Konkurrenz wird es nicht leicht halten, ausreichende Kundenschaft zu bekommen.“

„Wenn man gute Verbindungen hat, bekommt

man leicht Kundschaft. Doktor Ettl kennt die ganze Schriftstellerclique, der würde uns schon genug Kunden zutreiben. Wir würden mehr Arbeit bekommen, als wir zwei Personen bewältigen können, meint er. An wirklich guten Abschreiberinnen ist Mangel, sagt er. Romane und Novellen zu kopieren ist nicht so einfach. Er hat mir das alles erklärt. Die Manuskripte sind meistens schwer zu entziffern, denn die Schriftsteller erfreuen sich fast alle einer unleserlichen Handschrift. Wenn da ein so gewöhnliches Schreibmaschinenmädel für drei Mark täglich mechanisch drauflosklappert, kommt oft das blödsinnigste Zeug zustande. Nur eine gebildete Dame kann ein deraartiges Manuskript verständnisvoll abschreiben. Wenn die eine unleserliche Stelle falsch liest, wird sie sich sagen: Halt, ist das richtig? Und sie wird nochmals den Satz überlesen und das richtige Wort finden. Nicht wahr, das ist einleuchtend? Im Anfange würden wir es sehr billig machen. Wenn wir die Leute erst überzeugt haben, daß wir etwas leisten und unsrer Kundschaft sicher sind, können wir allmählich den Preis steigern.“

Räte nickte. „Der Plan ist so übel nicht. Ich wäre dabei.“

„Ja? Gut. Da können wir das Nähere mal überlegen. Wollen Sie mir Ihre Adresse geben? Oder würden Sie zu uns kommen? Ja? Wir wohnen

Mozartpark Nummer vierzehn, Eingang Kleiststraße.
Nach sechs Uhr nachmittags bin ich zu Hause.“

Räte versprach in den nächsten Tagen zu kommen.
Dann nahm die Unterhaltung eine andere Wendung.
Nora kopierte Andreas Süßkirch, indem sie die vor-
beidefilierenden Personen einer spöttischen Kritik
unterzog.

„Da ist ja auch der berühmte Schreiber wieder,
Hans Bomfeldt,“ sagte sie, auf den kleinen blassen
Herrn, der sich mit zwei Damen unterhielt, deutend.

Räte seufzte. „Der hat Glück gehabt.“

„Ein ganz unbedeutender Mensch. Ein eitler,
größtenwahnsinniger Schwärzer. Ich kann ihn nicht
leiden.“

„Bomfeldt? Gehört er zu den Möbel-Bom-
feldts?“ erkundigte Marianne sich.

„Ich weiß nicht. In Wirklichkeit heißt er Meyer
oder Lehmann. Bomfeldt ist sein Pseudo. Er macht
der Jenny Buch den Hof. Da hat er auch was
Rechtes. Reich ist sie wohl, ihr Vater war Groß-
schlächter, ihre Großeltern hatten noch einen koscheren
Mehrgeladen am Gesundbrunnen.“

Nora schwatzte noch eine Weile drauf los und
eilte dann fort, um in einer anderen Gruppe unter-
zutauchen. Marianne und Räte blieben zusammen.
Die beiden Mädchen fanden Gefallen aneinander

— vielleicht in dem unbewußten Empfinden, daß sie in Charakter, Wesen und Ansichten manches Gemeinsame hatten.

Frau Wilhelmine bot ihren Gästen diesmal ein gewähltes künstlerisches Programm zur Unterhaltung. Sie hatte dazu einen berühmten durchreisenden Violinvirtuoson, einen Pianisten von Ruf, einen namhaften Cellisten und eine bekannte Konzertsängerin engagiert. Für den lustig unterhaltenden Teil sorgten zwei gefeierte Variétésterne mit ihren heiteren Vorträgen. Der Flügel stand im Gartensaale, dessen weit offenen Flügeltüren es den Gästen gestatteten, das Konzert auch vom Garten aus anzuhören.

Frau Wilhelmine hatte wie fast ausnahmslos wieder Glück mit ihrer Gesellschaft. Eine wundervolle warme Nacht machte den Aufenthalt in dem von farbigen Lampen erhellten Garten zu einem besonderen Genuße. Schwere Wolken von Rosen- und Petuniendüften sättigten die schwüle Luft, an dem dunklen Nachthimmel blitzten vereinzelt große Sterne; über dem Rasen und den Beeten schwebte eine schwache Mondhelle. Halb verschleiert von ziehendem Gewölke, blickte das große, klare, stille Mondgesicht auf die Erde.

Marianne und Räte hatten eine Bank in einem Nisshl entdeckt. Von hier aus konnten sie den Garten-

saal und die im Garten selbst versammelte Gesellschaft überblicken, ohne selber bemerkt zu werden. Sie sprachen nicht viel; jede war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Marianne war zum erstenmal in einer so großen Gesellschaft. Mit großen verträumten Augen sah sie in das bunte Treiben. In diesem eleganten Durcheinander von Spitzen und Seide, Brillanten und Blumen, Uniformen und dem monotonen Schwarz der Herrengesellschaftsanzüge fand das Auge nur schwer einen Punkt, auf dem es ruhen, verweilen konnte. Nicht weit von ihrem Plaze entfernt saß der kleine blonde Romanautor mitten in einem Kranze von jungen und älteren Damen.

Marianne sah ihn lange sinnend an. Sie erinnerte sich nicht, den jungen Mann schon irgendwo gesehen zu haben, und doch schien ihr das Gesicht bekannt; sie wußte nur nicht, wo sie es unterbringen sollte.

„Es gibt solche Gesichter,“ sagte Käthe, zu der sie ihre Gedanken aussprach, „man meint, man müsse ihnen schon begegnet sein, ganz früher, vielleicht in einem früheren Leben. Uebrigens hat dieser Hans Bomfeldt ein recht alltägliches Gesicht.“

„Ja eben. Das ist es auch sicher. Diese Art Duzendgesichter sieht man wirklich täglich.“

Drinnen begann das Konzert. Die Geigentöne sangen aufperlend in jauchzenden Akkorden, und schluchzend wie das sehnsüchtige Staccato der Nachtigall in weitherer Waldstille. Unter den leuchtend aufsteigenden Arabesken der Violine rauschte die stille, reine Tonflut der diskreten Klavierbegleitung.

Marianne nahm wie vor Monaten in der Oper mit halbgeschlossenen Augen die süße, einschmeichelnde Melodie in sich auf. Und wie damals weckte der Zauber der Musik allerhand Träume, Bilder, Betrachtungen in ihr. Aber es waren diesmal wehmütige Gedanken, die in ihr auflebten. Diese Nacht mit ihren Dämpfen und ihrem Mondsilber lag wie feierliche Sabbatstimmung über der von weißlichen Nebelwolken umzogenen Erde. Marianne dachte, während die Geige von Lebensfreude und Liebesglück erzählte, ans Sterben. Wie es kam, hätte sie nicht sagen können. Sie hatte zuweilen solche Anwandlungen. Sie dachte daran, daß die blühenden Gesichter und samtweichen, weißen Schultern ringsum über ein Kleines welken werden, daß über ein Kleines das Leben, daß sich hier so schillernd und frohlockend und selbstbewußt ausbreitete, vergehen würde. „Den guten Menschen erkennt man am Lachen. Dann bin ich kein guter Mensch,“ sagte sie sich. „Ich kann nicht leicht lachen. Mich stimmen so viele Menschen und

dergleichen glänzender Trubel melanchollisch. Ich bin nicht gesellig veranlagt . . . Das ist eigentlich traurig. Ich bin leichter zum Weinen geneigt als zum Lachen.“

Das Konzertprogramm war durch Frau Wilhelmens Anordnungen über den ganzen Abend verteilt. Sie wußte aus Erfahrung, daß ein allzu massiv konstruierter Unterhaltungsteil auf die Gäste ermüdend wirkte. Kunstfanatiker waren nicht anwesend. Deshalb hatte sie angeordnet, daß die Hauptnummern vor das Souper, die anderen nach dem Essen und zwischen die Tanzpausen gelegt wurden. Nach dem Violinisten kam die Sängerin, die mit weicher Altstimme ein paar frisch kolorierte Liebes- und Schelmenlieder vortrug.

Nora saß in einer Ecke der Terrasse, neben ihr an der Ballustrade stand Andreas Stißkirch. Er erzählte, daß er in vierzehn Tagen nach Ostende reisen würde. Er freute sich auf die See. „Dies sommerliche Berlin fällt mir nachgerade auf die Nerven.“

„Das Meer ist gewiß großartig. Ja, die staubigen Berliner Straßen sind nicht sehr anziehend . . .“

„Bei alledem wird das staubige Berlin mich zur Hälfte halten. Meine Gedanken werden immer zurückeilen. Zu Ihnen.“

„O . . . Was Sie sagen.“ Nora lachte und suchte einen scherzhaft-spöttischen Ton zu treffen. Aber

sie konnte nicht die fliegende Röte zurückhalten, die über ihre Wangen huschte . . .

Der Assessor hatte seine linke Hand leicht auf die Ballustrade gestützt, die rechte unbehandschuhte Hand ruhte an der Säule. Das helle elektrische Licht fiel seitwärts über seinen schönen, stolzen Kopf und holte sprühende Farbenbündel aus dem großen Soldat an seinem Ringfinger. Die schneeweiße Fläche seiner Hand war mit winzigen Härchen bedeckt und an dem Handgelenk kirkte ein goldenes Armband. „Zu Ihnen werden meine Gedanken eilen,“ wiederholte er mit Nachdruck, „weshalb glauben Sie mir nicht? Habe ich Ihnen Ursache gegeben, an meiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln? Sie sehen, daß Sie eine fast geheimnisvolle Anziehungskraft auf mich ausüben. Immer muß ich mich Ihnen attachieren, nur Ihnen.“

Nora richtete sich auf. „Soll das vielleicht ein Kompliment sein?“ brach sie aus.

„Jedenfalls werden Sie es nicht als das Gegenteil auffassen können.“

„Sie denken, ich bin aus starkem Holze geschnitzt. Man kann mir mit einer hantlenen Schmeichelei aufwarten, ohne daß ich mich daran reibe,“ sagte Nora erstickt, „ich danke. Ich liebe keine groben Gespinste, weder so noch so.“

„Um Himmelswillen, nun sind Sie mir am Ende noch böse! Ich habe doch nichts Schlimmes gesagt! Das kann Sie doch nicht beleidigen, Fräulein Nora.“

„Langen — ist mein Name,“ entgegnete Nora schnippisch. Sie hatte sich fest vorgenommen, diesen frechen Assessor einmal gehörig abzuführen.

In die Gesellschaft kam jetzt, wo der erste Teil des Konzertprogrammes erledigt, Leben und Bewegung. Frau Wilhelmine trat an Nora heran und zog deren Hand in ihren Arm. „Komm, Töchterchen, ich muß etwas mit Dir besprechen,“ und führte sie die Treppe hinab, durch die plaudernden Gruppen in den einsamen Gartenteil.

„Tante Mine, wie bist Du schön!“ sagte Nora mit aufrichtiger Bewunderung. Das war keine leere Schmeichelei. Frau Wilhelmine war wirklich schön in der langschleppenden Toilette aus spizeninfrustierter mattweißer Seide mit dem tiefen Halsausschnitt. In dem hochgesteckten schwarzen Haar lagen ein paar Orchideen aus Brillanten, deren Staubfäden von langen Gehängen birnförmiger Perlen gebildet wurden.

„Höre, Kleines, ich habe eine Idee. Du sollst mit nach Ostende!“

„Ich? — Ach, Tante Mine, das ist ja Spaß! Ich kann doch nicht!“

„Du mußt!“ Frau Wilhelmine entwickelte ihren

Plan. Ihr Mann konnte sie nicht begleiten. Bankangelegenheiten hielten ihn noch bis Ende August in Berlin fest. Allein mochte sie auch nicht fahren. Da hatten sie sich überlegt, daß Nora sie begleiten sollte.

„Du nimmst Dir einfach sechs Wochen Urlaub —“

„Daran ist gar kein Gedanke, Tantchen —“

„Ach wat, olle Kamellen! Wenn sie Dir den Urlaub nicht bewilligen, schmeißt Du ihnen die ganze Lumperei vor die Füße. Dann engagiere ich Dich. Als Gesellschafterin. Dat, wat sie Dir geben, gebe ich Dir auch. Bei mir bist Du auch gut aufgehoben —“

„Ja, aber Mama —“

„Quatsch! Die Mutter hat nichts dagegen. Morgen telephonierst Du, ob alles zurecht ist. Dann hole ich Dich übermorgen ab und wir machen noch ein paar Besorgungen. Ich muß mein Töchterchen doch hübsch ausstaffieren . . .“

„Du bist zu lieb, Tantchen, aber . . .“ Nora verstummte. Sie fürchtete, daß die Mutter sehr viel gegen Frau Wilhelmines Plan haben würde. Die Mutter war so eigen in solchen Dingen. Sie konnte es schon nicht gut vertragen, daß sie — Nora — sich so viel von Frau Fehner schenken ließ. „Ein selbstverdientes Rattunfähnchen steht besser als ein geschenktes Seidenkleid,“ sagte sie. „Nur nichts an-

nehmen, für das man keine entsprechende Gegenleistung bieten kann.“

„Affessor Süßkirch will auch nach Ostende,“ entfuhr es ihr.

„So, will er?“ Frau Wilhelmine zwinkerte mit den Augen. „Er wollte eigentlich nach Kügen. Gestern abend sprachen wir davon, daß Du mich nach Ostende begleiten wirst. Daraufhin scheint er seine Reisepläne plötzlich geändert zu haben!“

„Ach, es wäre ja zu herrlich, aber ich wage nicht zu hoffen . . .“

„Na, laß man. Die Sache macht sich, Kleinschen, sei ganz ruhig . . .“ Frau Wilhelmine schilderte die Reize der Ostender Saison in verführerischen Farben, während sie Arm in Arm zur Gesellschaft zurückkehrten. Inzwischen war die Souperzeit herangerückt.

Man speiste an zwei getrennten Tafeln, die älteren Herrschaften und die luft- und zugempfindlichen Damen auf der breiten geschützten Terrasse, die Jugend unten im Garten.

Andreas Süßkirch führte Nora zu Tisch. Als er sie abholte, hatte sie ihren Aerger von vorhin bereits vergessen. Die Aussicht auf sechs Wochen in Ostende bewirkten ein rapides Emporschnellen ihrer Stimmung. „Auf das, was wir lieben!“ sagte Andreas

Süßkirch leise, indem er den Sektelch emporhob und Nora ansah. Sie glühte auf, tat aber doch Bescheid. Aber wie sie das Glas hinsetzte, begegneten ihre Blicke dem groß und ernst auf sie gerichteten Blick eines anderen Augenpaares, schräg gegenüber an der anderen Tischcke.

Ein wenig verwirrt wandte sie sich ab. Was wollte Räte von Finsterberg? In dem Blick, der sekundenlang auf ihr weilte, lag etwas direkt Vorwurfsvolles. Vielleicht irrte sie auch, war es nur ein Zufall. Lachend setzte sie ihr Geplauder mit den Nachbarn rechter und linker Hand fort. Ein leises Unbehagen blieb dennoch in ihr haften.

Marianne wurde von einem unverheirateten Regierungsrat zu Tisch geführt, einem schon bejahrten Herrn, der nur seinem ledigen Zustande seine Zugehörigkeit zum Jugendtische verdankte, und der dem nicht überreichen, aber mit raffinierter Sorgfalt gewählten und zusammengestellten Menu unvergleichlich mehr Aufmerksamkeit schenkte als seiner Dame. Nur zwischen den einzelnen Gängen ließ er sich zu einigen allgemeinen Bemerkungen herbei, die von Marianne ebenso kühl, gleichgiltig, fast ein wenig zerstreut erwidert wurden. An ihrer andern Seite saß Hans Bomfeldt und unterhielt sich eifrig mit seiner Tischdame. Marianne hörte aus einzelnen Bemerkungen,

die sie, ohne hinzuhören, auffing, daß der Doktor-Dichter in einem fort von sich selber sprach, von seinen Ideen, von seinen Erfolgen, seinen Zukunftsplänen. Eine Wiener illustrierte Zeitung hatte sein Bild und seine Biographie gebracht . . . „Alles Blödsinn, was die Leute schreiben. Man sollte sie wegen Beleidigung verklagen. Anstatt mich um die richtigen Daten zu bitten, einfach nach dem Kürschner drauf los gesunkert.“

Marianne hatte ihren Platz in einiger Entfernung von Nora an der entgegengesetzten Tischseite erhalten. Sie konnte die Schwester von hier aus sehen und was anderen offenbar auffiel, wurde auch von ihr beobachtet: daß Nora mit ihrer Koketterie und ihrem überlustigen Wesen bis an die äußerste Grenze des Erlaubten, Schicklichen ging. Ihr gab diese Wahrnehmung einen schmerzhaften Stich und erfüllte sie zugleich mit einer zornigen Erregung, die ihre ohnehin etwas graue, melancholische Stimmung ganz verdüsterte. Sie mußte sich Gewalt antun, etwas von den aufgetragenen Speisen zu genießen; der Wein brannte ihr wie eine scharfe Säure auf der Zunge. Während sie mit halbem Ohr der etwas schläfrig heiseren Stimme des Regierungsrats lauschte und mechanisch auf seine Aeußerungen antwortete, verdichteten sich Unmut und Erbitterung in ihr zu einem festen, unumstößlichen Entschluß.

Sie war sanft und wohlwollend und immer gern bereit nachzugeben, anderen den Willen zu tun, um des lieben Friedens willen und weil es ihr ein inneres Bedürfnis war, allen, mit denen sie in Berührung kam, etwas Freundliches, Liebes zu erweisen. Unter den weichen, liebenswürdigen Eigenschaften ihres Charakters lag aber als fester Grundzug eine große Willenskraft und eine unbeugsame Energie im Durchführen dessen, was sie einmal als recht erkannt hatte.

So ging es nicht weiter mit Nora. Man mußte sie vor sich selber, vor ihrer eigenen Flatterhaftigkeit, vor der Rauheit ihrer Empfindungen und der grenzenlosen Oberflächlichkeit ihres Wesens schützen. Sie sollte sich auf sich selber besinnen und auf das, was sie ihrer Mädchenwürde, ihrer eigenen Ehre, sich selbst und vor allem ihrem Verlobten schuldig war. Etwas Radikales mußte geschehen, um sie zur Vernunft zu bringen. Da halfen weder Vorstellungen noch Vorhaltungen, die würde sie abschütteln und lachend weiter tollern. Nein, sie sollte heiraten. Je eher, je besser. „Ich werde es durchsetzen. Ob es ihr paßt oder nicht!“

Während des Desserts brachte oben auf der Terrasse ein Herr den obligaten Toast auf den Hausherrn und die Hausfrau aus. Damit war die Rederei abgetan. Man kannte die Neigungen der lebenswür-

digen Wirte und richtete sich danach. Bei Fechners lief man nie Gefahr sich bei Tische durch langweilige Nebeleistungen und eben so massiv wie zierlich gedrechselte Toaste andöben zu lassen. Sie hatten ihre eigene Art Gastlichkeit zu üben. Julius Fechner machte kein Hehl daraus, daß ihm alles, was Rede heißt, bei Tisch ein Greuel war; ebenso hatten sie sich zu Ruß und Frommen ihrer Gäste von den üblichen ellenlangen Speisefolgen losgesagt. Nicht viele, aber auserlesene Gänge. Und man befand sich wohl bei dieser Geselligkeit und freute sich jedesmal über eine Einladung bei Fechners. Der Zwang des Höflichkeits, Gebräuchlichen fiel hier fort; jeder gab sich, wie er wollte.

Nach dem Souper hatte Frau Wilhelmine eine Fackelpolonaise arrangiert. Jeder Herr führte seine Tischdame und erhielt eine langstielige bunte Papierlaterne. Unter Vorantritt einer Zigeunerkapelle bewegte sich der Zug durch den Garten, von diesem durch die Erdgeschosräume des Hauses in den Vorgarten und wieder durch das Haus zurück in den Hintergarten mit seinen verschlungenen Wegen, um schließlich nach mehrmaligen Rundgängen abermals über die Freitreppe und die Terrasse in einen pavillonartigen Eßsaal zu münden. In diesem wurde getanzt.

Der Regierungsrat entschuldigte sich bei Mari-

anne. Er hatte Rheumatismus in den Füßen und konnte nicht tanzen. Sie dispensierte ihn gern; es machte ihr mehr Vergnügen, dem Tanze zuzuschauen, als sich selber mit zu drehen. Sie konnte kaum tanzen; Nora war in eine Tanzschule gegangen, aber ihr hatte es immer an der Zeit für dergleichen gemangelt. An sie war der Ernst des Lebens schon herangetreten, ehe sie noch der Schule entwachsen war. Sie hatte das nie als etwas Bitteres empfunden, auch jetzt nicht, aber wie sie in das Wirbeln und Wogen der sich nach den prickelnden Feuerklängen der Streichmusik wiegenden Paare schaute, kam ihr wieder das sonderbare Gefühl, das ihr allmählich in Fleisch und Blut übergegangen war: das Bewußtsein, daß sie allein und abseits im und vom Leben stand, daß ihre Jugend wie ein Traum an ihr vorübergegangen war, und daß sie die, zu denen sie ihrem Alter nach gehörte, nur deshalb nicht begriff, weil sie innerlich über sie hinaus und ihnen vorausgewachsen war und bereits im Zeichen jener milden Neutralität, die dem reifen Lebensalter eigen ist, stand. Ihr fuhren die raschen perlenden Klänge nicht elektrifizierend in die Füße, die heißen Wangen und die blinkenden Augen und der rasche Atem der Tänzer und Tänzerinnen hypnotisierten sie nicht. Eine Weile sah sie zu, dann ging sie hinaus.

Nora flog drinnen von einem Arm in den andern; auch Räte von Finsterberg tanzte.

Marianne ging über die Terrasse, auf der zwei Parteien alter Damen und Herren Karten spielten. Niemand achtete auf sie. Sie ging die breite Treppe hinab in den Garten, der still und einsam im Schmucke seiner farbigen Beleuchtung dalag. Sie fühlte sich verlassen und unglücklich wie noch nie in ihrem Leben. Steinschwer lag die Sorge um Noras Zukunft auf ihrer Seele. Ihr ahnte, daß Noras Eingewöhnung in die großen Verhältnisse dieses reichen Hauses eine Reihe von Kämpfen, Aufregungen, wenn nicht Schlimmeres in das stille Leben ihres friedlichen, kleinen Familienkreises tragen würde. Nora stand vor einer Krise. Marianne hatte zur Zeit der Mutter Ansicht, daß die Verlobung eine übereilte Sache sei, vollkommen geteilt. Sie kannten beide ihre Nora. Deren Entschlüsse und Ueberzeugungen waren noch nie von starker Beschaffenheit gewesen. Inzwischen lernte Marianne Noras Verlobten schätzen. Hatte sie damals wie auch die Mutter gedacht, daß zwischen Verlobung und Hochzeit sich noch manches ereignen könnte — heute war ihr die moralische Unmöglichkeit, von Noras Seite einen Bruch des Verlöbnißes herbeizuführen, klar bewußt. In den Händen dieses schlichten, vornehmen Menschen war das Schicksal des leichtblütigen,

gedankenlosen Kindes gut aufgehoben. Daß Nora den Mann gefunden, war der Hauptgewinn ihrer Lebenslotterie. Man mußte dafür sorgen, daß sie ihr Glück nicht leichtsinnig verscherzte. Da sie selber nicht dachte, mußten andere für sie denken.

Während sie langsam in den Wegen auf und ab ging und überlegte, verging die Zeit. Die Luft war merkbar abgekühlt. Als eine helle, freundliche Stimme sie aus ihrer Versunkenheit weckte, schauerte sie zusammen.

„Ich hab' Sie wie eine Stecknadel gesucht, Marianne,“ rief Frau Wilhelmine. „Mein Himmel, was machen Sie denn hier solo? Sie dürfen sich nicht so abschließen. Sie sind doch wahrhaftig auch ein hübsches, reizendes junges Mädchen und gehören zur Jugend. Sie sind viel zu ernst und gediegen für Ihr Alter. Kommen Sie, ich mache Sie mit unseren jungen Herren bekannt. Sie sollen tanzen.“

„Ich würde mich und meine unglücklichen Tänzer blamieren, gnädige Frau. Ich kann gar nicht tanzen.“

„Ach, wie und was! Jedes Mädchen kann Polka tanzen. Das ist uns Weiblein angeboren wie die Fähigkeit zum Gehen und Schwagen. Sie haben's wohl noch gar nie versucht?“

Marianne schüttelte den Kopf und gestand, daß sie noch nie Gelegenheit gefunden hätte, ihre ange-

borenen Fähigkeiten nach dieser Seite hin zu erproben.

„Sehen Sie? Das dachte ich mir. Armes Mänselchen! Hocken da den lieben, langen Tag in Ihrer Bude und vergessen über Arbeiten und Werktagsorgen ganz und gar, daß der liebe Gott der Menschheit nur einen großen, heiteren Feiertag schenkte und daß dieser Feiertag Jugend heißt. Die süße, goldene, sonnige Jugend! Und ist so rasch vorüber . . . Nur einmal blüht im Jahr der Mai, nur einmal im Leben — die Jugend. Freilich muß man's verstehen, die hellen Tage festzuhalten. Ich versteh's. Ich kann noch lachen, ich kann mich noch freuen. Ich muß mich auch freuen können, die Freude ist mein Lebenselement . . . Ich möchte nicht alt werden. Der Gedanke ist mir furchtbar. Ich wünschte, daß ich so mitten in Gesundheit, Freude und Wohlergehen eines Tages einschlief und nicht mehr erwachte. Vielleicht erfüllt sich's mir. Ich bin ein Sonntagskind. Hab' immer alles erreicht, was ich mir wünschte — nur einmal nicht, und das war zu meinem Glück . . . Ja, ja, mein Kindchen . . .“

Frau Wilhelmine hielt eine halbe Minute inne. Das malerisch gebrochene Licht der farbigen Bogenlampen floß wie ein breites, buntes Band über ihre weiße, üppige Gestalt. Die dunklen Augen

leuchteten wie schwarze Sonnen in dem klaren, schönen Gesicht.

„Sie haben dem stillen Wesen nach keine Freuden. Ihr Mütterchen war auch früher so ruhig, so überlegt und ein bißel verträumt, aber getanzt hat sie doch gerne, und als sie erst 'mal den Rechten gefunden, den, den sie damals für den Rechten hielt — ja, da hätten Sie sie sehen sollen . . . Nein, Kind, man muß sich seine Jugend nicht mutwillig verkümmern. Ich seh's schon, ich werde auch Ihrer mich energisch annehmen müssen. Nennen Sie mich Tante Mine wie Nora. Und gestatten Sie mir, Sie Mariannchen und Du zu nennen . . . Ja?“

„Gern . . . Sie sind so gütig, Tante Wilhelmine.“

„Topp! Und nun voran! Zurück zur Jugend, zur Musik. Zur Freude . . .“

„Alles, was Sie wollen, Tante Mine, aber nicht zum Tanzen. — Es geht wirklich nicht. Ich hab' auch etwas Kopfschmerz.“

„Lartfari. Der Appetit kommt beim Essen. Du sollst tanzen, Mädel. Warte nur, Dich werde ich mir öfter kaufen.“ Marianne folgte, einigermassen widerwillig und doch bezwungen von der naturwarmen Herzensgüte, die Frau Wilhelminens Wesen ausstrahlte, dieser in den Ecksaal zurück. Ein halbes Duzend Namen ging an ihrem Ohr vorbei; dann wanderte

ihre Tanzarte von einer Hand in die andere und lehrte gefüllt zu ihr zurück. Der erste Herr, der sich vor ihr verneigte, war Hans Bomfeldt.

„Ich bitte Sie, Herr Bomfeldt, verzichten Sie auf das zweifelhafte Vergnügen,“ bat Marianne, „es ist gegen meinen Willen. Ich kann nämlich nicht tanzen. Es wird eine furchtbare Blamage.“

Hans Bomfeldt lächelte. „Gnädiges Fräulein sind von auswärts?“

„Ja, Rheinländerin.“

„Ach — Rheinländerin. Also sind wir Landsleute. Ich bin auch geborener Rheinländer. Allerdings schon in früher Jugend nach Berlin exportiert. Habe mir trotz allem meine Rheinländerart bewahrt. Das warme Rheinländerherz, das fröhliche Rheinländerblut! Als Rheintochter werden Gnädige auch tanzen können. Das liegt den Mädchen vom goldenen Strom im Blut.“

Die Musik rauschte auf. Hans Bomfeldt legte den Arm um seine Tänzerin, dann rasten sie dahin in galoppartigem Tempo, und es ging wirklich. Nach den ersten unsicheren Runden fanden Mariannens Füße den Takt, die ungewohnte rasche, drehende Bewegung machte sie schwindlig, aber sie nahm sich mit Gewalt zusammen und tanzte mit halb geschlossenen Augen weiter.

„Aber ich bitte — gnädiges Fräulein tanzen ja vorzüglich! Konnte es mir auch kaum anders denken. Vom Rhein und nicht walzen . . .“

Sie standen still; andere Paare wirbelten über das Parkett. Hans Bomfeldt strich lächelnd mit der linken Hand die Spitzen seines weißblonden Schnurrbarts zurecht. „Famos ging es, Gnädige sind zum Besuch in Berlin?“

Marianne verneinte. Allmählich kam sie wieder zu sich. Seltsam, auch die Stimme des Dichters klang ihr vertraut. Sie mußte ihn irgendwie und irgendwo schon einmal gesehen haben . . .

„Waren Sie schon einmal in M. am Rhein, Herr Bomfeldt?“ fragte sie unvermittelt.

„M. ist sogar mein Geburtsort. Wieso, meine Gnädige?“

„Ich dachte mir . . . Mir ist's so, als wäre ich Ihnen schon früher einmal begegnet, als müßte ich Sie kennen —“

„Das möchte ein Irrtum sein. Ich bin in meiner frühen Kindheit schon von M. fortgekommen und seitdem nicht mehr dagewesen. Hatte auch sonst nicht die Ehre, gnädigem Fräulein schon vorgestellt zu werden . . .“

„Es ist ja töricht — ich meinte schon vorhin, daß Sie uns bekannt wären, wußte aber auch nicht, an wen Sie mich erinnerten.“

„Vielleicht haben Sie mein Porträt einmal in einer Zeitschrift und erkannten sich daraufhin . . .“

„Möglich,“ sagte Marianne, um das Gespräch abzuschließen.

Der Tanz war zu Ende. Ein anderer Herr kam, um sie sich abzuholen. Und wieder flog sie bei den leichten, surrenden, jubelnden Klängen dahin, ohne ein einzigesmal aus dem Tanzschritt zu entgleisen. Sie wunderte sich selber, wie gut sie es konnte — ohne Übung und ohne Tanzstunde. Wie sonderbar war das: in dem Singen und Klingen der Musik und bei der gleitenden, drehenden Bewegung vergingen die schwermütigen Gedanken. Sollte Frau Wilhelmine recht haben: mußte man sich zur Freude zwingen, jung sein wollen? Lag am Ende die größere Vernunft darin, das Dasein leicht zu nehmen, hinter allen Geschehnissen des Lebens immer die nie verschwindende Sonne zu sehen, immer felsenfest an die leuchtende, wärmende Kraft der Sonne zu glauben, trotz grauen Regenhimmels und vorüberziehender Gewitterwolken?

Vielleicht! Man muß lachen können. Wenn gleich das wahre, innere heilige Dachen wohl nicht gerade in der heißen Atmosphäre des Tanzsaales zu gedeihen pflegt.

Fechners Wagen brachte die beiden Schwestern

und Käte von Finsterberg nach Hause. Nora schlief sofort ein, die anderen beiden unterhielten sich noch eine Zeit lang. Käte hatte sich gut unterhalten, ihr frisches, munteres Wesen spiegelte die unbefangene Freude am harmlosen Lebensgenusse wieder. Sie erzählte, daß sie gerne einmal tanze. Und bei Fehners war es immer so nett. Sie sei nicht vergnügungsfüchtig, aber eine solche Unterbrechung des einformigen Alltagslebens sei doch etwas ganz Hübsches. Seitdem sie ihrer Erwerbsarbeit nachging, wohnte sie nicht mehr bei ihren Verwandten. Vorläufig hatte sie Pension in einem christlichen Damenhospij genommen. Sie zahlte für Kost und Logis nur 45 Mark monatlich. Allerdings mußte sie ihr Zimmer mit zwei anderen Damen teilen, und die Beföstigung konnte gerade noch das Prädikat „ausreichend“ erlangen, aber keinen Strich mehr. Käte schilderte mit fröhlichem Humor den Küchenzettel, der zweimal in der Woche Fastenloft, Suppen und Mehlspeisen, brachte. Für den Abend waren meistens homöopathische Dosen vorgesehen, die einem jungen, hungrigen Magen nicht genügten, aber dafür hatte sie ja auch noch dreißig Mark monatlich übrig, und sonst war man sehr gut bei den mit mütterlicher Herzlichkeit um ihre Pensionärinnen besorgten Schwestern aufgehoben.

Allmählich versiegte Kätes Geplauder. Die

Augen wurden ihr schwer. Sie lehnte sich in die Ecke zurück und schlief ein.

Auch Marianne versank in eine Art Halbschlummer. Die wilde heiße Musik klang ihr noch in den Ohren; flimmernde unruhige Bilder zuckten vor ihr auf und verschwanden, ein groteskes Durcheinander von Geräusch und Personen. Der kleine, eitle, geschwätzigte Dichter stolzierte an ihr vorüber; von ihm machten ihre Gedanken einen Sprung zu seinem Bruder, den sie auch kennen gelernt hatte, und der so ganz anders war in seiner ruhigen, bürgerlichen Schlichtheit. Sie hatte seiner bisher kaum flüchtig gedacht, jetzt fand sie, daß Verchen, dessen Freund der ältere Bomfeldt war, diesen richtig beurteilte; das war ein guter, sympathischer Mensch, tausendmal vornehmer und bedeutender als der sich in brolliger Wichtigkeit aufspielende Dichter.

Die beiden Bomfeldts gingen noch durch ihren Traum, als sie schon längst in ihrem Bette lag und eingeschlafen war. „Ziehen Sie mit mir an den Rhein, Gnädigste!“ sagte der Schriftsteller und verbogte sich so tief, daß die langen Spitzen seines blonden Schnurrbartes in die schmutzige Pfütze zu seinen Füßen tunkten, und als er sich erhob, wuchs er handwurmartig in die Länge, und die schwarzen Tropfen Pfützenwasser rieselten von dem schönen

Schnurrbart in dünnen Bächlein auf seine weiße seidene, mit stillirten Lilien bedeckte Weste und seine funkelnd weiße Hemdbrust nieder. Marianne mußte lachen, der Dichter runzelte drohend die Stirn, aber er wuchs und wuchs, so daß das Köpfchen nur noch wie ein kleiner unreifer Apfel oben auf einer riesenlangen Bohnenstange saß. Und neben ihm stand der andere Bomfeldt, groß, schön, ruhig, vernünftig. „Man muß lachen können,“ sagte er, „sehen Sie, daß Sie lachen können!“ und stieß an die befrachte Bohnenstange, da fiel sie hin, lang, hölzern, steif, wie der Doktor im Hänstentheater, wenn ihn der Rasper tot schlägt. Marianne lachte immer toller. „Man muß sich freuen,“ sagte Frau Wilhelmine und huschte vorüber, aber sie trug statt der Abendtoilette ein langes, weißes, faltiges Nachthemd. „Man muß sich amüsieren,“ sagte ein Viertel und machte Frau Wilhelmine eine lange Nase nach. Der hatte ein hübsches, geistreiches, bartloses Gesicht, ein malitöses Lächeln um den sinnlichen roten Mund und flackerige graublau Augen. - Marianne erkannte ihn: das war ja der Herr, der Nora in der Loge den Hof machte und mit dem sie gestern Abend bei Tisch kokettierte. Ein starker Abscheu ergriff sie. „Ziehen Sie mit mir ins Pfefferland,“ sagte er höhniisch und wollte ihre Hand nehmen. Sie stieß ihn weg und erwachte.

Nora war am andern Morgen nicht zum Aufstehen zu bewegen. Sie hatte Kopfschmerzen, ließ sich das Frühstück ans Bett bringen und schlief bis nach elf Uhr. Nach Tische ging sie ins Geschäft. — Herr Prätorius hatte am Vormittag Aerger in der Druckerei gehabt und kam nachmittags noch brummiger und misanthropischer als gewöhnlich angehaucht in die Redaktionsräume. Nora war ihm ein willkommener Blitzableiter für seine gallige Laune.

„Nun, Katzenjammer gehabt? Zeit verschlafen heute morgen, Fräulein? Ich muß Sie dringend um Pünktlichkeit ersuchen. Sich selbst beurlauben gibts nicht. Sie scheinen in Ihren früheren Stellungen fünf Viertel auf der Elle gehabt zu haben. Wir haben hier deren nur vier. Verstanden?“

„Ich bitte um Entschuldigung, ich hatte unerträgliche Kopfschmerzen.“

„Migräne, was? Nerven, he? Dann lassen Sie sich begraben. Dergleichen dämliche Rücken passen nicht für Geschäftspersonal, mein Fräulein. Sie sollten ins Bad reisen und sich auskurieren lassen.“

Nora blieb sehr gelassen. „Das ist eben meine Absicht, Herr Prätorius. Deshalb wollte ich Sie bitten, mich sechs Wochen zu beurlauben. Ich gehe eine Zeitlang nach Ostende.“

„So. Nun, ich will über Ihren Antrag hinaus-

gehen und Sie auf ungemessene Zeit beurlauben. Wir haben monatliche Kündigung vereinbart. Am 1. August sind Sie entlassen. Damen Ihres Schlages passen nicht in ein Redaktionsbureau, wenigstens nicht in das unserige.“

„Ich bitte Sie, mir auch die vier Wochen zu schenken. Ich quittiere unter allen Umständen schon am 1. Juli diese Stellung. Küpeleien lasse ich mir nicht gefallen, Herr Prätorius.“

„Ja, Sie haben sehr zarte Nerven. Ich sage Ihnen ja, Sie passen nicht für uns —“

„Für Sie sicher nicht. Sie haben mich, obwohl ich in abhängigem Verhältnis zu Ihnen stehe, auf jeden Fall als Dame zu respektieren. Wenn Sie mich ohne Ursache anfeuern, beweisen Sie damit nur Ihren eigenen geistigen Tiefstand.“

Herr Prätorius war im ersten Momente so verblüfft, daß ihm anscheinend der Atem vor Verwunderung ausging. Dann donnerte er los, daß die Wände dröhnten.

„Na, da hört nun doch die Gemütlichkeit auf. So 'ne Frechheit ist mir denn doch nicht vorgekommen. Sie — Sie! Was sind Sie denn? He? Was unterstehen Sie sich? Allein gehen Sie jedenfalls nicht nach Ostende, scheinen ein vorteilhafteres Engagement gefunden zu haben. Ist für Sie auch das Richtigere. Die Arbeit liegt Ihnen doch nicht . . .“

Nora tat, als hörte sie das Poltern des Chefs gar nicht. Sie hatte eine Anzahl Briefe zu schreiben und tickte, scheinbar ganz Interesse für ihre Arbeit, eifrig weiter. Als der Verleger nicht aufhörte zu schreien und zu toben, hielt sie eine Sekunde inne und blickte ruhig auf.

„Erregen Sie sich nicht weiter, Herr Prätorius. Ich komme morgen früh nicht wieder. Sie brauchen sich an mir nicht länger zu ärgern.“

„Gut, gehen Sie doch, gehen Sie um Himmelswillen. Ihr Gehalt für den letzten Monat können Sie sich wünschen. Ich werde Ihnen lehren, vertragsbrüchig zu werden.“

Nora zuckte die Achseln. Verstoßen blickte sie über ihre Schreibmaschine auf die offene Tür ins Nebenzimmer, wo Oskar Verchen arbeitete. Er mußte den Skandal doch hören und wenn er Pflicht- und Ehrgefühl besaß, mußte er doch hinzukommen und für seine Braut eintreten. Daß er es nicht tat, ärgerte und freute sie gleichzeitig. Aus ihrem Unmut, der mehr gekränkter Eitelkeit als dem Gefühl einer erlittenen Kränkung entsprang, erblühte eine triumphierende Schadenfreude; das war doch endlich einmal ein stichhaltiger Grund, ihm Vorwürfe zu machen! Sie wollte es ihm schon plausibel machen, wie tief sie unter seiner — hm — seiner Feigheit und Gleich-

giltigkeit gelitten hatte. Und wenn er aufbegehrte und noch viele Einwände machte, dann — hier riß der Faden ihrer Gedanken ab und knüpfte bei erfreulicheren Dingen an. Ostende! Sechs Wochen Ostende! Tante Wilhelmine kaufte ihr neue Kleider und Hüte! Sie piff auf den Monat Gehalt. Sie ging einer herrlichen Zeit entgegen. Meerrauschen, Toiletten, ein eleganter Affessor als Cavalier — es war zu „süß“ von Tante Mine, sie mitzunehmen!

Punkt 6 Uhr packte sie ihre erledigten Arbeiten zusammen und übergab sie samt dem Schlüssel zu ihrer Schreibtischschublade dem Chefredakteur. Ein jubelndes Gefühl der Befreiung hob ihre Brust, als sie auf die Straße trat. Endlich erlöst von dieser scheußlichen Arbeit und der miserablen Behandlung. — Sie ging leicht wie auf Sprungfedern, als flöge sie dem Glück entgegen.

„Nora!“ rief es hinter ihr. Da ging sie langsam und stand plötzlich still. Die Stimme ihres Verlobten riß sie aus einem schönen Traum. Sie war mit ihren Gedanken bei Gerson und Ehlermann gewesen. Tante Wilhelmine sparte nicht bei solchen Gelegenheiten, man brauchte nur nach Gefallen und Geschmack zu wählen, ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt.

„Ich hörte vorhin von Wolpast, daß Du Dich

mit Prätorius überworfен und gekündigt hast“
sagte Verchen.

„So, von Wolpast hörtest Du das?“ gab Nora spöttisch zurück. „Wunderbar! Du selber also hast trotz der weit offenen Thür und Prätorius' Schreien nichts gehört? Nein, mein Lieber, das mußt Du mir nicht weismachen . . .“

„Von „weismachen“ kann keine Rede sein. Ich war während der Szene, bei der es ja lärmend zugegangen sein soll, überhaupt nicht im Bureau, . . .“

„Na, und wenn Du dagewesen wärst . . . ich meine übrigens sicher, Dich gesehen zu haben — —“

„Nora!“ fuhr Verchen auf.

„Ereifere Dich nur nicht. Ich meine, wenn Du dagewesen wärest, würdest Du mir doch nicht zu Hilfe gekommen sein. Das hätte Dir ja Deine Stellung kosten können. Ich bin überzeugt, Du hättest Dich nicht hineingemischt, obgleich der Käsel in beleidigenden Anspielungen und Beschimpfungen das Menschenmögliche leistete. Ich habe übrigens nicht gekündigt, sondern gekündigt bekommen.“

„Weshalb?“

„Weil ich heute morgen nicht ins Bureau kam. Wir waren gestern abend draußen bei Fechners, und ich hatte schreckliche Kopfschmerzen — und weil ich ihn um einige Wochen Urlaub bat. Frau Fechner

will, daß ich sie nach Ostende begleite . . . Mir ist die Kündigung recht. Ich hätte es doch nicht lange mehr ausgehalten. Solch ein fleghaftes Benehmen . . .“

„Ja, Prätorius ist ein Polterer; wenn man ihn näher kennen lernt, findet man freilich auch gute Seiten an ihm. Die groben Chefs sind nicht immer die schlechtesten, ich hab' sie lieber als die glatten, höflichen, niederträchtigen, die ihre Chicanen in zuckersüße Höflichkeit wickeln. Für Dich war das wirklich kein passendes Engagement.“

Nora antwortete nicht. Sie spannte den Sonnenschirm auf und blieb vor einem Buchladen stehen, scheinbar um die Auslage zu betrachten, in Wirklichkeit um ihr hübsches, ungeachtet der Hitze und Aufregung weißes Gesichtchen im Fenster zu bespiegeln.

Trotz der vorgeschrittenen Nachmittagsstunde war die Straße von der Sonne wie mit einem glühenden Mantel überzogen. Die schwüle, staubige, verbrauchte Luft erschwerte wie unsichtbarer Feuerqualm das Atmen und verursachte Kopfschmerzen.

Das Brautpaar ging langsam weiter, überquerte die Friedrichstraße und bog in eine stillere Seitenstraße ein.

„Ich freue mich unendlich auf die paar Wochen

an der See," sagte Nora, fast ein bißchen ostentativ.
„Ich bin wirklich ein Glückskind.“

Verchen zuckte merklich auf. „Liegt Dir viel an der Reise?“

„Sehr viel. Unsererins will auch mal aufatmen. Die letzten Monate haben mich bald aufgerieben. Ich nehme eine derartige Stelle nie wieder an.“

„Du sollst auch nicht," sagte Verchen leise, weich und griff nach ihrer Hand, die lose herabhängt. Aber Nora entzog sie ihm und raffte ihr Kleid hinten zusammen.

„Du sollst auch nicht," wiederholte er. „Wir heiraten! So kann und darf es nicht weitergehen. Ich begleite Dich jetzt gleich nach Hause, und dann überlegen wir mit der Mutter den Termin unserer Hochzeit. Wenn ich morgen das Aufgebot bestelle, können wir in vier Wochen heiraten. Ich bin überzeugt, die Mutter wird uns keine Schwierigkeiten machen; eine kleine Wohnung ist auch rasch gefunden und eingerichtet.“

Nora zog die Augenbrauen zusammen. Ihr Gesicht hatte plötzlich ein entstellend finsternes Gepräge.

„Für eine so überstürzte Heirat möchte ich mich doch bedanken. Warum auch? Nur damit ich nicht mit nach Ostende soll.“

„Ach Nora — Liebes —“ Eine weiche, über-

zeugende Innigkeit quoll warm und zärtlich durch die leisen Schwingungen seiner Stimme. „Wenn Du nur nicht allen meinen Absichten und Vorschlägen und überhaupt allem, was ich tue und sage, einen ganz unbeabsichtigten und falschen Sinn untergeschoben wolltest. Ich weiß gar nicht, wie das kommt; früher war es nicht so. An Deine Ostender Reise dachte ich im Augenblick nicht einmal, das ist doch so nebensächlich. Wir hätten in W. . . doch schon so gern geheiratet, wenn Deine Mutter uns nicht auf diese unerhörte lange Wartezeit gesetzt hätte.“

„Ja, damals war ich auch noch unbefangen genug, um zu glauben, daß man von der Liebe satt wird. Jetzt denke ich anders darüber. Worauf wollen wir denn heiraten? Ich kann Dir nicht einmal eine Aussteuer zubringen.“

„Ist auch nicht nötig, Schatz. Laß mich nur sorgen. So weit reichen meine Ersparnisse doch noch, um Dir das Nestchen zu bauen.“

„Damit ist es aber nicht allein gut, Oskar. Wir werden überhaupt nicht auskommen mit Deinem Gehalt. Jetzt verstehe ich erst alles, was Mama mir damals vorhielt, daß man mit dreitausend Mark in einer kleinen Stadt zur Not ausreicht, doch in einer großen Stadt ein so geringes Einkommen das graue Elend bedeutet. Es ist alles wahr, was

Mama sagte. Wir armen Leute kommen schwerlich jemals zum Glück.“

„Wir sind durchaus keine armen Leute, Nora. Es gibt genug gebildete und geachtete Familien in Berlin, die mit noch weniger anständig auskommen. Außer meinem festen Gehalt habe ich nicht unerhebliche Einnahmen aus meinen schriftstellerischen Arbeiten. Wir mieten uns eine freundliche Dreizimmerwohnung in Steglitz oder Bichterfelde. Für sechs bis siebenhundert Mark ist draußen sicher etwas Passendes zu finden. Wir sollten nicht auskommen! Geh' doch, Maus! Ein junges, einfaches, anspruchsloses Ehepaar, ohne irgend welche Repräsentationspflichten, das nur für sich selber zu sorgen hat . . . Spaß! Das haben sie Dir eingeredet.“

„Niemand hat mir etwas eingeredet. Ganz von selber bin ich zur Einsicht gekommen. Warum gibt es denn heutzutage so sehr viele unglückliche Ehen und warum sind die Scheidungsprozesse an der Tagesordnung? Weil die Leute zu leichtsinnig darauflosheiraten und ohne genügend materiellen Fonds einen Haushalt gründen. Zuerst mag es wohl gehen, aber dann kommen Krankheiten, Unglücksfälle, Schulden —“

„Wie weise! Seit wann bist Du denn so außerordentlich vernünftig geworden, Nora? Früher war von Auskommen und Einkommen zwischen uns

nie die Rede. Hier haben sie Dich so klug gemacht! Und wo? Nun, ich brauche natürlich nicht lange zu fragen. Deshalb war mir diese Frau Fehner von Anfang an zuwider. Die Frau mag ihr Gutes haben — mir sagte ein untrüglicher Instinkt beim ersten Augenblick, daß uns von ihr Unglück kommen würde. Ich wußte, daß sie Dir und unserem Glücke gefährlich war —“

„Ach! Blech! — Frau Fehner ist die Güte und Lebenswürdigkeit in Person. Dein Schaden wäre es auch nicht gewesen, wenn Du Dich etwas freundlicher zu ihr gestellt hättest. Sie hat eine Menge Verbindungen und hätte Dir vielleicht eine glänzende Stellung verschaffen können.“

„Meinst Du! Ich finde meinen Weg allein und danke für Frau Fehners Protektion.“

„Na denn . . . Wem nicht zu raten ist, dem ist eben nicht zu helfen.“

Sie klappte ihren Sonnenschirm zu und stützte ihn wie einen Spazierstock neben sich auf die Straße. Ihr Gesicht war totenblaß, und um ihre festgeschlossenen Lippen lag ein tiefer, strenger Zug. Und sie schluckte, als ob sie den Mund voll Staub hätte, den sie hinunterwürgen mußte und der ihr in der Kehle stecken blieb. Die graue, schattenlose, sonnenüberglutete Straße voll Dunst und Geräusch und

werktägigen Hastens schien ihr plötzlich ein Symbol des Lebens, das sie in der Ehe mit Verchen erwartete. Ein über Weg, voll des Staubes der Kleinlichkeiten, der Entbehrungen und Einschränkungen des kleinbürgerlichen Lebens, das sie bis zum Ueberdruß im mütterlichen Heim kennen lernte!

Verchen schien ihre Gedanken zu erraten. Ihre fast feindselig ablehnende Haltung mußte ihm auffallen.

„Was denkst Du, Nora? Sage mal aufrichtig, was Du jetzt denkst?“ rief er.

Sie stützte ihren Sonnenschirm fester auf das Straßenpflaster und blickte an ihm vorbei. „Schrei doch nicht so. Die Leute werden schon aufmerksam. Ueberhaupt, daß man solche Angelegenheiten auf offener Straße verhandelt. Als ob wir nicht alles zu Hause besprechen könnten! Die Leute — —“

„Die Leute scheeren mich nichts, ich will wissen, wie ich mit Dir daran bin. Wenn ich nach Deinem Gesicht auf Deine Gedanken schließen würde, müßte ich annehmen, daß die Aussicht auf unsere gemeinsame Zukunft alles andere eher als freundige Gefühle in Dir weckt.“

„Ich kann nicht!“ murmelte Nora. „Ich will aufrichtig sein, Oskar. Das ist meine Pflicht. Ich darf Dich nicht mit Ausflüchten hinhalten.“ Sie senkte ihre Atemzüge flogen. „Denk deshalb nicht

schlechter von mir. Ich glaube nicht, daß wir miteinander glücklich werden. Es hat lange auf mir gelastet. Nun ist es herunter. Laß uns in Frieden auseinandergehen. Ich habe gar nichts gegen Dich, gar nichts. Du bist mir ebenso teuer wie früher. Nur daß ich überzeugt bin, wir werden nicht glücklich, wenn wir heiraten. Weil das Leben so nüchtern und langweilig und rücksichtslos — so gräßlich grau und prosaisch ist . . . Weil man zu allem Geld braucht und es furchtbar ist, wenn man mit dem Kopf gegen die Wand rennt, weil man kein Geld hat . . . Das trennt uns . . . die Alltäglichkeit, die Verhältnisse . . . nur das — sonst nichts.“

„Sonst nichts?“ wiederholte Verchen. Und dann verstummte er. Eigentlich kam ihm dieser Schlag nicht unvorbereitet. Seit Monaten, solange Nora in Berlin war, hatte die Ahnung von diesem Ende ihn wie sein eigener grauer Schatten begleitet. Als die Befürchtungen und Zweifel der letzten Zeit sich zur Wirklichkeit verdichteten, die Gespenster, die umrißlos und ungreifbar neben ihm herschwebten, Wesenheit wurden, erkannte er plötzlich die Größe des Unglücks, das ihn betraf. Ein heißer Nebel senkte sich auf seine Augen. Und seine Seele schrie auf vor Qual und Wut, vor Erregung und Schmerz. — — Nein, nein! So leicht gab er sie nicht auf . . . Man mußte:

Bernunft annehmen, das törichte junge Wesen zur Besinnung bringen, zum Guten reden . . .

„Sonst nichts?“ sagte er noch einmal. „Solch eine Wichtigkeit sollte uns trennen? Nora, Kind, besinne Dich doch! Ich kann mich in Deine Seele hineinendenken. Für ein junges, unerfahrenes Mädchen wie Du mag das Milieu der reichen Leute, mit denen Du hier verkehrst, etwas Blendendes, Bestechendes haben. Von dem schimmernden Hintergrunde der glänzenden Verhältnisse, die Du dort kennen lernst, mag sich die bürgerlich bescheidene Existenz, die ich Dir biete, grau in Grau abheben. Aber das ist alles nur scheinbar, Nora. In Wahrheit haben die reichen Leute nur wenig vor uns Minderbemittelten voraus. Wenn der Anblick des Ueberflusses in den Seelen der Armen, der Hungrigen bittere, anarchistische Gefühle erweckt, ist das ja am Ende begreiflich, aber wir — wir Gutgestellten, Satten, Gesunden — wir haben wahrhaftig keine Ursache, die reichen Leute zu beneiden. Ist es denn etwas so Großes, Herrliches, daß ihre Frauen seidene Dessous und Pariser Toiletten und kostbare Schmuckstücken tragen und sich mit ausländischen Parfüms bespritzen können, und daß auf ihren Tischen allerhand Delikatessen stehen — die auf die Dauer nicht einmal der Gesundheit zuträglich sind — und so weiter? Ist das wirklich so

etwas Beneidenswertes? Die großen, schönen, vornehmen Lebensgenüsse sind Allgemeingut! Unsere großen Schriftsteller und Gelehrten schenken ihre Phantasie und ihr Wissen nicht nur den oberen Vierhundert, sondern allen, allen — der großen Masse. Dichter und Künstler geben ihr Bestes so gut dem Galeriebesucher und dem Bürger im zweiten Rang wie den Damen und Herren in den Logen. Und wenn wir im Sommer ein paar Wochen ausfliegen, genießen wir Wald und See, alle Reize der Natur gerade so gut, wenn nicht besser als die Leute, die mit einem halben Duzend Rohrplattentkoffer ihre Reise nach den großen Sammelplätzen der Luxuswelt antreten.

Die Reichen haben auch ihre unerfüllten Wünsche. Frage nur mal danach oder mach die Augen richtig auf, da wirst Du schon selber sehen, daß das Leben überall unvollkommen ist, oben wie unten, in allen Kreisen, in allen Gesellschaftsschichten, in allen Häusern und Familien . . .“

Verchen hatte die Straße und die vorbeiehenden Menschen vergessen. Er sprach immer weiter, sich selber zur Beruhigung. Denn es war wie ein Krampf in ihm, der sich nicht lösen wollte, und dessen Bein nur die vage Hoffnung, daß alles ein Irrtum sei und wieder zurecht kommen werde, im Schach hielt.

Nora ging neben ihm. Sie hielt das Gesicht abgewendet. Ihre Züge vibrierten in zorniger, nervöser Ungebuld. Am liebsten wäre sie ihm in die Rede gefallen und hätte ihm brüsk das Wort abgeschnitten. Wie sie den Mut zu dem raschen, kurzen Bruch gefunden hatte, begriff sie selber noch nicht recht, aber nun, wo es geschehen war, durfte er auf keinen Fall rückgängig gemacht werden; nun war es ihr fester Wille, reinen Tisch zu machen, mit einem Ruck alles Hemmende, alles, was sie an die graue Lebenssphäre kettete, abzustößen.

„Ach!“ sagte sie, als Verchen einmal eine Pause machte. Er überhörte den scharfen, kurzen, verächtlichen Zischlaut und fuhr fort zu reden. Aber auf einmal stockte er. Er hatte ihr ins Gesicht gesehen. Und plötzlich wußte er auch, daß es vorbei war und daß weitere Vorstellungen nicht nur nutzlos waren, sondern ihn lächerlich machten. Der Ausdruck ihrer Züge überzeugte ihn, daß der unvermittelte Bruch von ihrer Seite keine Laune, kein unbeabsichtigt und unüberlegt herbeigeführtes Ergebnis ihrer momentanen Reizbarkeit und Nervosität, sondern die einfache Konsequenz eines schon lange im Geheimen genährten Wunsches, ein lange durchdachter und wohlüberlegter Entschluß war. Hinter den Wünschen und Entschlüssen aber stand wie eine kalte, schmutzige Stein-

wand die innere Brutalität, ein rüder Egoismus, an dem jeder Appell an bessere, edlere Seelenregungen wirkungslos abprallte.

Sie hielt unwillkürlich ihre Schritte an, als er still stand.

„Adieu, Nora,“ sagte er heiser. „Wir haben einander nichts mehr zu sagen!“ Er griff an den Hut und wandte sich um. Auch Nora ging weiter. Als Verchen sich nochmals umbrehte, überschritt sie den Straßendam, um an die Haltestelle der Elektrischen zu gelangen. Und noch einmal ging die Dual um ein verlorenes Glück wie ein Strom glühenden Eisens durch seine Seele, es packte und schüttelte und stieß ihn ordentlich, ihr nachzugehen und sie mit Gewalt für sich zu reklamieren, die süße, anmutige, kleine Gestalt in seine Arme zu reißen und sich zu vergewissern, daß alles nur ein schwüler Fiebertraum gewesen war. Wie sie ging! Das hochgeschürzte graue Leinenkleid gab die entzückenden schmalen Füßchen frei, die sie beim Gehen wie im Menuettschritte setzte. Und wie sie das Köpfchen trug!

Die Elektrische kam angefaust. Er sah Nora einsteigen. Das Glockenzeichen wurde gegeben, der Wagen brauste weiter. Sie hatte keinen Blick zurück getan.

Die Hitze drückte noch immer bleischwer auf

Häuser und Straßenpflaster. Verghens Schritte hatten etwas Schleichendes, die Füße waren ihm lahm, der Kopf schwill und erregt wie im Faselkrauch, die Schultern schwer. Mit dem Mute der Verzweiflung rang die Vernunft in ihm um den Sieg über die Leidenschaft.

„Was liebe ich an ihr? Was ist es? Doch nur den hübschen Körper, die Anmut ihrer Bewegungen, das weiße Gesicht, die schwarzen Haare. Das ist ihr Alles. Die reizende pappschachtelne Attrappe verbirgt nichts, gar nichts — oder doch mehr als nichts: Die stinkende Fäule einer erbärmlichen Gesinnung. Was hätte der Körper mir genützt, die Attrappe, in die man niemals hätte etwas hineinlegen können, weil die Ausdünstung ihrer selbstfüchtigen Denkart doch alles verdorben hätte . . .“

Der Verstand plädierte eifrig und gewissenhaft weiter. Aber er hörte nicht darauf. Ihm war zu Mute wie einem Menschen, dem das Dach über dem Kopf zusammengestürzt ist und der vor den Trümmern seiner gesamten Habe steht — als käme er von einer Leiche, die seine Jugend und seine Zukunft und seine Hoffnung mit ins Grab genommen hätte.

Dahem rief Moras Entlobung keine große Aufregung hervor. Frau Langen hatte diesem Verhält-

nisse von Anfang an nur den Wert einer Episode beigelegt; es war einfach so gekommen, wie sie vorkam und anfänglich vielleicht auch heimlich gehofft hatte. Gegenwärtig dachte sie über diesen Punkt zwar anders. Verdens angenehme Persönlichkeit und seine liebenswürdigen Charaktereigenschaften hatten auch sie überzeugt, daß Noras Wahl keine schlechte war. Immerhin mußten die beiden Beteiligten am besten wissen, was ihnen frommte; sie hütete sich, Noras Entscheidung einer abfälligen Kritik zu unterziehen. Marianne fand auch, daß es so am besten war. Noras Verhalten hatte längst eine nahende Krise ahnen lassen. Sie hatte auf einen versöhnlichen, glücklichen Ausgang gehofft, aber vielleicht war es am besten so, wie die Würfel des Schicksals jetzt gefallen waren. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Ungehaltener war Frau Helene über Noras Entlassung aus ihrer Stellung und ihren eigensinnigen Entschluß, überhaupt nicht wieder ins Geschäft zu gehen. Noras Gründe waren für sie nicht maßgebend. Sie gab Herrn Prætorius, der Noras Fehlen am Vormittag gerügt hatte, vollständig recht und wollte Noras Versicherung, daß das brutale, grobe Wesen des Verlegers es einer Dame unmöglich mache, in der „Morgenzeitung“ zu arbeiten, nicht gelten lassen.

Sie selber hatte immer ihre Pflicht bis aufs F-Lüpfelchen erfüllt. Auch ihr hatten Unbulbsamkeit, Rücksichtslosigkeiten, ja Grobheiten und beleidigende Anschauzereien seitens ihrer Arbeitgeberinnen oft das Leben sauer gemacht, ohne daß es ihr jemals eingefallen wäre, mit Retourkutschen aufzuwarten und den schwierigen Kundinnen kurzerhand die Arbeit vor die Füße zu werfen.

„Man muß sich viel gefallen lassen im Leben, Nora,“ sagte Frau Helene, „in allen Verhältnissen, in allen Lebenslagen! Du wirst auch noch klug werden. Heirate nur erst! Und wenn Du den besten Mann von der Welt bekommst, mit Deinem Trozkopfe kommst Du doch nicht durch. Wenn man einen groben Chef hat, muß man sich doppelt befeißigen, ihm keine Ursache zum Tadeln zu geben. Deine Kopfschmerzen waren kein Grund, einen halben Tag lang die Arbeit zu schwänzen. Wie haben Marianne und ich gearbeitet, wenn irgend etwas fertig werden mußte! Ganze Nächte durch. Uns war auch nicht immer wohl dabei. Ach Gott, das Leben ist kein Kinder-garten, sondern eine harte Schule . . .“

Nora hörte mit halbem Ohre hin. Während die Mutter predigte, überlegte sie, wie sie am besten ihr Anliegen, betreffend Ostende, anbringen sollte. Vorläufig war nichts zu wollen.

Am Abend schrieb sie heimlich eine Rohrpostkarte an Frau Wilhelmine, daß ihr wegen des Urlaubsgeſuchs gelündigt und die Mutter darüber ſo aufgebracht ſei, daß ſie nicht den Mut finde, von der Badereife zu ſprechen. Ihr ſei ſchrecklich bange . . . Sie möchte doch lieber verzichten.

Am anderen Vormittag um 10 Uhr war Frau Wilhelmine da.

Sie nahm die Sache, wie alles, was ſie anpactete, ſehr reſolut in die Hand. Fiel gleich mit der Thür ins Haus, indem ſie ihrer Jugendfreundin kurz erklärte, ſie ſei gekommen, ſich Nora für ſechs Wochen anzuwerben. Als Reiſebegleiterin, Geſellſchafterin, Pflegerin. Sie tat ganz ſo, als ſei der mütterliche Konſens zu der Reiſe etwas durchaus Selbſtverſtändliches, das man nur der Form halber ſo nebenbei erwähnte.

Frau Helene ſchüttelte den Kopf. „Ich kann's nicht zugeben, Mine. Wieſo kommt denn Nora dazu, immer und immer nur ihrem Vergnügen nachzugehen, während alle Arbeit und alle Haushaltungsforgen auf Marianne liegen! Nora ſoll vorläufig Marianne im Hauſe zur Hand gehen und nähen helfen und vor allem ſoll ſie ſich um eine neue Stelle bemühen.“

Frau Wilhelmine machte Einwendungen und bat ſchließlich. Nicht für Nora, nein für ſich. Hier handelte es ſich nicht um Noras Vergnügen, ſondern

um ihr — Mines — Interesse. Der Sanitätsrat erklärte sie für herzleidend. Ohne Begleitung konnte sie nicht reisen. Eine wildfremde Person mochte sie nicht; es war doch naheliegend und ganz natürlich — hier flocht Frau Wilhelmine eine ganz zarte Anspielung auf ihre Nora erzeugten Freundlichkeiten ein — daß das Wize-töchterchen auch einmal Wize-tochterpflichten übernahm.

„Ja ja . . . das ist schon recht“ — Frau Helene sah ein, daß sie in die Saiten, die Mine auf-zuziehen beliebte, nicht mit einer kurzen, entschiedenen Weigerung greifen konnte. Das wäre mehr als unfreundlich, geradezu undankbar gewesen. „Wenn Dir persönlich viel daran liegt, kann sie mitgehen.“

Nora strahlte, und Frau Wilhelmine bedankte sich. Die etwas säuerliche und gedrückte Art, in der Frau Helene ihre Erlaubnis erteilte, focht beide wenig an und wurde gerne mit der Hauptsache in den Kauf genommen. Frau Mines Anerbieten, Nora dauernd zu engagieren, lehnte Frau Langen dagegen so bestimmt und schroff ab, daß nach dieser Seite hin auf eine Sinnesänderung kaum zu rechnen war.

„Du bist'n Scheusal, Veneten,“ sagte Mine. „Dafür spiel' ich Dir 'n Poffen und bring' Deine Nora in Ostende unter die Haube. Dann haste nig mehr über sie zu sagen. Weißte?!“

„Ja, bring' sie nur unter die Haube, mir recht, je eher, desto lieber,“ versetzte Frau Helene unwirsch. Sie hätte noch etwas hinzusetzen mögen, verschluckte aber die scharfe Bemerkung, die auch für die Mine eine kleine Anzüglichkeit enthalten hätte.

Nora fand die „hochige“ Art der Mutter ebenso ungerecht wie unmotiviert. Sie wäre gern für dauernd in die Grunewaldvilla zu Fehners übergesiedelt. Fest stand es bei ihr, daß sie keine abhängige Geschäftsstellung mehr annahm. Lieber hielt sie sich an das Projekt, mit Räte von Finsterberg ein kleines selbstständiges Unternehmen einzurichten. Vorläufig wollte sie sich überhaupt keine grauen Haare um die Zukunft wachsen lassen. Vielleicht machte die Ostender Reise ohnehin einen dicken Strich durch alle Voraussetzungen und Zukunftspläne. Ihre sehr lebhaftes Phantasie sah hinter den sechs Wochen irgendetwas Blaues, Hoffnungshelles, Verheißungsvolles, Glückbringendes schimmern. Sie erhoffte von dem Aufenthalt dort irgend ein märchenhaftes Erlebnis — märchenhaft in der Fülle des Glücks, das es ihr bringen mußte; vielleicht verwandelte sich das fließende Gold ihrer Illusion dort in die Münzen reeller Werte. Ihre Illusionen waren keine Nebelgebilde, keine Poesiewolken, die im nüchternen Licht der Wirklichkeit unsehbar zerrinnen.

Nora glänzte und gleißte vor innerer Freude

und zeigte vom Morgen bis Abend eine unverwüßliche, einschmeichelnde Liebenswürdigkeit, wie man sie zu Hause sonst nur ausnahmsweise an ihr kannte. Weder Frau Helene noch Marianne reagierten besonders darauf. Die Mutter konnte nicht einen leisen Groll gegen Nora, die nur immer an sich selber dachte, unterdrücken. Marianne sah die Schwester oft heimlich prüfend an. Sie kannte sich nicht mehr aus in Nora. Sehr tief waren Noras Empfindungen nie gewesen, aber bei manchen Gelegenheiten sprudelten ihre Ansichten und Impulse eine Gemütswärme über, die doch auf ein reicheres Innenleben schließen ließ. Sie konnte niemand leiden sehen, ein krankes oder mißhandeltes Tier rührte sie zu Tränen, ohne Besinnen gab sie einem Bettler, dessen Aeußeres ihr Mitleid erregte, den ganzen Inhalt ihres Portemonnaies. Desto befremdlicher war es, daß die Aufhebung ihrer Verlobung anscheinend nicht den geringsten Eindruck auf sie gemacht hatte. Oder war das glatte Email ihres fröhlichen Gesichts, ihre übermüthige Laune nur Maske, litt sie doch heimlich? Marianne wurde irre, Nora hatte nichts über die unmittelbare Veranlassung zum Bruch zwischen ihr und Lerchen erwähnt, und Marianne fragte nicht darnach. Lerchen tat ihr leid. Er hatte Nora mit einer ganz unmodernen, unzeitgemäßen Innigkeit geliebt. Sie hätte ihn gern ein-

mal gesprochen; eine wirkliche, aufrichtige Freundschaft war zwischen ihnen gewesen.

Sie studierte Nora förmlich in dieser Zeit. Sie mußte und wollte sich klar werden über die Widersprüche in diesem merkwürdigen Mädchencharakter. Nach wem hatte nur Nora das Flatterige, Unbeständige, die leichte Lebensauffassung! Nach der Mutter sicher nicht, die nahm alles eher zu schwer, als leicht. Vielleicht nach dem Vater, den sie beide kaum gekannt hatten und von dem die Mutter nie sprach, weil sich gewiß trübe Erinnerungen an diese Lebensperiode knüpften.

Die Schneiderei nahm um diese Zeit einen kleinen Aufschwung. Auf Frau Helenens Inserate fanden sich mehrere Kundinnen ein, die Arbeit brachten. Ein zweites Nähmädchen mußte genommen werden. Da die Damen alle verreckten und die Arbeit drängte, hieß es die Hände flink regen, um die Kleider und Blusen rechtzeitig fertig zu bringen. Die Hitze erschwerte das Arbeiten.

Frau Langens Wohnung lag an der Sonnen-
seite. Von früh morgens bis nach sieben brannte die
Sonnenglut gegen Mauern und Fenster. Um die
Mitte des Tages lag eine geradezu bleierne Schwüle
in den engen Räumen.

Als Nora einige Tage, nachdem sie ihre Stellung

aufgegeben hatte, einmal gegen halb elf Uhr abends von Fehners nach Hause kam, stand Marianne, förmlich aufgelöst vor Hitze, in der Küche und bügelte. Lauter Stärkemäsche, meist Koras Sachen, die sie mit auf die Reise nehmen sollte. Im Wohnzimmer raffelte noch die Nähmaschine.

„Um Gottes heiligen Willen! Der Dunst! Die Atmosphäre!“ schrie Nora. „Du wirst ja krank, Marianne.“

„Armes Ding,“ murmelte sie etwas bedrückt. „Du bist wahrhaftig die Biene und ich die Drohne im Hause.“ Sie ließ sich, rasch atmend, auf einen Küchenstuhl nieder, löste ihren Haarknoten auf und langte einen kleinen Spiegel, der neben der Wasserleitung hing, von der Wand herunter, um ihr heißes Gesicht zu beschauen. „Ja, ich bin ein rechter Nichts- und Tunichtgut. Aber gib acht, ob sich das Blatt nicht noch einmal wendet, Marianner! Vielleicht versorge ich Euch noch einmal, ich, das enfant terrible.“

„Wir sind schon froh, wenn Du Dich selbst versorgst, Nora,“ gab Marianne trocken zurück.

„Du denkst, das ist nur so obenhin gesagt. Nein, ich bin sehr praktisch geworden. Ich heirate reich. Von Idealen und der Liebe wird man nicht satt und noch weniger fett.“

„Ist das „Fettwerden“ jetzt Dein Traum?“ fragte Marianne etwas factastisch.

„Bildlich angewandt — ja. Der einzige Weg, uns eine menschenwürdige Existenz zu verschaffen, ist, daß eine von uns reich heiratet. Du machst keine Anstalten dazu, folglich muß ich mich opfern. Vielleicht tut sich mir auf der Reise etwas auf. Am Ende eine Heirat auf Abbruch — so'n Alter oder einer mit einem Schönheitsfehler — ganz egal — wenn er nur ein massives Bankkonto hat.“

Sie lachte, sprang auf und trillerte ins Wohnzimmer zur Mutter.

Marianne ließ das Bügeleisen ein paar Sekunden ruhen. Noras scherzhafte Frivolitäten warfen gleichwohl blitzhelle Schlaglichter auf die Ereignisse der letzten Tage. Nichts als die nackte, häßliche Gier nach Wohlleben und Ueberfluß hatte sie zweifellos zu dem Bruch ihrer Verlobung veranlaßt. Bei Nora war die Schale alles. Aber diese reizende, bestechende Schale verhüllte nur dürftig die innere Taubheit.

Am nächsten Abende machte Räte von Finsterberg ihren versprochenen Besuch bei Langens. Da Frau Helene und Marianne noch in der Arbeitsstube stark beschäftigt waren, blieben die beiden fast gleichaltrigen jungen Mädchen allein im Salon und fanden

so Zeit, ihren Zukunftsplan eingehend zu bereben und zu erwägen.

Noras Anregung war Käte nicht aus dem Sinne gekommen. Das selbständige Arbeiten sagte ihr auch mehr zu als eine Stellung, die auf alle Fälle manche Demütigung und manche Unannehmlichkeit mit sich brachte. Nach den Erkundigungen, die sie unter der Hand eingezogen hatte, lagen die Verhältnisse genau so, wie Nora sie geschildert hatte. Wenn man Kundschafft genug bekam, mußte sich die Sache rentieren.

Als die Mutter und Marianne drinnen Feierabend gemacht hatten und herüberkamen, überraschten die Mädchen sie mit dem fix und fertig entworfenen Plan ihrer Etablierung. Am ersten Oktober wollten sie das Bureau eröffnen. Nora bevollmächtigte Marianne, an ihrer Stelle mit Käte zusammen ein passendes Lokal zu suchen, den Mietvertrag abzuschließen und die nötigen Anschaffungen zu machen.

Ungefähr drei Wochen, nachdem Nora mit Frau Wilhelmine, einer Jungfer und einem enormen Apparat von Koffern, Körben und Hutschachteln nach Ostende abgedampft war, machten Käte und Marianne sich eines Nachmittags nach sechs Uhr auf den Weg. Käte hatte eine geeignete Lokalität ausfindig gemacht. In der Mohrenstraße, zwei Treppen, ein geräumiges dreifenstriges Zimmer, das ehemalige Kontor einer

vertrachten Agentur- und Kommissionsfirma. Das Lokal war hell und freundlich, hatte einen eigenen Eingang und schien für die Zwecke der jungen Unternehmerinnen durchaus geeignet. Durch Aufstellung einer spanischen Wand konnte noch ein zweiter isolierter Raum für den Verkehr der Kundschaft geschaffen werden.

Das Zimmer wurde also gemietet. Käte hatte von ihrer verstorbenen Mutter noch die Möbel für zwei Zimmer bei ihren Verwandten auf dem Boden stehen. Die wollte sie gerne zur Einrichtung hergeben. Die Schreibmaschine wurde von der Fabrik auf monatliche Abzahlung geliefert; nur eine geringe Anzahlungssumme war erforderlich. Somit war alles in der Hauptsache geordnet.

Käte hatte einen Besuch bei Bekannten für den Abend vor und verabschiedete sich an der nächsten Straßenecke von Marianne. Als sie gegangen war, stand Marianne einen Augenblick unschlüssig, ob sie mit der Elektrischen direkt nach Hause zurückkehren oder ob sie sich noch Zeit zu einem Spaziergange nehmen sollte. Sie entschied sich nach einigem Zaudern für das Letzte. Sie war lange nicht mehr draußen gewesen, und die Luft war nach einigen Gewittern in den letzten Wochen wundervoll frisch und erquickend.

Vor Monaten war sie einmal mit Nora und Dr. Lerchen über die Linden in den Tiergarten gegangen. Denselben Weg verfolgte sie auch heute.

Die Stille und Ruhe in den schattigen Wegen und das Grün der gepflegten Rasen wirkten so unmittelbar nach dem Geräusch und dem Staube der Straßen doppelt wohlthuend. Zwitschernde Vogelstimmen erfüllten die Luft und vollendeten die Illusion weltabgeschiedener Waldbeseinsamkeit mitten in dem pochenden Herzen der Riesenstadt.

Auf einer Bank saß ein Herr allein. Als Marianne näher kam, erhob er sich und ging auf sie zu, und da erkannte sie Lerchen.

Er sah unverändert aus, nur das scharf beobachtende Auge bemerkte einen Anflug von Müdigkeit in seinen Augen und Zügen.

„Grüß Gott, Fräulein Marianne! Sie wollten doch nicht an mir vorübergehen? Bin ich auch bei Ihnen in Acht getan?“

„Wie sollten Sie! Ich wünschte oft, Sie mal wiederzusehen,“ erwiderte Marianne einfach.

„Und ich habe mich nach Ihnen gesehnt. Wir waren immer gute, treue Freunde, nicht wahr, Fräulein Marianne? Was sagen Sie denn zu dem knappen Schlusse des kleinen Romans? Haben Sie sich gewundert?“

„Nein,“ sagte Marianne, „das nicht. Es schwebte etwas in der Luft — nichts Greifbares, aber man spürte es.“

„Hat Nora sich zu Ihnen ausgesprochen?“

„Nein. Ich weiß noch heute nicht, warum Sie sich trennten.“

„Nicht? Nun, es war ein ganz modernes Ende. Ruhig, leidenschaftslos . . . wenigstens auf Noras Seite. Sie suchte jedenfalls schon lange nach einem Vorwande zum Bruch, und ich Efel war zu dickfellig, um die Absicht zu merken . . .“

Ein rasches Rot lief durch seine blassen Züge. „Glauben Sie mir, Fräulein Marianne, es ist mir hart angegangen. Ich witterte ja auch lange Unheil, dachte aber nicht an eine ernste Gefahr. Es ging mir wie einem Menschen, der schon lange eine schwere Krankheit mit sich herumschleppt, selbst aber nichts davon weiß, bis die Krankheit eines Tages zum Ausbruche kommt. Es war eine richtige, schwere akute Krankheit mit allen Begleiterscheinungen einer solchen, Schüttelfrost und Fieberhitze und Delirien, und hielt ein paar Wochen an. Dann erwachte ich eines Morgens und merkte, daß ich über Nacht, gleichsam im Schlafe, gesund geworden war. Das Herz war leicht, der Kopf frei, die Seele gesund. Nicht, als ob alles wie früher wäre. Eine gewisse

Abspannung und Mattigkeit ist, wie nach jeder Krankheit, noch zurückgeblieben. Aber ich bin innerlich ruhig und kann ohne Erregung und ohne Bitterkeit an Nora denken. Das ist ein großer Fortschritt . . .“

„Zu dem ich Sie beglückwünsche,“ sagte Marianne herzlich.

„Nun ist Nora in Ostende?“

„Ja. Am ersten Oktober wird sie mit einem Fräulein von Finsterberg zusammen in der Mohrenstraße ein Schreibmaschinenbureau eröffnen.“

„Vielleicht kein schlechter Plan. Wenn sie will, arbeitet Nora vorzüglich. Die erforderliche Gewandtheit und Intelligenz besitzt sie auch; die Sache wird sich schon machen.“

„Hoffentlich. Fräulein von Finsterberg ist eine sehr liebenswürdige Dame.“

„Ich kenne sie. Von mir erhielt sie die erste Anregung zu dieser Berufswahl. Später hörte ich nichts mehr von ihr . . .“ Verchen hielt inne und schwieg ein paar Minuten. Ueber seine eigenen Angelegenheiten hatte er Räte von Finsterberg in den letzten Wochen vergessen und sich auch nicht mehr seines Versprechens, ihr ein Engagement zu verschaffen, erinnert. Wie Marianne jetzt von ihr sprach, wurde die Erinnerung an den hellen Februarabend, als er mit dem jungen Mädchen denselben Weg durch den

Tiergarten ging, wieder in ihm lebendig. Die Frühlingswahrnehmung in der Natur hatte ähnliche Empfindungen geweckt. Er hatte des kommenden Glückes gedacht. Nun war das Frühlingssehnen der Natur längst erfüllt, aber über seinen Glückstraum rieselten die sterbefahlen Herbstblätter wehmütigen Gedankens.

„Sie sind bleich, Fräulein Marianne,“ sagte er, „Herr Bomfeldt äußerte neulich seine Verwunderung, daß er Sie niemals zu Gesicht bekomme. Sie kommen gewiß selten an die Luft.“

„Sehr selten. Im Hause ist immer sehr viel zu tun.“

„Sie sollten mehr an sich selber denken,“ sagte Lerchen kopfschüttelnd, „die richtige Lebenskunst ist doch wohl mit einem ansehnlichen Prozentsatz Egoismus durchsetzt. Das Leben ist einmal so zugeschnitten, daß es uns ohnedem nicht recht auf den Leib paßt.“

An der Ecke der Tiergarten- und der Friedrich-Wilhelm-Straße trennten sie sich. Lerchen schüttelte die dargereichte Hand mit Wärme. „Grüßen Sie Ihre Mutter, Fräulein Marianne, und bleiben Sie hübsch gesund. Sie müssen wirklich mehr spazieren gehen. Mehr an die Luft — —“

„Ich will Ihre Wahrnehmung beherzigen,“ sagte Marianne lächelnd. „Guten Abend, Herr Doktor.“

Sie fühlte sich wunderbar erleichtert nach dieser

Begegnung. Eine geheime Sorge war von ihrer Seele genommen.

Frau Wilhelmine hatte sich mit Nora in einer der luxuriösen Strandvillen Ostendes eingemietet. Sie bewohnten da einen im Pariser Geschmack eingerichteten Salon mit einem breiten Balkon nach der Meerseite und ein gemeinsames Schlafzimmer, speisten im Hotel und verbrachten die Abende meist am Strande und im Kirchhaus.

Affessor Süßkirch war schon acht Tage vor den Damen in Ostende eingetroffen und ihr ständiger Begleiter. Später kamen noch einige Bekannte von Frau Fehner, denen sie sich zuweilen anschloß. Dann nahm Süßkirch Nora allein für sich in Anspruch und hofierte sie in einer Weise, die ihre heimlichen Hoffnungen und Wünsche heller und heller aufflammern ließ.

Frau Wilhelmine sah der Entwicklung dieser sich anspinnenden Beziehungen mit innerer Befriedigung zu. Süßkirch war entschieden die Partie, die sie für ihren Liebling wünschte. Sie ließ die Beiden deshalb absichtlich so oft als zugänglich allein.

Jeden Morgen. Sie war keine Freundin von viel Bewegung. Morgens hocte sie am liebsten in ihrem Strandkorb, las einen Roman oder schwätzte mit ihrer

Nachbarin, sofern es sich traf, daß eine bekannte Dame neben ihr saß. Inzwischen promenierte Nora mit dem Assessor auf der Digue oder weiter am Strande entlang.

Nora genoß diese blauen, sonnenflimmernden Ostender Lage mit Sorglosigkeit und dem lauterem Behagen ihrer zwanzig Jahre und ihres leichtbeschwingten, nur den Schaum aller Dinge erschöpfenden Temperaments. Nach ihrer Auffassung ließ das Benehmen des Assessors keinen Zweifel an seinen Absichten zu, und sie freute sich darüber und hoffte, daß in den nächsten Wochen die Aussprache erfolgen und sie als Braut nach Berlin zurückkehren werde. Die Hochzeit sollte dann so rasch als möglich stattfinden.

Wie sie innerlich zu Andreas Süßkirch stand, wußte sie nicht und fragte sich auch nicht danach. So verliebt wie ehemals in Oskar Verchen war sie nicht in ihn, wenn seine Nähe ihr auch zuweilen Herzklopfen verursachte und der eigentümliche, weiche Druck seiner Hand ihr wie vor Wochen im Walde jedesmal einen heißen Schauer über den Rücken jagte. Aber Assessor Süßkirch war reich, hatte Ausichten auf eine glänzende Zukunft und erfüllte somit die Kardinalforderung, die sie an ihren künftigen Gatten stellte. Wenn sie ihn heiratete, löste das Schicksal die Wechsel, welche ihr Sehnen und Begehren auf

die Zukunft ausgestellt hatte, wirklich mit harter Münze ein. Und sie hatte sehr bestimmte, fest umrissene Wünsche. Eine elegante Wohnung im Tiergartenviertel, eine Position in der Gesellschaft, Toiletten, Brillanten und Equipage . . .

Solche Zukunftsmelodien zogen ihr jedesmal, wenn sie neben Süßkirch ging, klingend und singend durch den Sinn und stößten ihr auch ein erhöhtes Interesse für seine Persönlichkeit ein. Man machte überdies eine so gute Figur neben ihm. Auf der Digue folgten oft bewundernde Blicke dem eleganten Paare. Auf der Reunion hatten sich mehrere Herren, darunter einige mit hochtönenden Namen, an sie herangemacht und sich ihr vorstellen lassen. Solche „Erfolge“ stärkten ihr Selbstgefühl. Gewiß, ihr stand die ganze Welt noch offen. Sie brauchte sich wahrlich nicht an einen Journalisten wegzuwenden.

Eines Abends speisten Frau Wilhelmine, Nora und der Assessor mit Berliner Bekannten auf einer Hotelterrasse am Strande. Die Berliner waren ältere Leute, ein Oberlandesgerichtsrat a. D. mit seiner bejahrten Schwester und ein Rentner mit seiner Frau.

Auf der Digue wogte noch eine dichte Menschenmenge hin und her. Die elektrische Beleuchtung warf taghelles Licht über den Strand und hinaus

auf das schimmernde, dunkle, von silbernen Reflexen wie mit Millionen Glittern überstrahlte Meer.

Nach dem Essen schlug der Assessor einen Spaziergang am Strande vor, fand aber seitens der älteren Herrschaften keine Zustimmung.

Man säße gerade so gemütlich, hätte alles vor Augen und ließe Gefahr, seinen Platz zu verlieren, wenn man aufstände. „Wir Alten sind mehr fürs Bequeme,“ sagte Frau Wilhelmine. „Die Jugend hat nicht lange Ruhe zum Sitzen. Welt, Norchen, Du bummeltest auch noch gerne ein bißchen durch den Trubel? Na, da geh' mit Herrn Süßkirch. Alle Welt ist ja noch draußen.“

Nora erhob sich bereitwillig.

„Also bis nachher,“ sagte der Assessor, küßte den Hut gegen die Tischgesellschaft und bot Nora den Arm. Dann mischten sie sich unter die Menge, die unter den tonreichen Klängen der Musik lachend und plaudernd, kokettierend, flirtend und medifizierend an den Hotels vorüberstrutete.

Andreas Süßkirch kannte fast alle auffallenden Erscheinungen und knüpfte seine bekannten geistreich witzelnden Bemerkungen an jede einzelne. Es war sehr amüsant, mit ihm zu gehen und ihm zuzuhören. Ein paarmal kreuzten sie auf und ab durch das Gewühl, dann lenkte der Assessor dem einsameren Teile

des Strandes zu, wo die Spaziergänger vereinzelter gingen. Roras Aufmerksamkeit wurde von einem grotesken Paare angezogen, das ihnen langsam entgegenging. Der Herr, zwerghaft kurz, aber von phänomenalem Umfange, reichte der sehr hohen, wohl proportionierten Dame kaum bis an die Hüfte. Von weitem sah er in seinem weißen Anzuge wie ein riesiger, sich langsam heranziehender Schneeball aus. Säßkirch wußte die Personalien auch dieses Paares.

Mois Magenhuber, ein reicher Münchener Bierbrauer, und seine Frau, eine geborene Fürstin Ende-Brizen.

„Eine Fürstin?“ staunte Rora. „Und die heiratet diesen mißgestalteten Bierbrauer?“

„Freilich. Warum auch nicht? Der Moïs ist nicht nur seine drei Zentner Nettogewicht, die er täglich an sich herumschleppt, sondern auch seine zwölf bis fünfzehn Millionen bar schwer. Dazu hat er ein Schloß in Tirol, eine Villa bei Hallein und ein halbes Duzend Zinshäuser in München. Seine berühmte Exportbrauerei wirft jährlich Hunderttausende ab. Na, und die Ende-Brizen saßen, ruppig wie die Vögel in der Mauer, in ihrem Kasten, und der Erketator war ein täglicher Gast bei ihnen. Das war ein ganz glattes, reelles Geschäft. Sie belamen das Geld und er die Fürstin und die fürstliche

Sippe. Es macht sich nämlich höchst dekorativ: „Mein Schwager, der Fürst Ende-Origen“ . . . und so weiter.“

„Sie wollen ja auch eine Prinzessin heiraten,“ sagte Nora lech.

Der Assessor lachte. „Ist die Legende auch zu Ihnen gedrungen? Das heißt — eigentlich handelt es sich um keine Legende, sondern um einen Riesen- uft eines meiner Freunde, der die Geschichte hier herumgebracht hat.“

„Warum nicht! Es könnte doch wahr sein!“

„Nein. Das wäre schon wegen der Tragik meines Namens eine Unmöglichkeit.“

„Wieso?“

„Mein Name ist mein Schicksal,“ sagte Andreas Süßkirch elegisch, „ist es nicht furchtbar, Süßkirch zu heißen? Haben Sie jemals etwas so Lächerliches gehört wie der Name „Süßkirch“? Zehn Jahre meines Lebens gäbe ich dafür, wenn ich den Namen abstreifen und dafür in die Flut der Mühlen und Schulze —, Hinz und Runze untertauchen könnte. Ich beneide die Leute, die sich Holzschuh oder Kirch- wasser, Stuhlbein oder Saufaus oder Trottel schreiben. Das sind doch Dinge, darin liegt doch eine Art Subjektivität. Aber Süßkirch! Gräßlich! Mit dem Namen geht es wie mit einem Hut: Er muß einiger-

maßen zu Gesicht stehen, wenn er nicht die ganze Figur karikieren soll. Der Name Süßkirch paßt zu mir wie die Faust auf das Auge. Ich bin weder „süß“ noch „kirchlich“. Er ist mit dem Schauerlichsten, was es auf der Welt gibt, mit dem Fluche der Lächerlichkeit, behaftet.“

„O!“ sagte Nora. „Sie übertreiben, Herr Affessor!“

„Ich übertreibe nicht. Bin ich etwa eine komische Figur? Nein. Aber der Name gehört zu einer komischen Figur, und wenn sich nun Persönlichkeit und Name nicht decken, kommt ein Zwitterding, etwas traurig Unmögliches zustande. Süßkirch zu heißen, ist furchtbar, sage ich Ihnen, Fräulein Nora. Ich hätte nie den Mut, einer Frau zuzumuten, ihren eigenen Namen von diesem fürchterlichen Süßkirch absorbieren zu lassen. Ich selber trage schwer an meinem Namen und sollte einem zweiten Wesen dieselbe Last aufhalsen? Nein. Das kann ich nicht. Schließlich hat der Name Süßkirch den einzigen Vorzug vor den Mayer und Lehmann, daß er sterblich ist. Mein Vater und ich sind, so viel ich weiß, die einzigen Träger.“

Nora wußte nicht recht, was sie dazu sagen sollte. Sie seufzte nur ein wenig. Mittlerweile war es ganz einsam um sie geworden. Die gedämpft

herübertönende Musik überstimmte hier nicht mehr das Raufchen und Branden der Bogen, das in großen, feierlichen Akkorden das Lied der Unendlichkeit sang. In einer der Villen stand die Ballontüre weit offen. Man sah in einen hellerleuchteten Salon, auf purpurfarbenen tapezierten Wänden, an denen Goldlüster und weiße Skulpturen glänzten und schimmerten. Jemand spielte die Gitarre drinnen, eine weiche, silberne Sopranstimme erhob sich und sang ein französisches Liebeslied mit sentimentalen Vibrationen. Das Lied, die Gitarrebegleitung, das majestätische Auf und Ab der Bogen und der dunkle, stille Abend mit der wunderbar aus Rosen- und Weerduft gemischten Atmosphäre gingen ineinander auf zu einem seltsamen Stimmungszauber.

„Bedauern Sie mich nicht, Fräulein Nora?“ flüsterte Süßkirch. „Ist es nicht trostlos, seines Namens wegen einsam bleiben zu müssen? Die Aussicht auf ein einsames Alter ist nichts Angenehmes. Deshalb freue ich mich jetzt doppelt des Frühlings, das heißt der Jugend, der Schönheit —“

Er nannte sie immer, wenn sie allein waren, bei ihrem Vornamen, und sie fand nichts darin, obgleich sie einmal — vor wenigen Wochen — auf Frau Wilhelminens Abendgesellschaft einen energischen Anlauf genommen hatte, ihm seine dreiste Vertraulichkeit

zu unterlagen. Auch in diesem Augenblick stand sie wieder ganz unter dem eigenartigen, bezwingenden Einfluß seiner Persönlichkeit. Wie damals im Walde brauste ihr das Blut schwer und schwül durch die Adern, als er die Hand langsam, kosend an ihrem Hals vorbeischoß und ihren Kopf sanft seitwärts zu sich herunterbog. Sie fand nicht einmal die Kraft, sich zu wehren, als er sich zu ihr hinabneigte . . .

Herrgott — schrie es in ihr auf. Da legten sich seine Lippen sekundenlang flammendheiß auf ihren Mund — —

Nur Sekunden. Ein paar Atemzüge lang. Dann stand er plötzlich wieder gerade und lächelnd neben ihr und sie wußte kaum mehr, ob sie diese letzte Minute erlebt oder nur geträumt hatte.

Er sprach davon, daß es am Wasser doch kühl und sie viel zu leicht gekleidet sei.

Sie ging mechanisch neben ihm her. In ihr war es wirr und unklar. Was war nun eigentlich? Was kam nun? War dieser Kuß eine Schmach für sie oder war er als eine momentane Ueberwallung seiner Leidenschaft aufzufassen.

Frau Wilhelmine bemerkte ihr aufgeregtes, zerstreutes Wesen.

„Nun Kleinchen, was haste denn?“ forschte sie, als sie in ihrem Zimmer allein waren.

„Ich? Ach, ich dachte nur . . . Assessor Süßkirch meint, er könne seines Namens wegen nicht heiraten. Sein Name sei lächerlich . . .“

„Nech —! Der wird seines Namens wegen nicht heiraten! Der Frechling, das war nur auf den Busch geklopft, Morachen. Ich dachte, er hätte Dir heute abend einen Heiratsantrag gemacht.“

Nora schluckte ein paar mal. Frau Wilhelminens ermunternde Art machte ihr Mut zu einer Beichte. Die Sache lag ihr schwer auf dem Herzen und es tat gut, sich mal rüchhaltlos auszusprechen.

„So! Geküßt hat er Dich und dabei nicht vom Heiraten gesprochen,“ sagte Frau Mine nachdenklich, „das ist eigentlich — hm — Er hätte eine Andere, Gerissenere vor sich haben sollen, die hätte ihn dabei erwischt. Du bist zu unschuldig und einfältig, Kind. Schad nix. Hab es auch nie fertig gebracht, mich den Männern an den Hals zu werfen. Aber nun mußt Du ihn unbedingt erst ein Weilchen kalt stellen, ihn gar nicht viel beachten, er muß Dir nachgehen, verstehste?“

Nora verstand und versprach, die Verhaltensmaßregeln ihrer mütterlichen Freundin strikte innezuhalten.

Daß der Assessor die Damen an dem andern Tage nicht abholte, war weiter nicht auffällig. Abends trafen sie ihn im Kurhaus auf der Reunion. Er be-

grüßte Frau Witne und Nora wie immer mit familiärer Herzlichkeit und sicherte sich einige Tänze bei Nora. Den ersten Walzer tanzte er mit einer brillantestarrenden, rotblonden jungen Dame mit unregelmäßigen, aber interessanten blaffen Zügen.

„Die kenne ich,“ jagte Frau Wilhelmine auf eine Bemerkung von Nora „eine Amerikanerin, Miß Ellen. Sie wohnt seit einem Jahr bei Konsul Wilton in Berlin und soll sehr reich und riesig geseheit sein. Denke nur, sie spricht sechs Sprachen und dann noch eine, die kein Mensch kennt, ich kann nicht mehr auf den Namen kommen —“ Und sie winkte dem Assessor, der eilig herankam. „Sagen Sie doch 'mal, was ist das für 'ne Sprache, die Miß Ellen treibt — so 'ne asiatische, wissen Sie —“

„Gnädige Frau meinen Sanskrit . . .“

„Nichtig. Hast Du in Deinem Leben schon 'mal was von Sanskrit gehört? Uebergeschnappt. Ebenso gut könnte sie Hottentottisch lernen.“

Frau Wilhelmine war an diesem Abend nicht recht auf dem Damm und Nora amüßte sich auch nicht so gut als sonst, obgleich es ihr nicht an Tänzern mangelte. Vielleicht bildete sie sich es nur ein, daß Andreas Süßkirch der Amerikanerin mehr Aufmerksamkeit, als von der Form unbedingt vorgeschrieben, schenkte, aber es beunruhigte sie doch ein wenig.

In der folgenden Nacht wurde sie von einem dumpfen Stöhnen geweckt. Schlafrunten richtete sie sich auf und glaubte geträumt zu haben, als der röchelnde Ton sich wiederholte und sie munter machte. Ein Druck auf den Knopf am Kopfsende des Bettes erhellte das Zimmer. Frau Wilhelmine saß aufrecht im Bette; beide Hände auf die Brust gepreßt, totenblaß:

„Doktor! . . .“ stieß sie hervor, „ . . . rasch . . .
Doktor! . . . Ich sterbe — —“

Mit einem Satz war Nora aus dem Bette und schellte nach der Jungfer. In fünf Minuten war der Portier alarmiert und ein Bote auf dem Wege nach dem nächstwohnenden Arzt.

Als dieser kam, war der Anfall eben vorüber. Bläß und erschöpft lag Frau Wilhelmine in den Kissen und berichtete mit matter, stockender Stimme, wie sie plötzlich mit einem dumpfen, schweren Angstgefühl auf der Brust erwacht sei, einen rasenden Stich in der Herzgegend verspürt habe und nicht imstande gewesen sei, nach Hilfe zu rufen.

„Hat Ihr Hausarzt Ihnen zu Ostende geraten?“ fragte der Arzt nach einer eingehenden Untersuchung.

Frau Wilhelmine verneinte. Der hatte zu Nauheim geraten, sie wollte ja auch —

„Das dachte ich mir,“ sagte der Arzt. „Bei

einem vorgeschrittenen Herzleiden — — ich würde Ihnen auch Rauheim empfehlen.“ Er schrieb ein Rezept auf, verordnete nasse Umschläge und versicherte, daß für den Augenblick kein Grund zu Besorgnissen vorliege.

„Hast Du gehört, daß er von einem „vorgeschrittenen Herzleiden“ sprach, Nora?“ rief Frau Wilhelmine aufgeregt, als der Doktor gegangen war. „Und der Quasselkopf von Sanitätsrat faselt nur etwas von einer kleinen Herzschwäche . . . O Gott, Nora, wenn ich sterben müßte! Es wäre furchtbar. In den besten Jahren und wo ich es so gut habe! Und mein armer, guter, alter Julius . . . Ach, es ist nicht auszubedenken —“

Und sie schluchzte laut und hatte es anscheinend ganz vergessen, daß sie sich immer ein schmerzloses Sterben mitten in Gesundheit, Schönheit und Wohlergehen gewünscht und daß sie um keinen Preis „alt“ werden wollte.

„Ja, Liebling, ich kann Dir nicht helfen, jetzt müssen wir nach Rauheim!“ fuhr sie weinend fort, „um Deinetwillen wäre ich ja gern noch eine Zeitlang hier geblieben. Aber wo es sich um Tod und Leben handelt, gelten keine Rücksichten —“

„Ich bitte Dich, Tante Mine. Selbstverständlich müssen wir, sobald als angängig, nach Rauheim.“

Nachdem die Kranke das verordnete Pulver eingenommen und ihren Umschlag bekommen, schlief sie ruhig bis zum nächsten Morgen, fühlte sich beim Erwachen auch wieder ganz wohl und stand auf, um persönlich das Packen der Koffer zu überwachen. Die Sorge um ihr Leben und ihre Gesundheit drängte bei der verwöhnten Frau alle anderen Interessen und Rücksichten zurück und konzentrierte ihr Denken und ihre Wünsche nur auf den einen Punkt: Gesund werden — Sich das kostbare Leben so lange als möglich erhalten.

Ende September kehrte Nora mit dem Fehnerschen Ehepaar nach Berlin zurück. Frau Wilhelmine hatte sich sehr erholt und sah blühender und frischer aus als zuvor. Die Kur war ihr gut bekommen; der Rauheimer Professor hatte ihr versichert, daß von einem organischen Fehler bei ihr keine Spur sei, und daß sie bei vernünftiger Lebensweise mit dieser kleinen Indisposition des Herzens, die, wie sein Berliner Kollege richtig konstatiert, nur eine natürliche Folge der übernormalen Fettaufnahme sei — hundert Jahre alt werden könne.

Nora wußte viel zu erzählen, war noch voll von den empfangenen Eindrücken der Reise und scheinbar in glücklichster Stimmung. Nur ein sehr auf-

merksamer Beobachter merkte ihrem lebhaften, fast aufgeregten Wesen die innere Zerfahrenheit, eine seelische Unruhe und Sensibilität an.

Die Reise hatte sie nicht an das ersehnte Ziel gebracht. Durch die überstürzte Abreise von Ostende waren die dort bereits angeknüpften Fäden scheinbar wieder zerrissen oder doch verhehelt. Der Assessor schickte einigemal einen Gruß per Ansichtskarte. Dabei blieb es.

Frau Wilhelmine vertröstete ihren Liebling auf die bevorstehende Berliner Saison, wo Nora wieder sehr oft mit Süßkirch zusammentreffen werde. „Wenn alle Stränge reißen, habe ich noch einen Trumpf in Hinterhand, der nicht versagen dürfte —“

Nora errötete heimlich, wenn sie nachdachte. Ihre verletzte Eitelkeit bäumte sich zornig gegen jede fremde Intervention auf. Aber am letzten Ende drückte die Aussicht auf die glänzende Versorgung ihre feineren Seelenregungen zu einem Knüllchen Nebenächlichkeit zusammen.

Am ersten Oktober wurde das Bureau eröffnet. Dr. Ettel hielt Wort und dirigierte der jungen Firma eine Anzahl Kunden zu, die vollauf Arbeit für den ersten Monat brachten. Da sie bei billigster Preisberechnung tadellose Abschriften lieferten, sprach sich ihre Adresse in Schriftstellerkreisen herum; schon im

zweiten Monat stellte sich die Notwendigkeit der Anschaffung einer zweiten Maschine und die Heranziehung einer dritten Kraft ein.

So einfach war es nicht, immer den Anforderungen der Kundschaft gerecht zu werden. Von den schriftstellenden Herrschaften waren manche schwer zufrieden zu stellen. Diese Herren und Damen bewerteten ihre geschriebenen Zeilen durchschnittlich wie Schnüre orientalischer Perlen, deren jede einzelne mit einer ihrer Kostbarkeit und Unersehllichkeit analogen Subtilität behandelt werden mußte. Wehe, wenn ein Wort falsch gelesen und abgeschrieben, eine Interpunction unrichtig war oder gar eine falsche Satzstellung eine Sinnverwirrung anrichtete! Da gab es ein Gewitter mit Blitz und Hagel in dem Sprechraume der Schreibstube der Mohrenstraße. Dann waren freilich auch wieder nette, lebenswürdige Leute unter dem schreibenden Volk, die gern die Gelegenheit wahrnahmen und die hübschen, anmutigen jungen Mädchen, ihre „technischen Mitarbeiterinnen“, ein Viertelstündchen im Geplauder aufhielten.

Bei Nora hatte sich in letzter Zeit ein herrschsüchtiger Zug herangebildet, der ihren Verkehr mit dem nörgelnden, nach Ausstellungen förmlich fahnden den Teil der Kundschaft sehr erschwerte. Vorwürfe und besonders unberechtigte Vorstellungen wurden von

ihr schroff und scharf zurückgewiesen. Räte konnte besser mit den „schwierigen“ Herrschaften fertig werden. Die lange eingedämmte sonnige Ursprünglichkeit ihres Wesens kam in den veränderten Verhältnissen wieder voll zum Durchbruch.

„Ich weiß selber nicht, wie es ist,“ sagte sie, „in meinen früheren Stellungen konnte ich ungerechten Tadel durchaus nicht vertragen. Solche, jeden stichhaltigen Grundes entbehrenden Vorwürfe brachten mich maßlos auf und verletzten mich aufs tiefste. Jetzt lasse ich mir alles sagen und lächle freundlich und versichere immer wieder: „Wir werden uns das nächstmal die allergrößte Mühe geben, Sie zufrieden zu stellen, gnädige Frau“ und „Sie haben gewiß Recht zur Unzufriedenheit, Herr Doktor, aber Sie dürfen überzeugt sein, es wird nächstesmal besser . . .“ dann geben sie sich bald zufrieden und mir fällt nichts darüber ein. Ich denke, das sind Geschäftsunannehmlichkeiten, und Geschäft ist Geschäft.“

Rätes sonnige Liebenswürdigkeit über sah auch die Tatsache, daß die Pflichtenverteilung ihrer Kompagnonschaft eigentlich recht ungleich war und die meiste Arbeit auf ihren Schultern lag. Nora war fast jeden Abend in Anspruch genommen; wenn sie nicht zu Fehners eingeladen war, traf sie das Ehepaar Abends irgendwo in der Stadt, ging mit ihnen

ins Theater und soupierte mit ihnen. Morgens fiel ihr dann das Aufstehen schwer, sehr oft kam sie statt um neun, erst um elf Uhr in die Schreibstube. Mit dem schweren Kopf und den abwesenden Gedanken ging ihr die Arbeit dann auch nicht von der Hand.

Kätekehrte sich nicht weiter daran; Nora war immerhin die geistige Mutter der Idee, das Bureau zu gründen; so mußte sie denn auch ein paar Vorrechte haben.

Im Laufe der Sommermonate hatte sich Käte der Langenschen Familie innig angegliedert. Jeden Sonntag hatte sie mit Frau Langen und Marianne einen Spaziergang oder Ausflug gemacht. Ihre Lieblingspartie führte sie mit der Wannseebahn nach Zehlendorf, von da zu Fuß über Onkel Toms Hütte und die Krumme Lante nach Schlachtensee. Von solchen Wanderungen zu Dritt kehrten sie alle frisch und vergnügt abends heim. Käte bewohnte jetzt ein möbliertes Zimmer in der Lutherstraße, nicht weit vom „Mozartpark“ entfernt, das Mittagessen wurde ihr und Nora von einer Speisewirtschaft ins Bureau gebracht, und die Abende verlebte sie meistens bei Langens. Sie fühlte sich so wohl dort! Die grauen Gespenster der Sorgen, die in den Ecken hockten, konnten nicht den freundlichen Geist heimatischen Behagens und harmonischen Friedens aus den schlichten

Räumen scheuchen. Räte begriff Nora nicht, die ihr Vergnügen Abend für Abend auswärts suchte.

Wollte sie vielleicht einen heimlichen Schmerz, eine seelische Enttäuschung draußen betäuben? — Räte faßte Moras fast krankhafte Vergnügungssucht nach dieser Seite auf. Ihre aus einer großen Portion Teilnahme und einer kleinen Quantität Neugierde gemischte Unsicherheit, ob Nora Verchens Braut war oder nicht, hatte eine Frage an Marianne beseitigt. Von Marianne wußte sie, daß die Verlobung aufgehoben war. In mäßigen Stunden zerbrach sie sich den Kopf, weshalb das Brautpaar sich wohl getrennt habe. Ihre Phantasie beschäftigte sich gern mit dem sympathischen Manne, dem sie in erster Linie ihre gegenwärtige unabhängige Position verdankte.

Ende November erkrankte Frau Lagen. Sie hatte sich bei einem Ausgang stark erkältet, laborierte wochenlang an Schnupfen, Husten und sonstigen Erscheinungen eines heftigen Katarrhs und mußte sich, da sie fieberte und sich sehr unwohl fühlte, endlich legen. Ein paar Tage schien die regelmäßige Bettwärme die Krankheit zu heben, als — ganz plötzlich — das Fieber wieder rapide stieg. Als nach einer schlaflosen Nacht das Thermometer morgens noch über neununddreißig Grad zeigte, konnte sich Marianne nicht mehr bei der Mutter Versicherung, daß sie solche

Erklärungen in früheren Jahren oft durchgemacht und jede Gefahr ausgeschlossen sei, beruhigen. Vormittags schickte sie das Nähmädchen zum nächsten Arzte und ließ um seinen Besuch bitten. Gegen ein Uhr schellte er.

Marianne stuzte, wie sie beim Oeffnen in dem Einlaßbegehrenden den kleinen Dichter Hans Bomfeldt erkannte.

„Doktor Schulze!“ sagte er sachlich, ohne zu verraten, ob das Erkennen gegenseitig war. „Sie haben mich rufen lassen —“

„Jawohl, Herr Doktor. Zu meiner Mutter.“

Frau Helene sah unwillig auf, als der fremde Arzt an ihr Bett trat. Nur auf Mariannes inständiges Bitten hin war sie zu bewegen, sich untersuchen zu lassen.

Marianne konstatierte heimlich, daß Doktor Schulz-Bomfeldt keine gute Figur am Krankenbette machte. Seine Bewegungen waren zu fahrig, seine Stimme hatte einen kalten, harten, gleichgiltigen Klang, der das feine Ohr einer Schwerverranken auf keinen Fall wohlthätig berühren konnte. Gleichwohl ließen sich daraus keine Schlüsse auf seine ärztliche Tüchtigkeit ziehen.

Doktor Schulze beklopfte der Kranken Brust und Rücken, horchte nach der Lunge und kam zum

Schluffe, daß es sich um einen starken Bronchialkatarrh mit Inflezenzaartigen Begleiterfcheinungen handelte.

„Ich werde der Patientin Morphinumtropfen für Schlaf und Huften verschreiben. Außerdem machen Sie ihr einen Prießnitzfchen Umschlag für die Nacht. Dann wird's schon wieder gut werden.“

Frau Helene war böse, daß Marianne ohne ihr Wissen zum Arzt gefchickt hatte.

„Und was für'n Doktor,“ fagte fie verächtlich, „bring mir nur nicht wieder das Kerlchen ans Bett. Da wird mir noch schlechter . . .“

Sie wiederholte diese vernichtende Kritik nachmittags Frau Mine gegenüber, die auf einen Sprung hereinkam, um die Mädchen zu ihres Mannes Geburtstagsfeier am übernächsten Tage einzuladen. Frau Wilhelmine war sehr bestürzt, ihre Jugendfreundin fo krank zu finden, fie blieb eine halbe Stunde bei ihr am Bett sitzen.

„Mein Gott, Lene, Du glühst ja! Ihr habt doch einen Arzt Marianne?“

„Ich will keinen,“ rief Frau Helene heifer. „Sie haben mir heute einen geholt, ein unangenehmes, schlappriges Bürschchen mit einem verschmiffenen Studentengesicht und scheußlichen Manieren . . . Ich bin ohnehin nicht für die Aerzte. Aber wenn ich,

in höchster Not, einen Arzt rufen muß, dann bin ich sehr eigen darin. Dann will ich an meinem Bett einen schönen, gesunden, wohlgebildeten Menschen sehen mit freundlichen Augen und gefälligen Manieren und einer teilnehmenden Stimme, nicht so einen —“

Frau Wilhelmine sah mit wachsender Besorgnis in das rote, heiße Gesicht der Kranken. Helene gefiel ihr gar nicht. „Was sagte er denn?“

„Was sollte er sagen! Erkältung. Weiter ist es auch nichts.“

„Na dann — das wird sich schon machen.“

Im Wohnzimmer verhandelte Frau Wilhelmine beim Weggehen noch eine Weile mit Marianne wegen der Geburtstagsfeier. Marianne lehnte für sich rund ab; ob Nora Lust hätte, wußte sie nicht, vielleicht wenn sich das Befinden der Mutter besserte, konnte sie gehen.

„Schicken Sie sie auf alle Fälle! Im Krankenzimmer nützt Ihnen der Irrwisch doch nichts. Ich komme in den nächsten Tagen mal wieder gucken. Auf Wiedersehen also und gute Besserung!“

Als Frau Wilhelmine das Haus verließ, zog ihr ein eisiger Schauer über den Rücken. Helene sah schlecht aus — sie würde doch nicht? Ach wo — wer wird immer gleich das Schlimmste voraussetzen —

Die arme Lene. Sie hatte nicht viel von ihrem Leben gehabt. Nicht viel? Gar nichts! Nichts als Kummer und Sorgen und Arbeit.

Vorn unter dem großen Randelaber des Haupteingangs zum Vorderhause blieb sie stehen, um ihre Handschuhe zuzunesteln. In demselben Augenblicke kam ein Herr, der seine eiligen Schritte plötzlich anhält und ihr geradeaus starr in das hell von der Laterne beschienene Gesicht sah. Sie wich unangenehm berührt etwas zurück und wollte weiter eilen, als sie ihren Mädchennamen von dem Unbekannten aussprechen hörte.

„Mine Kuckul?! Ja? Ist das ein Traum oder was? . . . Mine Kuckul?!“

Frau Mine blieb stehen. Wer ihren Mädchennamen kannte, konnte nur aus K. und ein alter Bekannter sein. Eine solche Begegnung machte ihr jedesmal eine riesige Freude.

„Mine Kuckul hieß ich einmal!“ erwiderte sie freundlich. „Jetzt ist mein Name Frau Fehner. Und Sie? Sind Sie aus K.“

„Sehen Sie mich 'mal ordentlich an! Sollten Sie sich meiner nicht erinnern?“ sagte der Herr.

Sie sah eine Welle sinnend in das hübsche, intelligente, von grauem Vollbart umrahmte Gesicht und schüttelte den Kopf.

„Ja, das glaube ich, daß Sie mich nicht mehr erkennen. Ist manch' Wässerlein seitdem den Berg htnabgefloffen . . . Wir haben doch so manchen Walzer zusammen abgedreht . . . Was? Erinnern Sie sich noch nicht, Frau Fehner? Ja, von dem fetzen Hermann Schulz von Anno dazumal ist nicht mehr viel übrig geblieben. Wie? Finden Sie jetzt in dem alten Knacker bekannte Büge . . .“

„Hermann Schulz . . .“ wiederholte Wilhelmine ganz geistesabwesend. Sie griff rückwärts an den Kandelaber. Ihr wurde schwach.

„Ja, ich bin Hermann Schulz. Welt, nun wissen Sie Bescheid? . . . Sie haben sich wenig verändert. Ich erkannte Sie gleich. Wohnen Sie schon lange in Berlin? Ja? Das hätte ich wissen sollen! Ist doch nichts so reizend, als von alten, schönen, leider längst verklungenen Zeiten zu plaudern.“

Wilhelmine faßte sich allmählich. Wie sie ihn fest anblickte, schien sie vor ihm zu wachsen. Ein großer Born gegen den grauen Mann stieg in ihr auf und kochte über. Ein prüfender Blick maß seine elegante Kleidung, den feinen Paletot mit Bobelkragen, den spiegelblanken Zylinder, die glatt behandschuhten Hände. Schlecht ging es ihm jedenfalls nicht. Und dahinten rangen Frau und Kinder mit versagendem Atem um ihr bißchen armes, tägliches Brot . . .

„So!“ sagte sie wütend. „Die Frage ist nur, ob ich für Sie zu sprechen gewesen wäre, Hermann Schulz. Sie! Ich dachte nicht, daß ich Ihnen jemals im Leben wieder begegnen würde, aber nun uns der Zufall — ein wunderbarer Zufall — hier zusammenführt, will ich Ihnen sagen, was ich von Ihnen denke. Ein Lump sind Sie! Ein ganz erbärmlicher Kerl! So, nun wissen Sie's.“

„Ja, an Deutlichkeit lassen Ihre Ausdrücke nichts zu wünschen übrig, schöne Frau,“ sagte Hermann Schulz halb ärgerlich, halb belustigt, „daran erkenne ich meine alte Freundin. Wenn Sie sich nun noch etwas genauer erklären wollten, wieso ich denn in Ihren Augen ein Lump bin! Wüßte nicht, daß ich mich je als Lump benommen hätte.“

„Nicht? Nun, dann denken Sie an Vene.“

„An Vene? Die hat mich auch nicht als Lump kennen gelernt, dachte ich. Unsere Trennung geschah damals auf Grund einer gütlichen Vereinbarung. Später habe ich nichts mehr von ihr gehört. War auch am besten so. Was hätten wir einander noch zu sagen gehabt! Na, und eine Unterstützung hätte ich Vene nicht gern anbieten wollen. Sie hatte einen ganz eigenartigen Charakter. Die hätte sich eher zerissen, als von mir aus gutem Willen etwas anzunehmen.“

„Möglich. Aber Sie konnten sich doch mal nach Ihren Kindern umtun und indirekt Helenes Lage etwas erleichtern. Wenn Sie nur wollten! Sie — ach, was schwatze ich überhaupt mit Ihnen! Sie gehen mich gar nichts an. Ich will mit Ihnen nichts zu tun haben!“

Sie drehte sich rasch um und ging. Hermann Schulz blieb mit langen Schritten an ihrer Seite. „Ne, Frau Fehner, nun wir die alten Geschichten einmal angeschnitten haben, wollen wir auch weiter darüber sprechen. Sie stehen also noch mit der Lene in Verbindung? Ja? Bitte, erzählen Sie mir etwas von ihr, was ist aus den Mädels geworden?“

„Wie soll es Lene gehen! Bittersauer hat sie es sich werden lassen, bis sie die Kinder groß hatte. Nun arbeiten sie halt alle drei. Ich komme eben von ihnen. Lene ist viel krank.“

„Sie wohnen hier in Berlin?“ fragte Hermann Schulz erstaunt.

„Sawohl. Seit Januar. Im Mozartpark. Helene Schneibert.“

Hermann Schulz nahm seinen Zylinder ab und strich mit der Linken über seine Stirne. „Im Mozartpark! Nun sage mir noch Einer, daß heutzutage nichts Wunderbares mehr geschieht. Wohnen meine Frau und meine Töchter seit beinahe einem Jahre

im Mozartpark und ich im Borderhanse, und weiß keiner vom anderen, und wenn ich Sie nicht zufällig heute abend erkenne, wohnen wir noch vielleicht Jahre in nächster Nachbarschaft und sterben nebeneinander weg, ohne voneinander zu ahnen. So was kann nur in der Welt passieren.“

Wilhelmine ging etwas langsamer. Neben ihrem ehrlichen Groll erwachte die Neugierde. „Ihnen scheint es gut zu gehen —“

„Na es macht sich. So so. Immer hab ich auch nicht auf Rosen gewandelt, schöne Frau. In den ersten Jahren nach unserer Scheidung ging es mir miserabel. Denken Sie, daß ich ein Jahr lang als simpler Tischlergehilfe in Eberfeld arbeiten mußte, nur um mein Leben zu fristen. Dann kam ich als Werkmeister nach Berlin und ein halbes Jahr später wurde ich Geschäftsleiter in der Bomfeldtschen Möbelfabrik. Frau Bomfeldt war damals Witwe. Ich stand von Anfang an bei meiner Prinzipalin hoch angeschrieben, ein patentierter Kerl war ich ja immer, und nach einem Jahre beglückte sie mich mit ihrer Hand . . .“

„Da haben Sie eben ein Bombenglück gehabt, Hermann Schulz.“

„Na, es hält sich. Was war denn weiter? Sie gab mir die Prokura und ich gab ihr meine Intelligenz,

meine Kraft, ich hab das Geschäft erst zur richtigen Blüte gebracht. Wichtig auf meine Kosten bin ich nie dabei gekommen. Ich bin zum Herrn geboren, zum selbständigen Disponieren, zum unumschränkten Gebieter. Na, und was war ich? Der Procurist meiner Frau. Und was bin ich jetzt? Der Kommiss meiner Stiefföhne. Ich will mich nicht beklagen. Befehl hat mir nichts. Meine Frau hatte mich anständig in ihrem Testamente bedacht, und die Jungens — meine Stiefföhne sind nicht uneben. Besonders mit dem ältesten, dem Otto, läßt sich gut auskommen. Aber wie gesagt, das Schicksal hat meine Hoffnung und meine Ideale doch nur recht unvollkommen erfüllt —“

„Sie sind von jeher ein unzufriedener Mensch gewesen, Hermann Schulz. Was soll die arme Helene denn sagen?“

„Meine einzige Herzensfreude war und ist mein Junge, der Hans,“ fuhr Schulz fort, „das ist ein Kerl! Blut von meinem Blute. Dr. med. Hans Schulz, Pseudo Hans Bomfeldt, Verfasser von „Subrosa“ . . . Kennen Sie doch, was? Ganz Berlin spricht von dem Romane . . . ach was, Berlin! Ganz Deutschland, ganz Europa! Sogar nach Südamerika sind hundert Exemplare gegangen. Das hat er nach mir, ich meine das Streben nach den höchsten

Zielen. Und der erreicht's. Der erreicht's! Der hat das Zeug. In seiner Praxis hat er zwar noch nicht viel zu tun. Macht auch nichts. Ich schreibe zu, und dann heiratet er auch nächstens eine reiche Frau, Fräulein Buch, Vater hat ein Schloß in der Grunewaldkolonie . . . Millionärin . . . na egal . . . Wenn ich an meinen Hans denke, schwillt mir ordentlich das Herz vor Stolz und Glück . . . Was meinen Sie, schöne Frau, wenn ich Vene ihren Sohn zuführte! Wenn sie ihn sähe, wenn ich ihr sage: Sieh mal, das habe ich aus unserem Jungen gemacht . . . O — die Augen würden ihr übergehen. Eigentlich müßte ich's tun. Man soll einer Mutter ihr Kind nicht vorenthalten. Und für mich wäre es ein Triumph . . . So habe ich meinen Sohn erzogen, zu einem genialen, berühmten Manne . . . Was meinen Sie? Ob ich's tu? Eigentlich haben wir doch gar nichts miteinander gehabt. Mal 'ne Meinungsverschiedenheit, 'n kleines Gerempel — na — ganz glatt ist's in meiner zweiten Ehe auch nicht immer gegangen —“

„Dieser Hans Bomfeldt ist Ihr und Helenes Sohn?“ fragte Wilhelmine. Ihre Gedanken verarbeiteten nur schwerfällig die große Neuigkeit. Ihr war ganz schwindlig im Kopf.

• „Jawohl. Solchen Sohn hätten Sie mir wohl

gar nicht zugetraut, schöne Frau, was? Also meinen Sie nicht auch, daß ich Helene mal auffuche? Ist doch weiter keine Feindschaft, keine Gehässigkeit, keine Erbitterung zwischen uns. Ich bin überzeugt, Lene ist vernünftig, wir werden uns die Hände schütteln wie zwei alte Bekannte. Ich möchte auch meine Töchter wiedersehen. Glauben Sie mir, Frau Fechner, leicht hab' ich mich damals auch nicht von den Kindern getrennt. Einmal auf einer Geschäftsreise nach Newyork hab' ich von da aus ein paar hundert Mark für die Kinder geschickt, natürlich ohne Adressenangabe. Hätte Lene gewußt, wo ich zu finden wäre, ich glaube wahrhaftig, sie hätte mir das Geld zurückgeschickt. So ist sie. Wirklich, ich geh mal hin. Muß doch mal sehen, ob sie mit den Möbeln ebenso glänzende Resultate erzielt wie ich mit dem Jungen."

„Du dummer Kerl! Du Flabbes!“ rief Wilhelmine. In ihrer zornigen Entrüstung vergaß sie ihr gegenwärtiges Milieu, vergaß sie die Jahre und die grauen Haare ihres Gegenüber, vergaß sie alles, was das Heute von dem Einst trennte. Sie sah in dem graubärtigen Mann nur den Hermann Schulz von ehemals, mit dem sie einst beim Rirneswein Brüderschaft getrunken und mit dem sie sich immer geduzt hatte. „Was Du Dir einbildest, Du Schande, Du! Deine Töchter sind liebe

prächtige Möbel, denen Dein blutarmes, verhungeltes
Züngelchen mit seinen Dichteritissbazillen im Kopp
und seinem Größenwahnkoller nicht das Wasser reicht.
Verstehste? Was Du Dir bloß einbildest mit Deinem
Jungen! Die Leute, die was von solchen Sachen
kennen, sagen, sein Roman ist gar nichts wert, und
daß er gekauft wird, kommt nur daher, weil es leider
Gottes heutzutage so viel Menschen gibt, die gerne
solche Sch— — solche Gemeinheiten lesen. Ich
hab's auch gekauft und gelesen und es an die Wand
geschmissen. Pfiu Deibel! Du bist es überhaupt
nicht wert, so liebe, reizende Töchter zu haben wie
die beiden Mädchen, Schafskopp, Du!"

Frau Wilhelmine rief mit lauter Stimme einem
Droschkentutscher, der langsam mit seiner Karrete die
Straße herabtrottete, zu.

„Sie sind gewiß noch nicht lange in Berlin,
schöne Frau!“ sagte Hermann Schulz mit höhnischer
Höflichkeit. „Ihre Formen und Ausdrücke tragen
noch sehr deutlich das Gepräge der Bäckerstraße und
des „Schifferhauses“, wo Ihre zarten Hände den
Rheinschiffern und Konsorten das Viertelchen Weizen
oder den duftenden Grog kredenzen.“

„Behrenstraße“, rief Frau Wilhelmine, den Schlag
des heranfahrenden Taxameters öffnend. „Noch eins,
Mensch! Daß Du Dich nicht unterstehst, Helene

jetzt zu überfallen! Sie ist schwer krank und könnte den Tod davon haben. Verstanden? Daß Du Dich nicht unterstehst . . .“

„Ich werde Ihren Wunsch respektieren, werthe Frau. Vielleicht haben Sie dann auch die große Güte, mir Ihre Adresse mitzutheilen.“

„Fällt mir nicht ein . . .“

„Sie sind nur auf Besuch in Berlin?“

„Das geht Dich nichts an,“ sagte Wilhelmine barsch. Schlug die Bagentür zu und ließ sich nieder.

„Mein Himmel! Was 'ne Welt! Was 'ne verrückte Welt,“ sagte sie einmal über das andere. „Ist das nun Glück oder Unglück für die Helene und die Mädchen? Hätte ich nur lieber meinen Mund gehalten. Der Lumpus! Der sollte mir kommen. Will mich ordentlich verhöhnen! Der! — der kann mir doch fünfundzwanzigmal an der Taille hängen mit- samt seinem Jungen. Ne, ne, ne, was 'ne Welt! Was 'ne Welt . . .“

Da das Befinden der Mutter in den letzten beiden Tagen unverändert geblieben war, stellte Marianne es Nora anheim, ob sie zu Fechners hinausfahren wollte oder nicht.

Nora schwankte. Frau Wilhelmine hatte ihr

morgens noch einmal extra geschrieben und sie um ihr Kommen gebeten. Süßkirch käme auch.

Süßkirch! Seit einiger Zeit fiel der Name Nora wirklich auf die Nerven. Manchmal glaubte sie ihn seines immer gleich bleibenden Verhaltens wegen zu hassen. In seinem Benehmen gegen sie war nicht die leiseste Veränderung eingetreten. Nach wie vor machte er ihr den Hof, ließ er, so bald sie allein und unbeobachtet waren, eine verhaltene Leidenschaft und Zärtlichkeit durchblicken, aber darüber hinaus kam er nicht. — Ob sie nicht lieber daheim blieb? Die Mutter war sehr schwach. Der quälende Husten und das hohe Fieber ermatteten sie sichtlich und brachten sie ganz herunter! Still und glühend lag sie in den Kissen.

Nora war unglücklich und niedergeschlagen gestimmt. Einesteils sorgte sie sich wirklich aufrichtig um die Mutter und andererseits machte die Krankenstubeulust sie selber krank. Frau Helene wollte, daß Nora zu Fehners ging.

„Ob Du hier bei mir herum sitzt oder nicht! Helfen kannst Du Marianne doch nicht. Geh' nur, Nora! Du kommst draußen auf andere Gedanken. Grüße Tante Wilhelmine und danke ihr in meinem Namen für die vielen Sachen, die sie uns geschickt hat. . . Und gratuliere auch dem guten Herrn Fehner von uns, hörst Du, Kind?“

Nora ließ sich überreden. Mit Marianne machte sie ab, daß sie, um die Mutter nicht in ihrem Schlafe zu stören, die Nacht bei Fehners blieb und erst am nächsten Morgen heimkehrte.

Tagsüber sprach die Kranke nur das Notwendigste. Erst am Abend, wenn sie ihre Morphinumtropfen bekommen hatte, wurde sie munter und wollte dann immerzu sprechen.

Auch heute. Marianne mußte sich an ihr Bett setzen und ihre Hand halten. „Weißt Du, Marianne, wir dürfen Nora nicht abhalten, nach Fehners zu gehen. Mine machte mir neulich eine Andeutung, ich glaube, sie hat eine Partie für sie in petto . . . Es wäre gut, wenn Nora bald heiratete, Marianne.“

„Wenn sie nur glücklich wird, Mama!“

„Sie muß heiraten. Bald. Mädchen wie Nora verblühen rasch. Die Chancen, eine gute Partie zu machen, werden von Jahr zu Jahr geringer. Wehe, wenn sie nicht heiraten. Aus diesen schönen, eiteln, gennußfreudigen, oberflächlichen Mädchen rekrutieren sich dann nachher jene verbitterten, ungenießbaren Geschöpfe, auf die die Bezeichnung „Alte Jungfer“ geprägt ist . . .“

Die Kranke zog Mariannens Hand an ihre heiße Wange. „Du bist anders, mein liebes Kind. Ach, was seid Ihr für zwei verschiedene Schwestern.“

Du wirst niemals eine alte Jungfer, auch wenn Du unverheiratet bleibst. Du wirst bis an die Grenze des Alters jung bleiben, und dann wirst Du Dich über Nacht in eine freundliche, mildblickende Matrone mit gültigem Lächeln und segnenden Händen verwandeln.“

„Sprich nicht so viel, Mutterchen. Versuche doch zu schlafen.“

„Ich kann nicht schlafen. Laß mich sprechen. Laß mich reden, so lange ich noch bei Euch bin. Wer weiß . . .“

„Mutterchen!“ rief Marianne in heller Angst. „Du denkst doch nicht . . . fühlst Du Dich kränker . . .“

„Nein, nein. Aber einmal gehe ich doch von Euch. Dann müßt Ihr nicht jammern. Sterben ist Menschenlos, Marianne. Die Toten sind nicht am schlechtesten daran. Mir hat immer die Mythe von Meobis und Viton so gut gefallen, diesen beiden liebevollen Söhnen, die sich selbst als Zugtiere vor den Wagen ihrer Mutter, der Priesterin Rhodippe, spannten, um sie zum Fest der Göttin zu fahren. Die Mutter hat die Götter, ihren Söhnen das Beste zu geben, was den Menschen beschieden ist. Da schliefen sie sanft im Tempel ein und erwachten nicht wieder, der Tod hat nur für die Jungen, die Glücklichen und Hoffnungsfrohen Schrecken. Wenn man ein Jahr

lang dem Staub und dem Sonnenbrand des Lebens ausgesetzt war, sehnt man sich nach dem Festerabend im Grünen, dem Kirchhofsfrieden.“

„Mama, lasse mich rasch zum Arzt laufen, mir ist so bange,“ bat Marianne.

„I wo — ich bin doch nicht kränker als vorhin. Hier bleibst Du, still geseffen . . .“

Frau Helene drückte den Kopf in die Kissen, richtete sich aber gleich wieder auf.

„Was ich immer von einer guten Partie von Nora rede, muß Dir sonderbar vorkommen. Du bist auch darin ganz das Gegenteil von Deiner Schwester.“

„Jeder muß nach seiner Fassung selig werden. Für Dich gilt die gute Partie nicht. Wenn Du einmal heiratest — nun, Du wirst dann schon selber wissen, ob es der Rechte ist oder nicht. Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser, sagt die Schrift. Eine unglückliche Ehe ist furchtbar, Marianne — — furchtbar. Ich — ich weiß, was es heißt — —“ Ihre Stimme senkte sich — „ich war unglücklich verheiratet. Nicht, daß es bei uns wüste Szenen mit Schimpfreden und Standal gegeben hätte . . . aber wir waren friedlos . . . friedlos . . . deshalb trennten wir uns . . .“

„Laß doch, Muttchen, es regt Dich auf —“

„Nein, im Gegenteil, es erleichtert mich, einmal davon zu sprechen. Dir wollte ich es schon längst einmal sagen, Marianne. Euer Vater ist nicht tot. Wir sind geschieden. Ob er lebt und wo er sich aufhält, weiß ich nicht. Ihr hattet auch noch einen Bruder, Du erinnerst Dich seiner wohl nicht mehr? — —“

„Doch, ganz dunkel, was ist mit ihm?“

„Er ist tot,“ sagte die Kranke. „Er war ein so süßer, kleiner Junge. Etwas schwächlich und klein, aber so reizend mit seinen blonden Locken und seinen blauen Augen. Und sprach so niedlich — „Mutti — ganze süßi Mutti . . . Hansi Mutti tausendmillionen Sibirien lieb“ . . . Sibirien war seine höchste Zahl . . .“

Die Kranke ließ Mariannens Hand los und strich glättend über die Bettdecke.

„Er ist klein gestorben?“

„Ich weiß nicht. Euer Vater nahm ihn mit. Sicher ist er gestorben. Er war ja so zart, ich mußte immer besonders für ihn kochen. Gewiß ist er in der fremden Pflege eingegangen. Denn wenn er lebte, würde er nach seiner Mutter gefragt haben. Als Mann konnte ihm niemand verwehren, seine Mutter und seine Schwestern aufzusuchen. Als wir hierher nach Berlin zogen, dachte ich einmal: Solltest du da

zwischen den vielen Menschen einmal deinem Sohne begegnen? O — ich hätte ihn erkannt! Unter Tausenden. Aber jetzt weiß ich, daß er tot ist. Mir träumte von ihm. Ich sah ihnen stehen und mir winken, aber zwischen uns war eine breite, tiefe, dunkle Grube — —

Frau Helene schwieg und warf sich unruhig umher.

„Lieb Muttchen, versuch' doch zu schlafen,“ bat Marianne.

„Ich kann nicht. Wenn ich Morphium genommen habe, denke ich immer so viel. Ach, so vieles geht mir durch den Sinn. Die Gedanken wachsen mir wie Blumen aus dem Kopf, ganze Sträuße könnte ich schneiden, mehr und immer mehr — —

Die Kranke seufzte. Marianne wechselte den nassen Umschlag auf ihrer Stirn; er hatte nur ein paar Minuten gelegen und war glühend heiß geworden.

Langsam schlich der Minutenzeiger an dem weißen Zifferblatt der Uhr weiter. Marianne war unsäglich bang zumute, sie bereute es tief, nicht wenigstens Kätes Anerbieten, die Nacht mit ihr zusammen zu wachen, angenommen zu haben. Sie hätte dann wenigstens zum Doktor laufen können. Jetzt konnte sie nicht fort, die Kranke durfte nicht allein bleiben.

Eine niedrige, grün beschirmte Lampe brannte auf dem Nachtschränken und schuf einen kleinen Lichtkreis. Ringsum standen die Schatten der Nacht. Und alles so still, unheimlich, gespensterhaft still. Marianne schauerte zusammen. Die Verlassenheit der Fremde wurde ihr schmerzlich bewußt. In M. war die gute Frau Dahlheim zu jeder Stunde, Tag und Nacht, hilfsbereit zur Hand gewesen. Hier in der Großstadt, wo die Bewohner eines Hauses fremd und grußlos aneinander vorübergingen, leistete keiner dem anderen nachbarliche Liebesdienste. Hier konnte jemand hilflos verenden, niemand kümmerte sich um ihn. Wer Hilfe brauchte, mußte bezahlbare Kräfte in Anspruch nehmen, freiwillige Samariter waren hier selten.

Die Kranke begann wieder zu sprechen, kam sprungartig vom Hundertsten ins Tausendste, erging sich in Vermutungen, wie sich die Zukunft ihrer Töchter einmal gestalten werde, gab Rathschläge, und erörterte dann wieder den neuen Tailleschnitt, welchen sie sich kürzlich angeeignet und die Befahfrage eines Kleides, das gerade in Arbeit war. Ihre Reden wurden immer konfuse, immer rascher und aufgeregter, bis sie sich nach Mitternacht zu wilden Fieberphantasien verwirrten.

Da hielt es Marianne nicht länger. Sie

zündete im Wohnzimmer das Gas an und rannte fort und zog atemlos keuchend nach wenigen Minuten Doktor Schulz' Nachtklingel. Ein paar qualvoll lange Minuten verstrichen, bis sich im zweiten Stocke ein Fenster öffnete und eine verschlafene Stimme hinausfragte, wer und wo.

„Der Herr Doktor möchte sofort kommen! Mozartpart, Längen,“ rief Marianne.

„Herr Doktor ist noch nicht zu Hause. Kann jeden Augenblick kommen,“ scholl es von oben zurück.

„Gut — dann sagen Sie's ihm —“. Und zurück auf Sturmflügeln.

Dahem war alles unverändert. Frau Helene ächzte, seufzte, stöhnte und stieß abgebrochene Laute und Worte hervor. Marianne setzte sich still auf ihren Platz am Bette und horchte erschüttert auf die Phantasien der Kranken.

Frau Helene kämpfte mit der Liebesmannsgasse! Kämpfte einen letzten, verzweifelten Kampf mit der grauen, schmutzigen, unruhigen Straße. Die Häuser schwankten, beugten sich, drohten einzustürzen. Sie war auf der Flucht, kam aber nicht vorwärts, denn die Staubmassen legten sich wie eine erstickende Wolke auf Augen und Atem und der Rauch heizte, daß sie nicht sehen konnte. Und sie hielt sich die Ohren zu, um den betäubenden Lärm der Straße, das

Rasseln, Pfeifen, Klingeln, Schnurren und Sausen nicht zu hören, und bahnte sich mit beiden Armen einen Weg durch die Menschenmassen. Immer bedrohlicher wackelten und schwankten die Häuser — Hilfe — Hilfe — Hilfe!! —

Durch die Stille des Mozartparks tönten Schritte. Marianne sprang auf und leuchtete dem Doktor die Treppe hinauf.

„Nanu? Schlimmer geworden?“ sagte er im Eintreten. Marianne nickte. Die Kranke schrie laut auf und wehrte heftig ab, als der Arzt ihre Hand nahm.

Marianne stand neben ihm. Ein leiser Weindunst strömte von ihm ab und verteilte sich im Zimmer. Er sah ernst aus.

„Gefahr?“ fragte sie leise.

„Ich will ihr jetzt eine Morphiuminjektion geben, damit sie ruhiger wird. Dann lassen Sie rasch die Medizin holen und besorgen sich Eis für Kopfkompresse —“ sagte er, die Frage überhörend.

„Ich bin allein, Herr Doktor! Ich kann nicht fort!“ sagte Marianne verzweifelt, indem ihr die Tränen aus den Augen stürzten.

„Ach so . . .“ er besann sich eine Weile. „Mein Diener kann es holen und Ihnen bringen. In einer halben Stunde werden Sie heides hier haben.“

Marianne gab dem Arzte in einer impulsiven Aufwallung die Hand, die er flüchtig berührte. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor, ich danke Ihnen herzlich.“

Doktor Schulz stand auf. „Nicht der Rede wert, Fräulein Langen. Ja, ja . . . Diese schenßliche Influenza! Stellen sich oft niederträchtige Komplikationen ein. Nun, ich werde morgen wieder vorsehen.“

Marianne kehrte auf ihren Platz zurück.

Das Morphium tat bereits seine Wirkung, die Delirien wurden ruhiger, die Bewegungen der Kranken waren nicht mehr so wild; der Paroxysmus des Fiebers schien gebrochen. Nach einer Weile setzten die Phantasien zwar wieder ein, aber ruhiger; freundlichere Bilder zogen anscheinend an ihr vorüber.

Marianne horchte. „Stiehst Du das Korn, Marianne?“ rief Frau Helene. „Ach — wie schön! Wenn nur die Hitze nicht wäre. Diese stechende Mittagssonne.“ — Und sie wanderte auf freiem Felde, über wogende Weizenäcker. Schwerlörrnige goldene Aehren schwannten an beiden Seiten an sie heran und über ihr spannte sich der breite, weite, klarblaue Himmelsbogen. „Die Blumen,“ stammelte sie, „pflückt doch, Nora . . . Marianne, helfst pflücken — Kornblumen und rote Mohnfadeln. Und Berchen trillern hoch oben, fast ein bißchen viel für den armen, schweren Kopf . . . Und so heiß — ach so heiß . . .“

Erst als sie die Medizin eingenommen hatte und den Eisbeutel auf den Kopf bekam, ließen die Phantasien nach. Die Hände kühlten merklich ab und die rote Hitze im Kopfe wich allmählich einer fahlen, grauen Blässe. Trotzdem kam sie nicht zum Schlafen.

„So ist es gut,“ sagte sie plötzlich ganz klar. „Schön kühl . . . Schön schattig . . . Sind wir jetzt auf dem Regentenplatz? Ach nein, hier ist es viel schöner. Das ist ein Wald. Hohe Bäume, grünes Gras. Hörst Du das Rauschen — sch — sch — sch — Das ist eine Quelle . . . Gib mir Wasser . . .“ Und dazwischen „Komm Hansi . . . gib Mutti ein Küßchen — Sag einmal: Ganze süße Mutti . . .“

Der Stundenzeiger an der Uhr schlich weiter. Wie lang war solche Nacht! Dann endlich wurde es Morgen. Bäckerjungen und Milchleute gingen über den Hof.

Die Kranke plauderte immer zu. Das waren keine wilden, wüsten Fieberreden mehr, das war ein sanftes, liebliches Träumen von schönen angenehmen Dingen. Sie war nun wieder in der Heimat, ging singend durch die Weinberge und freute sich über den Rhein und den Wald und die Blumen.

„D“ — sagte sie plötzlich ganz verklärt, richtete sich auf und breitete die Arme aus. „Alles blau —“

Marianne umfing sie, da sank ihr Kopf seitwärts an Mariannens Brust und blieb so liegen; ganz still.

„Mutter! Liebe einzige Mutter,“ sagte Marianne und strich leise über die kalte Stirn. Aber Frau Helene gab keine Antwort. Leicht und kampflös hatte sie den Steg, der Zeit und Ewigkeit trennte, überschritten. Das letzte, selige Lächeln war auf ihren Zügen haften geblieben. Nun hatte sie erreicht, was sie gewünscht: den grünen Kirchhofsfrieden. Die graue Straße blieb hinter ihr; war überwunden —

Ein kleines Gefolge von Leidtragenden umstand Frau Helenens Grab. Die beiden Schwestern und Räte, die Fehners, Oskar Lerchen und Doktor Eitel, Otto Bomfeldt, Doktor Schulz und ein älterer, grauhäutiger Herr, den weder Marianne noch Nora kannten.

In dem großen bitteren Schmerz um das Scheiden der Mutter, der hier am offenen Grab, in dem Moment des allerletzten Abschiedes erst wirklich zum Ausbruch kam, achteten die Schwestern kaum auf die drei Herren, die der letzten Equipage entstiegen, und deren Erscheinen — da sie der Verstorbenen fern gestanden hatten — ihnen sonst vielleicht befremdlich gewesen wäre.

Auch Frau Wilhelmine war tief bewegt. Sie

stand den beiden Schulz, Vater und Sohn, schräg gegenüber und sah, daß beide ihr Taschentuch gegen die Augen preßten und offenbar mit einer tiefen seelischen Erschütterung kämpften, und das versöhnte sie ein wenig mit beiden. Frau Wilhelmine begleitete die Mädchen auch vom Kirchhofe nach Hause. Sie beabsichtigte, die Schwestern mit sich zu nehmen und sie wenigstens einige Wochen bei sich zu behalten, um ihnen so über die erste schmerzliche Zeit der Trauer wegzuhelfen, aber Marianne wies das gut gemeinte Anerbieten dankend zurück.

„Wenn wir dann wieder in unser verwaistes Heim zurückkehrten, würde uns die Lücke doppelt traurig fühlbar werden,“ sagte sie. „Da ist es schon besser, wir gewöhnen uns allmählich an unseren schweren Verlust.“

Frau Wilhelmine mußte die Nichtigkeit dieser Begründung anerkennen und drang nicht weiter in sie.

Marianne hatte bereits ihren Lebensplan für sich und Nora vorgezeichnet. Sobald ihre Miete abgelassen war, wollten sie die Wohnung aufgeben und mit Käte zusammen ein paar Zimmer in der Nähe des Bureaus beziehen. Sie selber trat vom 1. Januar ab mit in das Geschäft ein.

Vorläufig lag noch ein Haufen Stoffe zum

Verarbeiten da, an denen sie mit der Schneiderin noch wochenlang zu tun hatte.

Ungefähr acht Tage nach der Beerdigung wurde Marianne eines Vormittags durch den Besuch eines elegant gekleideten, älteren Herrn überrascht, der ihr zuerst fremd schien, in dem sie aber nach einigem Besinnen den alten Herrn erkannte, den sie am Grabe der Mutter gesehen hatte.

„Meine Name ist Schulz. Hermann Schulz, Mitinhaber der Firma Bomfeldt Söhne,“ sagte er, „ich weiß nicht, liebes Fräulein, ob Ihnen der Name vielleicht aus den Erzählungen Ihrer seligen Mutter bekannt sein dürfte.“

„Der Name Schulz? O ja,“ erwiderte Marianne lächelnd, und doch eigentümlich peinlich berührt. „Unser Taufname ist Schulz. Meine Mutter hatte seit Jahren ihren Mädchennamen wieder angenommen.“

„So, das wissen Sie! Da darf ich wohl annehmen, daß Ihnen auch die — hm — die traurigen Familienverhältnisse nicht unbekannt geblieben sind. Wissen Sie, daß Ihre Eltern geschieden waren?“

Marianne nickte.

„Ich bin Euer Vater,“ sagte Hermann Schulz. „Schau mich mal an, Marianner! Ja, wahrhaftig, so und nicht anders mußtest Du Dich entwickeln. Du kannst Dich meiner freilich nicht mehr erinnern,

Du warst noch ein ganz kleines Bütchen, als ich von Euch ging, kaum drei Jahre alt. Du weißt es gewiß nicht mehr, wie oft Vater Dich auf dem Arme tanzen ließ und mit Dir Kuckuck hinter den Särgen machte. Wenn Du nicht gar zu klein damals noch gewesen wärst, könnte ich noch eine Menge Erinnerungen in Dir wachrufen. Du warst von Euch beiden Mädchen immer mein Liebling, die Mutter hing mehr an Nora. Ein kleines, dickes Kerlchen mit roten Wurstelärmchen und blonden Bäckchen warst Du. Einmal warst Du uns fortgelaufen, und wir suchten und suchten und suchten und fanden Dich nirgends und fürchteten schon, Dir wäre ein Unglück zugestoßen. Aber endlich fanden wir Dich doch — und wo? Im Magazin in einem kleinen, weißen Kinderfarge, da lagst Du drin und schließt mit roten Bäckchen wie ein kleiner Engel . . . Ja, ja . . . Wie die Zeit läuft . . .“

„Sie wußten, daß wir hier wohnten?“

„Erst seit einigen Tagen. Durch Zufall, rein durch Zufall. Ich komme eines Abends nach Haus und sehe eine Dame an der Pforte stehen. Manu, denke ich, das Gesicht mußt Du kennen, ist das nicht — natürlich — das ist Mine Kuckuck aus der Bädergasse in E. Das Gesicht fast unverändert, nur die Figur auseinandergegangen wie ein Hefenkloß — Rede sie an und stelle mich vor. Sie war

müchtig blüzig, aber ich erfuhr doch, daß Ihr hier seid und im Mozartpart wohnt. Am anderen Morgen ließ ich mir eine Liste der Bewohner vom Mozartpart vorlegen und fand Euch natürlich sofort. Da die Mutter krank war, wollte ich nicht gleich kommen — na — und am Tage darauf hörte ich zufällig von der Portiersfran, daß die Mutter in der Nacht oder früh morgens gestorben war. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, wußte mir gar nicht zu helfen und erzählte erst meinem Stiefsohne, dem Otto, die ganze Geschichte und dann dem Hans, Eurem Bruder; der war auch ganz aus dem Häuschen von der Enthüllung. Ist doch auch sonderbar, wenn man bedenkt — muß der Junge seine Mutter behandeln und weiß es nicht. Ist noch ein paar Stunden vor ihrem Ende bei ihr . . . Wenn sie es gemußt hätte! Ich meine, die Freude hätte sie ins Leben zurückgerufen — der Doktor Schulz . . . Euer Arzt . . . Kennt Ihr doch . . . auch Schriftsteller Hans Bomfeldt — das ist Euer Bruder. Ist das nicht sonderbar?“

Marianne schwieg. „Sonderbar,“ wiederholte sie nach einer Weile.

„Sprach die Mutter nie von Hans?“ forschte Schulz.

„Doch. Ihre ganze Sterbenacht war von der

Erinnerung an ihn ausgefüllt. Man hätte ihr ihn nicht nehmen dürfen. Eine Mutter sollte unter allen Umständen das Recht haben, ihre sämtlichen Kinder für sich zu beanspruchen.“

„Meinst Du? Und Vaterrechte sollen nichts gelten —“

„Weider Eltern Rechte an ihre Kinder sind heilig, so lange sie vereint sind. Aber wenn sie sich trennen, müßten die Kinder der Mutter allein verbleiben.“

„Das meinst Du, Marianne. Glaubst Du nicht, daß auch eines Vaters Herz blutet, wenn er seine Kinder aufgeben muß? Eure Mutter nahm Euch — ich Hans, das war eine ehrliche Teilung. Die Rücksicht auf Eure Mutter hielt mich ab, Euch später aufzusuchen. Nun freilich nach Jahren wäre ich doch gekommen. Und wer weiß . . . wenn wir uns wiedergesehen hätten, Helene und ich — wenn die Erinnerung an ferne, goldene Jugendtage in uns erstanden wäre — wer weiß?“ Hermann Schulz wischte sich ein paar Tränen aus den Augen. „Eure Mutter war ein liebes, sanftes, anmutiges Mädchen, als ich sie heiratete, wir hatten uns sehr gern, sehr lieb. Ist ja nicht so, als ob eins von uns etwas Unehrenhaftes getan hätte und wir uns deswegen getrennt hätten. Nein, es waren nur die kleinen

Wespenstiche des täglichen Lebens und dann die Not — die Existenzfrage, na und so weiter. Ich habe Eurer Mutter nie mit Groll gedacht.“

Marianne erwiderte nichts, nickte nur und sah geradeaus vor sich hin, während ihre Hände mit einem aufgerollten Journal spielten. Hermann Schulz fing an, breit und umständlich seine Erlebnisse während der verfloffenen zwei Jahrzehnte zu erzählen. Seine Tochter hörte aufmerksam zu, mit höflichem Interesse, aber ohne innere Anteilnahme. Als er geendet, schwiegen beide. Eine längere Pause entstand.

In dem Manne quoll warm und verlangend das Vatergefühl auf. Marianne gefiel ihm über alle Maßen. Mine Kuckuk hatte wirklich nicht übertrieben. Ein liebes, hübsches, prächtiges Mädchen! Dabei konnte er nicht eine kleine Enttäuschung verwinden. Er hatte sich diese Wiedersehensscene anders vorgestellt, viel schwungvoller, feierlicher, mit einem Wort überwältigender, mit allerlei rührseligem Beiwerk von Tränen, Umarmungen, Küssen, schönen Worten. In Wirklichkeit machte sich alles sehr nüchtern. Marianne saß aufrecht, ohne irgend welche sichtbare Bewegung vor ihm. Das Auftauchen dieses wie einer Versenkung entstiegeneu Vaters schien nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen.

„Ja, nun komme ich, um Euch für mich zu

reklamieren," sagte er fast ein wenig eingeschüchtert, „so lange Eure Mutter lebte, gehörtet Ihr ihr. Nun bin ich der Nächste zu Euch. Nun kommt Ihr zu mir. Und es ist meine Freude, daß ich Euch ein schönes Heim bieten kann. Mein Stiefsohn sucht sich eine andere Wohnung; es ist alles schon abgemacht.“

Marianne schüttelte den Kopf. „Wir haben für unsere nächste Zukunft bereits Dispositionen getroffen, die sich nicht mehr gut rückgängig machen lassen. Sie — Du bist sehr freundlich, daß Du uns ein Heim bei Dir anbietest. Ich will mit Nora reden. Aber ich glaube nicht, daß wir — Deinen Vorschlag annehmen können.“

„Wie Ihr wollt. Wie Ihr denkt," sagte Schulz etwas verblüfft, „wann kann ich Nora begrüßen?“

„Sie ist nach Sieben zu Hause . . .“

Schulz empfahl sich, merkbar getränkt. Marianne sah ihm nach, wie er durch den Mozartpark dem Vorderhanse zuschritt. Ein hübscher alter Herr mit den jugendlich elastischen Bewegungen eines Dreißigers. Das also war ihr Vater.

Marianne hegte weiter keine Abneigung gegen den Vater, fand auch keine Ursache dazu. Die Mutter hatte sich über den Grund zu der Scheidung nicht ausgesprochen, wahrscheinlich lag die Schuld auf beiden Seiten. Warum sollte sie dem Vater grollen,

der es gewiß gut mit Nora und ihr meinte, indem er ihnen eine Heimat bot?

Andererseits empfand sie auch keine besondere Sympathie für den plötzlich hereingeschnittenen Blutsverwandten. Mit dem Gedanken, mit ihm zu ziehen, konnte sie sich vorläufig nicht befreunden. Sie fand nicht einmal so etwas überwältigend Wunderbares in diesem Wiederfinden. Es war nichts Ungewöhnliches, daß das Schicksal oder der Zufall Menschen, die auseinander gekommen, nach Jahren wieder zusammenführt. Ein einfaches Spiel des Zufalls war es lediglich, daß sie zusammen in nächster Nachbarschaft wohnten, ohne es zu wissen . . .

Aber das Andere, das Seltsame . . . das stand wie eine Wand vor ihr, da kam sie nicht hindurch, nicht darüber hinweg.

Alles ist Torheit, alles, was die Menschen von der „Stimme des Blutes“, von dem Zug des Herzens, dem Instinkt der natürlichen Liebe reden und behaupten.

Nichts, nichts von alledem ist wahr. Alles ist Täuschung, Wahn, Selbstbetrug.

Unter Tausenden — hatte die Mutter geglaubt — würde sie ihren Sohn erkennen. Und er stand an ihrem Bett und berührte sie und sprach mit ihr, und sie erkannte ihn nicht, ihr einziges Gefühl war

eine bestimmte Ablehnung, eine Regung wirklicher Abneigung.

Wenn sie es gewußt hätte! Wenn jemand ihr gesagt hätte: „Das ist Dein Sohn, Dein Hans!“

Nein, es war besser so. So war sie hinübergegangen mit dem Bilde des Kleinen, zärtlichen, blondlockigen Jungen, der seine Mutti „tausend Millionen Sibirien“ lieb hatte, vor Augen.

Die Wirklichkeit ist grausam; sie enttäuscht, sie reißt uns rucklos den rosenbekränzten Fetisch eines schönen Traumes vom Hausaltar und zerstampft ihn zu einem Häufchen Trümmer, sie zeigt erbarmungslos, daß unser Gott ein selbstgemachter Götz von Holz mit bemaltem Antlitz und gemalten Augen ist. Das Schicksal hatte der Mutter diese Enttäuschung geschenkt.

Illusionen und Träume — das sind die Falter und Schmetterlinge, die sich zuweilen auch in die grauen Straßen des Lebens verirren; glücklich — wer sich ihrer ein Weilchen erfreuen darf.

Als Nora am Abend nach Hause kam, erzählte Marianne ihr von dem Besuche des Herrn Hermann Schulz, der sich als der geschiedene Gatte ihrer verstorbenen Mutter und als ihr Vater vorgestellt hatte.

Merkwürdigerweise erweckte das Ereignis auch bei Nora nur ein mäßiges Interesse.

„Bestimme Du,“ sagte sie, „mir ist alles recht, wie Du entscheidest. Du hast in solchen Dingen ein besseres Urtheil als ich.“

„Wenn Du einverstanden bist, lassen wir es vorläufig bei unseren Dispositionen bewenden. Dieser Vater ist uns einstweilen noch fremd und gleichgiltig. Was sollten wir bei ihm, was soll er mit uns! Wir wollen es ihm anheimstellen, mit uns zu verkehren, damit wir uns gegenseitig näher kennen lernen, später können wir dann immer noch tun, was uns gut dünkt. So wollen wir es machen.“

Nora war seit der Mutter Tod auffallend apathisch. Vergebens suchte Marianne, sie von ihren trüben Gedanken etwas abzulenken und sie aufzurütteln. Sie selber war, nachdem der erste, heiße Schmerz ausgetobt, innerlich ruhig geworden. Sie — die die Mutter sterben gesehen hatte — konnte nicht jammern. Die schöne, stille Sterbestunde stand leuchtend und versöhnend über der Bitternis des Scheidens und dem Dunkel des Grabes. Das verklärte, glückliche Lächeln des letzten Augenblicks, als sich die Seele frohlockend und triumphierend vom Körperlichen löste und in den ewig blauen Aether des Unendlichen tauchte, war der Toten geblieben.

Nein, es war kein Grund zum Klagen und Händeringen.

Aber Nora litt. Stundenlang schluchzte sie nachts dumpf und verzweifelt in ihr Kissen hinein. Marianne wagte nicht, sich durch eine direkte Frage über den wirklichen Grund ihres Schmerzes zu vergewissern.

Nur eine wußte das Geheimnis von Noras heimlicher Seelenqual: Frau Wilhelmine. Sie kannte es, und ihr gutes, weiches, zärtliches Herz krampfte sich in Teilnahme und Mitgefühl für ihren Liebling schmerzlich zusammen.

Andreas Süßkirch war der Geburtstagsfeier bei Fehners unter irgend einem fadenscheinigen Vorwande ferne geblieben. Unter den erschienenen Gästen aber ging ein Stanken und Flüstern, das auch zu Nora drang, bei dem sein Name wieder und wieder genannt wurde, bis eine ältere Dame es laut und deutlich aussprach, was „ganz Berlin“ sich seit kurzer Zeit erzählte, nämlich, daß Assessor Süßkirch neuerdings auffallend viel bei Konsul Milton verkehre und sich langsam, aber in nicht mißzuverstehender Absicht an die geistreiche Amerikanerin, Miß Ellen, heranpirsche.

Ach, das seien doch nur alles Vermutungen, hatte Frau Wilhelmine eingewandt, aber in Wirklichkeit deckte das immer bestimmter auftretende Gerücht sich mit ihren eigenen Beobachtungen.

In einer schlaflosen Nacht faßte sie den Entschluß, energisch die Initiative zu ergreifen und Moras Interessen zu verteidigen. Da kam Helenens Tod dazwischen, und warf ihre Pläne und Vorsätze vor der Hand über den Haufen.

Trotzdem kam ihr die Angelegenheit nicht aus dem Kopfe.

Nun waren beinahe zwei Wochen seitdem vergangen.

Frau Wilhelmine hatte einen ihrer „unruhigen“ Tage. Die innere Unrast, die sie an solchen Tagen von einem Zimmer in das andere trieb, die unerklärliche, ursachlose Angst, die sie bedrückte, waren Erscheinungen und Kriterien ihres körperlichen Zustandes und entsprangen, wie der Arzt sagte, eben einer kleinen „Indisposition des Herzens“. Gewöhnlich ließ sie an solchen Tagen anspannen und fuhr in die Stadt, machte Einkäufe und Besuche und lenkte ihre Gedanken dadurch von sich ab. Heute war das Wetter zu schlecht. Es schneite und stürmte. Sie hatte auch keine Lust zum Ausfahren und um zwischen Menschen zu gehen. Eine leise Müdigkeit und Abspannung machten sich ihr fühlbar. Still sitzen mochte sie auch nicht. Planlos lief sie durch die Zimmer, verweilte ein paar Minuten am Fenster, am Kamin, plauderte mit dem King-Charles-Hündchen

und begann ihre Wanderung von neuem. Und dachte und dachte . . . Und sann und sann, wie sie Nora helfen konnte . . . Plötzlich setzte sie sich an ihren Schreibtisch, holte einen parfümierten Bogen Stüttenpapier hervor und schrieb:

„Mein lieber Julius!

Ich wäre lieber persönlich gekommen, aber es geht nicht bei dem Sauwetter, und mir ist auch nicht extra zumute. Aber ich habe keine Ruhe, es muß etwas geschehen. Nämlich es handelt sich um Nora. Du weißt selber, wie Süßkirch ihr unter unseren Augen die Kur geschnitten hat, und in Ostende hat er sie geküßt, und jetzt scheint es, möchte er sie links liegen lassen und die gelehrte Amerikanerin bei Miltons heiraten. Julius, das ist eine Gemeinheit ohnegleichen, das dürfen wir nicht dulden. In unserem Hause hat sich die Geschichte eingefädelt, wir sind für das Glück des Kindes haftbar. Wenn Nora unsere Tochter wäre oder sonst der Gesellschaft angehörte, hätte Süßkirch es nicht so auf die Spitze getrieben, aber in seiner Frechheit denkt er, das Kind ist vogelfrei und er kann machen, was er will. Du, ich meine, das wollen wir ihm doch verfallen. Das Kind meiner Jugendfreundin steht meinem Herzen so nahe, als wäre es mein eigenes, und das soll ihm nicht so

hingehen. Gestern abend sprachen wir davon, daß Du nächstens Deinen Posten als juristischer Beirat bei der Bank niederlegen wirst; da Du doch im Aufsichtsrat verbleibst und Deine Stimme bei der Wahl eines Nachfolgers ziemlich ausschlaggebend ist, liegt es bei Dir, ob Süßkirch die Stelle kriegt oder nicht. Damit fangen wir an. Noch heute mußt Du zu ihm gehen und ihm begreiflich machen, daß er die Stelle nur mit Nora kriegt, nicht ohne. Ich denke, das wird schon was ausmachen. Eine Frau mit etwa sechzigtausend Mark jährlich — das ist keine Partie von gestern, er soll sich wohl besinnen, ehe er die ausschlägt. Wenn er aber trotzdem nicht will, dann sag' ihm nur gehörig Deine Meinung, sag' ihm, daß er 'n ganz gemeiner Kerl ist und uns nicht mehr über die Schwelle kommt. Ja, hörst Du? Und geh' gleich hin, deshalb schreibe ich Dir expreß, denn ich habe eine große Sorge und Unruhe in mir und meine, es könnte jede Stunde zu spät sein. Wenn er sich erst mal der Amerikanerin erklärt hat, ist nichts mehr zu wollen; keine Stunde ist zu verlieren. Ich hoffe, Du bringst zu Tisch gute Nachrichten Deiner Dich liebenden Mine.“

Die Schreiberei war eine ungewohnte Arbeit für Frau Wilhelmine. Sie stöhnte ordentlich und

hatte Krampf in den Fingern, als sie die Feder hinwarf und den Brief verschloß. Dann klingelte sie und befahl dem Diener, gleich mit dem Briefe zur Stadt zu fahren und ihn in der Behrenstraße in der Bank bei ihrem Manne abzugeben.

„Das war mal was geschafft!“ murmelte sie und sprang auf. Noch war der eigentümliche Druck nicht von ihr gewichen. Ihre Atemzüge klangen im Gehör wie Seufzer.

Um sich Luft zu schaffen, ging sie in ihr Ankleidezimmer, warf die einengende Taille und das Korsett ab und ließ sich von der Jungfer ein weites Morgenkleid überwerfen. Darauf trank sie langsam ein Glas Wasser und kehrte in ihr Boudoir zurück.

Eine Weile schaute sie zum Fenster hinaus in den eingeschneiten Garten. Die weiße Winterwelt gefiel ihr nicht; sie liebte frische, freudige, lebendige Farben.

„Die Welt sieht im Schnee wie eine riesige Totenkammer aus,“ dachte sie, „wohin man sieht, weiße, wallende Laten. Was nicht verschneet ist, hebt sich fargschwarz von dem blendenden Hintergrunde ab . . .“

Und sie wandte sich um und streckte sich auf die Chaiselongue nieder, schob das Kissen unter den Kopf und zog die Decke über sich und schloß die Augen.

Sie mußte an Helene denken. Die arme, arme Vene! Wofür hatte sie nun gelebt! „Wie gut hab ich es dagegen von jeher gehabt —“ Immer Sonnenschein, immer Freude! Alle hundert Schritte eine Feststation. Das heißt, wenn man es recht bedachte, ganz tabellos war ja das Leben überhaupt nicht. Wespenstiche und Pfützenwasser giebt's auf allen Wegen. Nun wieder der Neger mit dem Affeffor. Und die Sorge mit der Herzgeschichte . . .

Frau Mine duselte ein! Wie liefen die Jahre! Eigentlich war's noch gar nicht lange her, seitdem sie und Vene jung waren. Im Geiste sah sie Vene noch in ihrem blaßblauen Sonntagsjalonekkleide vor sich die Rheinchauffee hinablaufen. Die war immer wie ein Vogel zu Fuß und flatterte immer eine Strecke voraus . . .

„Komm — komm! Hol mich — folg mir . . .
hach mich . . .“

Julius Fehner war eben im Begriff, in die Weinstube zu gehen, in der er seit Jahren täglich ein kleines Gabelfrühstück einzunehmen pflegte, als ihm der Bote seiner Frau den Brief überbrachte. Er dachte nichts weiter, als daß Mine ihm irgend eine Kommission übertragen wollte, schob den Brief in die Rocktasche und las ihn erst nach dem Früh-

stüdt. Ein heiteres Lächeln erhellte sein gutmütiges Gesicht. Das war so ganz die impulsive, warmblütige Art seiner Mine, ihre naïv-resolute Weise, die Dinge anzupacken und durchzusetzen. Welche Idee! Dem Assessor vor die Füße zu springen, die Hände hinter dem Rücken: Winke, winke, welche Hand, welche ist die beste Hand? Die rechte: Nora und der Bankposten, die linke: leer. Nun wähle! Friß, Vogel, oder stirb! Mine, Mine, was denkst Du! Das wäre ja ein moralischer Expressionsversuch. Nein, Winchen, schlag' Dir die ehestifterschen Pläne aus dem Sinn und laß jeden in seinem Bette liegen, wie er es sich selber ausschüttelt. Freilich, das ist richtig: der Assessor hat mit seiner Kurzschnederei etwas über die Schuur gehauen, aber der kollette Nader, das Morachen, machte es ihm leicht . . . Und geküßt hat er sie in Ostende? Nun, warum denn nicht? Hätten andere auch getan. Wenn sie sich küßten läßt — Es geht nicht, Mine, es geht wirklich nicht. Von dergleichen läßt man die Hände besser weg. Jeder ist seines Glückes Schmied. Nur nicht Vorsehung spielen wollen!

Bevor Fehner gegen halb fünf nach Hause fuhr, kaufte er in einem Blumenladen einen Strauß langstieliger Rosen für seine Frau. Er freute sich jedesmal aufs Nachhausekommen. Es war so unsagbar ge-

müßlich in dem hellen, warmen Speisezimmer, am gedeckten Tisch neben seiner schönen, eleganten Mine mit ihrem behaglichen, lebenswürdigen Geplauder. Sie waren nun bald dreiundzwanzig Jahre verheiratet und waren noch immer glücklich wie in den Flitterwochen.

Gewöhnlich sah Mine schon von ihrem Boudoirfenster aus ihren Mann ankommen und begrüßte ihn im Vestibül, besonders wenn sie ihm etwas Wichtiges zu sagen hatte oder eine Neuigkeit erwartete. Deshalb wunderte es ihn einigermaßen, daß sie ihm heute nicht entgegenkam.

Nachdem er Pelz, Hut und Gummischuhe abgelegt hatte, begab er sich direkt ins Speisezimmer. Der Tisch stand schon gedeckt, aber Mine war nirgends zu sehen.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er die Jungfer, die etwas hineinbrachte.

Das Mädchen knixte. „Der gnädigen Frau war nicht recht wohl. Sie hat sich im Boudoir auf die Chaiselongue gelegt und ist eingeschlafen.“

„Schon lange?“

„Ja, gegen zwei Uhr legte sie sich nieder.“

„Gut, ich werde sie wecken.“

Dr. Fechner ging leise, auf den Zehenspitzen in das Zimmer seiner Frau. Da war es schon finster,

nur ein dünner, wässriger Streifen Schneelicht fiel durch das breite Doppelfenster in den Erker.

Erst als die elektrischen Birnen der Krone aufstammten, erkannte man die einzelnen Gegenstände im Zimmer. Nichtig, Mine schlief. Sie hatte das Gesicht der Wand zugedreht; unter dem Eisbärfell, das sie über sich gebreitet hatte, fiel die lange, fahlrothe Sammet schleppe ihres Morgenkleides in majestätischem Faltenwurfe auf den wassergrünen, seerosenbestreuten Smyrnateppich.

„Minchen,“ flüsterte Fehner und tippte ihr mit einer Fingerspitze auf die Stirne. Die fühlte sich kalt an. Mine erwachte nicht.

„Mine,“ sagte Fehner und erfaßte ihre Hand, die eiskalt und schwer wie Holz in der seinen blieb. Die Schlafende rührte sich nicht.

„Mine,“ rief er gedüngstigt und schüttelte sie, „Mine, bestimme Dich doch, Kind — wach doch auf!“

Sie blieb starr und stumm.

„Mine, Mine!“ gellte es in verzweifelttem Aufschrei durch das Haus, daß die Dienerschaft zusammenlief, um gleich danach in allen Richtungen der Windrose nach einem Arzt zu rennen. In zehn Minuten war einer zur Stelle.

Er konnte keine Hilfe mehr bringen, sondern nur den bereits vor zwei Stunden eingetretenen Tod-

durch Herzschlag konstatieren. Fehner wollte es nicht glauben. Das weiße, schöne, von der Totenstarre nicht in seiner Anmut beeinträchtigte Gesicht in seine Hände nehmend, drückte er laut schluchzend Kuß auf Kuß auf die geschlossenen Augen und die blassen Lippen.

„Mine, Mine, Mine — sieh mich an! Wach' doch auf! Sag' nur ein Wort —“

Aber Mine erwachte nicht mehr. Sie war gegangen, wie sie immer gewünscht: mitten in Gesundheit, Schönheit und Wohlergehen, ohne Schmerzen, ohne vorangegangene Krankheit . . .

„Das Ende eines Sonntagskinds,“ sagte der Sanitätsrat, Fehners Hausarzt, der abends noch hinauskam. „Fassen Sie sich, Herr Doktor! Nur wenigen ist ein so schönes Ende beschieden, sie ist buchstäblich in den Tod hineingeschlafen.“

Fehner hörte nicht. Ein verzweiflungsvoller Jammer schüttelte und stieß ihn. Bis zum Morgen grauen hielt er die Totenwache.

Er hatte seine Frau immer geliebt, aber nun wußte er erst, was sie ihm gewesen war. Sein ganzes Leben hatte sie ausgefüllt — von dem Augenblicke an, wo die bildschöne, junge Gastwirts Wittve zum erstenmal in seine Kanzlei getreten war, bis zu dieser Stunde!

Man hatte ihm seine Heirat damals übel vermerkt, und die „Gesellschaft“ der kleinen Stadt hatte ihn und Mine Jahr und Tag boykottiert. Was galt es ihnen! Die „Frau aus dem Volke“ machte ihren Mann glücklich, der frühlingfrische, herbwürzige Erdgeruch ihrer naturwüchsigigen Eigenart bezauberte ihn, der Mangel an höherer Bildung störte ihn nicht; er sah in allem, was sie tat und sagte, das lautere Sonnengold ihrer Herzensgüte, das immer wieder hervorbrach —

Und Dr. Fechner hielt während der langen, traurigen Nacht seiner Frau die schönste Leichenpredigt, die ein Mensch dem anderen halten kann, indem er schluchzend immer wieder die gleichen Worte wiederholte: „Mine, gute Mine! Meine gute, gute, gute Mine . . .“

Einige Tage nach Frau Wilhelminens Beerdigung fiel Fechner beim Durchblättern seiner Brieftasche wieder der letzte Brief seiner Frau in die Hände und wie er den Bogen entfaltete und die unbeholfenen Schriftzüge, die ebenso gut von einem zwölfjährigen Kinde als von einer Erwachsenen hingemalt sein konnten, ihm entgegenblickten, gingen ihm wieder die Augen über vor innerer Bewegung und Rührung. Diesen Brief hatte sie unmittelbar vor ihrem Tode geschrieben; ihre darin ausgesprochene Bitte war ihr

letzter Wunsch, ihre letzte Sorge gewesen, dieses Schreiben war gewissermaßen ein Testament, ein letzter Wille und zugleich ein heiliges Vermächtnis. Und von dieser Seite aus gesehen, erschien ihm der Inhalt in wesentlich veränderter Beleuchtung und Mines Anfinnen, in Nora's Interesse die Initiative zu ergreifen, durchaus nicht mehr naiv und unmöglich.

Sie hatte die Tochter ihrer Jugendfreundin, der sie nun so rasch auf den dunklen Pfad in die Ewigkeit nachgefolgt war, innig geliebt und sich um ihre Zukunft gesorgt. Diese Sorge hatte sie ihm wie ein heiliges Vermächtnis übertragen — hinterlassen. Nun wohl! Er wollte in ihrem Sinne handeln und Nora und Süßkirch womöglich zusammenführen.

Fechner konnte sich gar nicht in seinen Verlust finden. Mine fehlte ihm auf Schritt und Tritt. Er fürchtete sich jetzt eben so sehr vor dem Nachhausekommen, wie er sich früher gefreut hatte. Stundenlang saß er, die Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände gestützt, und hing seinen traurigen Gedanken nach.

Eines Nachmittags machte er sich, nach einer vorherigen telephonischen Anfrage, ob Süßkirch zu Hause sei, auf den Weg, um den Assessor zu besuchen. Andreas Süßkirch bewohnte ein elegantes Garçonquartier in der Potsdamerstraße.

„Ich komme in einer besonderen Angelegenheit zu Ihnen,“ sagte Fehner gleich bei der Begrüßung. Kam dann aber einstweilen nicht auf den Zweck seines Besuches zurück.

In dem kleinen, sportmäßig ausgestatteten Rauchzimmer des Assessors saßen sie einander in zwei bequemen, weichgepolsterten Sesseln aus Hirschschäufeln gegenüber und sprachen über allerhand Tagesvorkommnisse, über eine interessante Streitfrage, die in juristischen Kreisen Aufsehen erregte, und gerieten schließlich auf die Erörterungen politischer Fragen.

Süßkirch hatte zur Erhöhung der Gemüthlichkeit die Fenstervorhänge schließen und das Gas anzünden lassen.

Plötzlich stockte das Gespräch. Fehner wurde sichtlich zerstreut und gab gedankenlos Antwort.

Er war sich wohl des Peinlichen, Heiklen seiner Mission bewußt und suchte nach einer passenden Einleitung.

„Ich komme in einer besonderen Angelegenheit,“ sagte er noch einmal und räusperte sich ein wenig.

„Ich brauche keine lange Vorrede zu machen. Nur vorausschicken möchte ich, daß der letzte Wunsch meiner lieben verstorbenen Frau mich mit dieser Sache betraut . . .“

Andreas Süßkirch machte eine kleine fragende Verneigung.

„Sie lernten in unserem Hause eine junge Dame kennen, Herr Assessor — die Tochter einer Jugendfreundin meiner Frau . . .“

„Fräulein Nora Langen,“ ergänzte der Assessor.

„Wichtig, Fräulein Nora Langen.“ Fechners Stimme gewann an Festigkeit, nun er den ersten Schritt in dieser heiklen Angelegenheit getan hatte, wurde ihm das Weitergehen leichter. „Sie machten der jungen Dame in einer Weise den Hof und näherten sich ihr derart auffällig, daß wir und mit uns wohl jeder Zeuge Ihrer Bemühungen um Fräulein Nora zu dem Schlusse kommen mußten, daß Sie sich mit ernstern Absichten trugen.“

Der Assessor zuckte die Achseln. „Die Gesellschaft ist leicht mit Mutmaßungen bei der Hand. Man ist neuerdings wieder daran, mich zu verloben. Ich bin schon mindestens ein dutzendmal von meinen guten Freundinnen verlobt erklärt worden.“

„Von unbegründeter Klatscherei kann aber in diesem Falle keine Rede sein, Herr Assessor. Ich möchte eine Gewissensfrage an Sie richten und erwarte von Ihrer Ehrenhaftigkeit, daß Sie dieselbe offen und aufrichtig beantworten. Wenn Sie eine Schwester hätten und dieser Schwester sich jemand in derselben auffallenden Weise nähern wollte wie Sie Fräulein Nora, um dann eines Tages abzuschwenken und sie

dem Gespött und der Klatscherei der Gesellschaft anzusehen — was würden Sie in diesem Falle beginnen?“

Andreas Süßkirch schwieg. Die Hände über dem Magen gefaltet, blickte er, bequem zurückgelehnt nachdenklich zur Decke empor.

„Ich will Ihnen sagen, was Sie tun würden,“ sagte Julius Fehner mit Nachdruck. „Sie würden mit der Waffe in der Hand Genugthuung von dem Betreffenden verlangen; und dasselbe würde jeder Vater, jeder Bruder in dem gleichen Falle tun. Fräulein Nora hat aber keinen natürlichen Verteidiger ihrer Ehre, denn sie ist Waise; sie ist ferner jung, schön, liebenswürdig und gebildet, aber sie ist arm und darauf angewiesen, sich selbst in ehrlichem Daseinskampfe zu erhalten. Es gibt Männer und besonders junge törichte Leute, in deren verblendeten Augen kein anderes Prädicat die letzterwähnte Tatsache aufzuwiegen imstande ist — zu der Sorte gehören Sie nicht, Herr Assessor.“

Der Assessor sagte noch immer nichts, auch nicht, als Fehner, eine Entgegnung erwartend abermals eine Pause machte. Seine rechte Hand drehte mechanisch den Brillantring an dem kleinen Finger der Linken und seine Blicke richteten sich langsam von der Decke auf die Spitzen seiner glänzend schwarzen, glatt sitzenden Chevreaukstiefel.

Fechner seufzte. „Wenn meine Frau noch lebte, würde auch ihr Drängen mich wahrscheinlich nicht zu einer Einmischung in diese delikate Angelegenheit veranlaßt haben. In Herzenssachen sollte der Dritte stets neutral bleiben. Aber meine Frau wünschte es sehr, daß ich in dieser Sache mit Ihnen Rücksprache nähme; noch in ihrer Todesstunde regte sie der Gedanke, daß ihr Liebling der Gesellschaft gegenüber durch Sie kompromittiert war, furchtbar auf. In ihrer letzten Stunde — als ihr gewissenmaßen schon der Tod auf den Lippen saß — trieb die Sorge um Nora sie an, mir zu schreiben und mir den Brief durch einen Boten überbringen zu lassen . . . Sie wissen, Assessor, meine Frau war ein Kind des Volkes. An einer schweren Bürde von angelernter Weisheit und gebiegenen Kenntnissen hatte sie nicht zu tragen. Und doch besaß sie mehr wirklichen Herzenstakt als die meisten unserer Damen, die in hohen Töchterschulen und Brüsseler und Schweizer Pensionaten auf moderne Bildung geeicht sind. Sie besaß auch das prachtvolle, frische, unbestechliche, nie versagende Feinempfinden für Recht und Unrecht, das man — seltsam genug — in seiner unverfälschten, urwüchsigsten Reinheit fast nur in den niederen bürgerlichen Lebenssphären findet oder doch nur bei solchen, die, wenn sie auch äußerlich in eine

höhere gesellschaftliche Sphäre hineingewachsen sind, mit ihrem Denken und Fühlen doch im Volke blieben. Eben dies gesunde Rechtsgefühl häuete sich in ihr dagegen an, daß an das Kind ihrer Jugendfreundin ein anderer Maßstab gelegt werden sollte als an andere junge Damen der Gesellschaft. Ich möchte Sie den Brief meiner Wilhelmine lesen lassen. Ihre letzten Zeilen! Sie kannten ja meine Frau, wie sie immer war! Ein Vertuschen und Ausschmücken ihrer Meinung mit allerlei Formentram und schönen Worten gab's bei ihr nicht. Sie sprudelte alles, was sie dachte, in manchmal recht drastischen und berben Ausdrücken über . . . So wie Sie meine Frau kannten, werden ihre Zeilen Sie nicht verletzen . . .“

Fechner entnahm seiner Briefftasche den zusammengefalteten Bogen. „Eins möchte ich indessen vorher klarstellen, obgleich ich weiß, daß es absolut nicht maßgebend für Ihre Entscheidung ist. Ich lege zum ersten April meinen Posten an der Bank nieder. Sie habe ich zu meinem Nachfolger bestimmt. Sie werden den Posten erhalten. Ob mit oder ohne Nora. So — bitte —“

Er wandte sich ab. Die Erinnerung an die Tote brachte ihn wieder um seine mühsam behauptete Fassung. Während er anscheinend aufmerksam die

Zeichnungen und Aquarelle an den Wänden, Pferde, Hunde und schöne Frauen darstellend betrachtete, flimmerte es ihm vor den Augen, saß wieder ein Schluchzen in seiner Kehle, das hervorzubrechen drohte. Als er sich nach einigen Minuten wieder auf seinen Platz im Geweihsessel niederließ, gab Affessor Süßkirch ihm den Brief zurück. Fehner wollte es scheinen, als ob die rötlich braune, gesunde Gesichtsfarbe des Affessors um einen Ton abgeblaßt war; aber vielleicht irrte er sich. Das Licht täuscht.

„Ich gebe zu, daß durch das Zusammenfallen verschiedener Zufälligkeiten Ihre Frau Gemahlin berechtigt war, meinem Verhalten Fräulein Nora gegenüber eine Deutung zu geben, die für mich und meine Gesinnung allerdings wenig schmeichelhaft ist. Aber Ihre Frau Gemahlin irrte, Herr Doktor.“

Andreas Süßkirch hielt inne, als erwarte er einen Einwurf, aber diesmal reagierte Fehner nicht.

„Gewiß, Fräulein Noras Schönheit und Anmut machten von vornherein einen ungewöhnlich nachhaltigen Eindruck auf mich. Wenn die spontanen Rundgebungen meiner Verwunderung für sie bemerkt wurden und man von ihnen allerhand Schlüsse auf meine „Absichten“ zu ziehen beliebte, trifft mich allerdings die Verantwortung. Uebrigens denke ich garnicht daran, mich dieser Verantwortung zu entziehen . . .“

Der Assessor lächelte — liebenswürdig ironisch.

„Ihre Frau Gemahlin war etwas voreilig in ihrer Urteilsfällung. Daß ich zu ihrem Geburtstage nicht erschienen und auch vordem einigemal einer Begegnung mit Fräulein Langen auswich, begründet sich damit, daß nach meiner eigenen Empfindung mein Verkehr mit der jungen Dame auf einem Punkte angelangt war, der eine Entscheidung nach einer Seite hin notwendig machte. Nun — für einen eingefleischten Garçon wie mich ist die Frage „heiraten“ oder „nicht heiraten“ kein Ding, das sich übers Knie brechen läßt. Ich habe eigentlich immer mit dem Gedanken, Junggeselle zu bleiben, geliebäugelt; und ich muß auch heute gestehen, daß kein weibliches Wesen, und wäre sie auch mit allen Reizen Aphroditens ausgestattet und würde sie die Quintessenz aller Tugenden in sich vereinen, als ein vollwertiges Aequivalent für meine Freiheit erscheint. Sie haben indessen recht: es gibt Tatsachen, die schwerer wiegen als persönliche Ansichten und Wünsche. Wenn ich bis jetzt zögerte und zu keinem festen Entschlusse gelangen konnte, in diesem Augenblicke habe ich mich entschieden. Wenn ich voraussehen darf, mit von Fräulein Nora keinen Korb zu holen, hoffe ich, Ihnen schon morgen oder übermorgen die Tatsache meiner Verlobung mitteilen zu können —“

„Das habe ich von Ihnen erwartet. Es war alles nur ein Mißverständnis,“ sagte Fechner. Die unerwartet rasche Bellegung seiner Mission machte ihn wirklich ein wenig verlegen. Momentan war es ihm, als habe er Süßkirch eine schwere persönliche Kränkung zugefügt, als er ihn in Gedanken einer unkorrekten Handlungsweise beschuldigte.

„Hinsichtlich des Bankpostens . . .“

„Aber, Assessor! Das nehmen Sie doch nicht ernst,“ rief Fechner. „Ich mußte herzlich lachen, als ich das Epistelchen las . . . Sie kannten doch meine Frau. Ihre ureigene Art: impulsiv und explosiv . . .“

„Hinsichtlich des Bankpostens möchte ich Sie beinahe bitten, Ihre Absichten fallen zu lassen. Ich bin vermögend genug, um mir — auch ohnedem — eine Neigungsheirat gestatten zu können.“

„Ja, ja, weiß ich. Nun, wir werden sehen . . .“ Fechner streckte dem Assessor die Hand entgegen. „Uebrigens haben Sie nicht schlecht gewählt —“

Andreas Süßkirch erwiderte den Händedruck und schob seinem Besucher das Kästchen mit Zigarren näher. Als die Herren sich bedient und ihre Zigarren angezündet hatten, setzten sie ihre vorhin unterbrochene Unterhaltung über Kolonialpolitik fort.

Fechner war von einer unbestimmten, aber

drückenden Sorge erlöst . . . Er glaubte das zufriedene Lachen seiner Mine neben sich zu hören.

Niemand konnte die Wendung der Dinge mehr überraschen als Nora selber. Sie hatte durch diese Episode bereits einen dicken Strich und über ihre Hoffnungen und Erwartungen ein großes Kreuz gemacht. Als sie den Brief des Assessors mit seinem Antrage erhielt, erhob sich ein zwiespältiges Empfinden in ihr, und sie wußte selber nicht, welches Gefühl stärker war, Triumph über das endlich erreichte Ziel oder Aerger über die lange Verzögerung dieses Antrages. Sehr lange Zeit hatte Andreas Süßkirch gebraucht, mit sich und seinen Entschlüssen ins Reine zu kommen.

Das Schreiben trug den Stempel seines Wesens. Es schwebte wie ein satirisches Lächeln über den Zeilen, in denen er anfragte, ob sie das große Opfer bringen wolle, das Schicksal seines lächerlichen Namens mit ihm zu teilen . . .“

Nora schloß die Augen, und sekundenlang zog das Panorama einer goldenen Spätnachmittagsstunde im Frühherbste an ihr vorüber, als sie mit Oskar Verchen nach Schluß der Redaktion einen Spaziergang am Rhein entlang machte. Das rote Sonnenlicht schwebte wie ein rubinrother Hauch auf dem

grauen Stromwasser, überschimmerte rosig die rauchgeschwärzten Mauern und Schornsteine der Stadt und umgankelte die schmutzigen Lastkähne, die leuchtenden Dampfer und die kleinen Segelboote auf dem Rhein mit schmeichlerischen Goldlichtern. Und sie gingen weiter den Hafen entlang, durch die Kastanienallee am Fuße der Stadt, die hinaus auf das Feld, die weite von träumerischem Sonnengold überflutete Ebene führte, sie gingen weiter und weiter, bis die Stadt wie eine dunkle Masse hinter ihnen blieb und nur ein dumpfes, mattes Brausen aus dem Häusermeer hinüber in den Frieden des Abends und die Einsamkeit des Feldes drang. So fern waren sie der Welt und den Menschen in ihrem jungen Glück . . . Sie sahen und hörten nichts als einander und die Worte der Liebe, die von Lippe zu Lippe flogen und sich warm und zärtlich von Seele zu Seele schlangen . . . Sekundenlang flammte die Erinnerung an jene Stunde in Nora auf, nur sekundenlang —

Ihre Hand glitt über die Augen und wischte den Traum weg. Ein trüber, grauer Wintermorgen blickte ins Zimmer.

Träume sind Schäume . . . Der Werttag ist das Leben und umgekehrt —

Sie reichte über den Frühstückstisch Marianne den Brief. Die las ihn und gab ihn zurück.

„Nun Nora?“

„Ich nehme an, natürlich. Was denkst Du? Andreas Säßkirch ist eine brillante Partie. Bon Hause aus reich und jedenfalls Onkel Fehners Nachfolger in der Bank, wenn der mal abgeht. Es ist so gut, wie in der Lotterie das große Los gewonnen. Ich wäre dumm über dumm, wenn ich Nein sagte.“

„Liebst Du ihn, Nora?“

Nora zog verächtlich die Mundwinkel herab. „Lieben, lieben — weißt Du, Marianne, das ist ganz veraltet. Die Liebe existiert nur noch in sentimentalen, unmodernen Romanen. Das wirkliche Leben hat alle diese Gefühlspopen längst vom Repertoire gestrichen. Ist auch nur eine unnötige Komplizierung der Verhältnisse. Tante Mine erzählte mir einmal, daß sie ihren Mann auch nicht liebte als sie ihn heiratete. Aber dann gewann sie ihn sozusagen von Tag zu Tag lieber, und wenn er — anstatt die Erbschaft zu machen — seine Praxis verloren hätte und arm geworden wäre, würde sie doch treu mit ihm ausgeharrt haben, weil sie — ihn eben lieben gelernt hatte. Es war eine geradezu ideale Ehe.“

Marianne spielte gedankenvoll mit dem Kaffeelöffelchen. Ja, Mine Ruckul nahm aber auch nicht den Ballast eines Treubruches mit hinüber in die Ehe, und der Zufall fügte es, daß zwei Menschen

zusammenkamen, deren Charaktere zueinander paßten, zwei gute, harmlose Menschen, die einander gegenseitig ohne Nebenabsichten das Beste gaben, das sie zu geben hatten. Sie sprach ihre Gedanken indessen nicht aus. Der Mutter Ansicht, daß zu Noras Wohlergehen eben „eine gute Partie“ unerlässlich sei, war vielleicht die richtige —

„Gott gebe Dir Glück, Nora.“

„Ich bin sehr glücklich,“ sagte Nora. — Abends schrieb sie in einem koketten Briefchen Süßkirch ihre zusagende Antwort.

Hermann Schulz besuchte seine Töchter täglich. Sie waren einander bald nicht mehr fremd. Der Charakter des einfachen, intelligenten und gutmütigen, aber auch maßlos eitlen und von der Ueberzeugung seines Wertes durchdrungenen Menschen gab dem Beobachter keine Rätsel auf und bot dem Psychologen keine Komplikationen und interessanten Winkelzüge, die des Studiums wert waren. Wer sich ein wenig Mühe gab, konnte ihn in ein paar Stunden durch und durch kennen lernen.

Die bis zur Schwäche und Albernheit gesteigerte Liebe zu seinem Sohne beherrschte bis dahin sein Leben, nun fielen von seinem Herzenstücke auch einige Brosamen für die wiedergefundenen reizenden Töchter ab. Er hoffte bestimmt, daß Marianne sich ent-

schließen werde, nach Noras Hochzeit zu ihm zu ziehen.

Julius Fechner richtete die gleiche Bitte an Marianne.

Er beabsichtigte, die Grunewaldbvilla zu verkaufen. Das Haus war ihm verleidet. Immer glaubte er noch die Stimme seiner Frau, das Klatschen ihrer Kleider zu hören. Mit dem feinen, süßen Parfüm, das ihre Kleider ausströmten und das die Polstermöbel aufgefogen hatten, schien ein Teil ihrer Seele in den Räumen, die sie bewohnte, zurückgeblieben. Aber sie war nicht mehr da. Wie ein Schatten lag das eisige, düstere Schweigen in den Zimmern, in denen einst ihr helles, fröhliches Lachen ertönte.

Fechner kam schon gar nicht mehr nach Hause; er speiste und übernachtete in der Stadt und fuhr nur hin und wieder mal hinaus, um in der Villa nach dem Nechten zu sehen.

Sobald die Villa verkauft war, wollte er ein neues Grundstück in einem anderen Vororte erwerben.

Dem Manne graute vor der Einsamkeit der kommenden Jahre, vor der Hausdamenwirtschaft, vor dem fremden Gesicht, das ihm fortan am Tische gegenüber sitzen würde. In seiner Angst vor der Zukunft erinnerte er sich Mariannens. Das sanfte, ernste, freundliche Mädchen hatte in ihm immer mehr Sympathie erweckt als Nora. Wenn sie sich ent-

schließen konnte, seine Einsamkeit als seine Pflegetochter mit ihm zu teilen, hatte der Gedanke an die heranrückenden Jahre nicht mehr etwas so Unerträgliches. Mariannes abschlägige Antwort auf seine Bitte bereitete ihm eine große Enttäuschung.

Marianne hielt an ihrem Vorsatz, nach Moras Verheiratung mit Käte zusammen einen kleinen selbstständigen Haushalt zu führen, fest. Käte freute sich, endlich einmal wieder ein eigenes Heim zu bekommen, und das Geschäft rentierte sich so gut, daß dies unter bescheidenen Verhältnissen ganz gut durchführbar war.

Hermann Schulz ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seinen Töchtern Aufmerksamkeiten zu erweisen. Sonntags holte er die jungen Mädchen regelmäßig ab, um mit ihnen irgendwie in einem Restaurant zu speisen und abends ein Theater zu besuchen. Oftmals schloß sein Stiefsohn Otto Bomsfeldt sich ihm an. Hans ließ sich weniger blicken. Er fand den wiedergewonnenen Schwestern gegenüber nicht den rechten Ton, war auch sonst stark beansprucht. Zu Weihnachten wurde seine Verlobung mit Jenny Buch veröffentlicht.

Moras Hochzeit fand in der Mitte des Januars statt. Hermann Schulz hatte es sich nicht nehmen lassen, seiner Tochter die Hochzeit auszurichten, die

sich der tiefen Familientrauer wegen allerdings auf eine stille Feier im engsten Kreise beschränkte. Von des Bräutigams Seite waren nur sein Vater und dessen Schwester mit zwei erwachsenen Töchtern anwesend. Julius Fechner hatte sich entschuldigt.

Nach der Trauung wurde in einem Weinrestaurant der Friedrichstadt ein Diner eingenommen. Um 7 Uhr brach das Brautpaar auf, um zur Bahn zu fahren. Es machte eine Hochzeitsreise nach Südfrankreich.

Marianne half der Neuvermählten beim Umkleiden. Im letzten Augenblicke des Abschieds brach Koras Selbstbeherrschung jäh zusammen. Laut schluchzend umklammerte sie Mariannens Hals und konnte nicht fertig werden mit Abschiednehmen, bis ihr Mann an die Thür klopfte und zur Eile anspornte. Der Wagen wartete, es war die höchste Zeit, zur Bahn zu fahren.

Als Marianne in den Speisesaal zurückkehrte, hatte sich die Tischgesellschaft aufgelöst und in die Ecken und Nischen des Raumes verteilt. Hermann Schulz, sein Sohn Hans, Bomfeldt und der Oberregierungsrat plauderten bei Kaffee und Zigarren, Räte unterhielt sich mit den beiden jungen Münchnerinnen, und die Schwester des Oberregierungsrats nickte ein wenig.

Marianne trat an ein Fenster und sah auf die hellerleuchtete Straße und die geschäftig hin und her eilenden Menschen hinab. Sie war so tief ergriffen von dem Abschied, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, jetzt eine gleichgültige Unterhaltung zu führen. Ein schmerzliches Mitleid mit Nora drängte ihr Tränen in die Augen.

„Arme Nora! Auch Dein Leben wird eine graue Straße — trotz Glanz und Schimmer! Aber Du wolltest es. So ziehe denn hin und lerne erkennen!“

Ein Geräusch neben ihr ließ Marianne umblicken. Otto Vomfeldt stand hinter ihr.

„Werden Sie jetzt Vaters Wunsch erfüllen und zu ihm übersiedeln?“ fragte er.

„Doch nicht, Herr Vomfeldt. Ich bleibe mit unserer Freundin, Fräulein von Finsterberg, zusammen. Vater wird mich nicht vermissen. Er ist jahrelang ohne uns fertig geworden und wird es ferner werden.“

„Er sehnt sich aber danach, Sie bei sich und um sich zu haben. Weil ich weiß, wie ernst es ihm mit seiner Bitte ist, werfe ich mich zu seinem Fürsprecher auf. Ihre Abneigung mag sich in erster Linie doch aus dem Bodensatz bitterer Gefühle ergeben! Lassen Sie das grollende Gedank an ver-

gangene Geschehnisse, Fräulein Marianne! Unsere vornehmste Menschenpflicht besteht zuletzt doch im Verstehen und Verzeihen und im Lieben . . .“

„Ich grolle gar nicht,“ sagte Marianne ruhig, „wie läme ich dazu? Ich weiß nicht, weshalb meine Eltern sich trennten. Der Alltag brachte sie auseinander, sagen sie. Ich verstehe das nicht, ich meine, die gemeinsamen Sorgen und der gemeinsame Kampf mit den Bitternissen des Alltags sollten zwei Menschen, die zu einander gehören, eher fester zusammenketten als trennen. Wie sollte ich mir ein Urteil anmaßen über Vorgänge und Konflikte, die sich meiner Kenntnis entziehen? Zudem wußte ich nicht, daß mein Vater sich in dieser Angelegenheit unkorrekt benommen hätte. Ich rechne es — im Gegenteile — seinem Hartgefühl hoch an, daß er den Weg meiner armen Mutter nicht wieder kreuzte, und ich will gern annehmen, daß es ein Opfer von ihm war, wenn er sich von Nora und mir fern hielt. Ich bin nicht bitter, aber meine Augen sind dunkel, ich sehe alle Dinge wie durch einen Schleier. Ich bin nicht gut, Herr Bomfeldt,“ setzte sie lächelnd hinzu, „ich kann nicht lachen —“

„Weil Sie immer im Schatten gingen —“ sagte der Mann weich.

Marianne nickte. Und plötzlich begann sie von



ihrem und von der Mutter Leben zu sprechen. Von der Liedemannsgasse, die eng mit dem Schicksal der Mutter verknüpft war, die mit ihrem Rauche und Dunst und in ihrer Häßlichkeit noch in die Sterbestunde der Mutter hineindunkelte . . .

„Seitdem muß ich immer daran denken. Und ich glaube, daß jedes Menschen Leben, ob arm oder reich, hoch oder niedrig, solche graue Straße und solch ein Hasten und Rennen im Straßenstaube ist, daß wir alle mit einander im Sonnenbrande oder in über Winterkälte unsere Straße entlang ziehen mit dem Ausblicke und dem Sehnen nach dem grünen, freien Plage eines vollkommenen Glückes! Es mag sich ja jeder einen anderen Begriff vom Glück machen, aber es ist doch so, wir sind alle eins in dem Bestreben, uns ein Glück zu schaffen, bildlich den grünen Platz zu erreichen, wo es sich unter Baumschatten, bei Brunnengeriesel und Blütenduft gut sein läßt. Und so viel wir uns plagen, wir kommen, so lange wir leben, doch nie ans Ziel, die Straße zieht sich immer weiter in die Länge und hält uns fest zwischen ihren Mauern und in ihrem Dunstkreise, bis wir — wie auch meine arme, gute Mutter — in unserer Sterbestunde erkennen, daß das große, stille Feierabendglück, dem unbewußt unser Sehnen galt, jenseits des Stroms und der Straße liegt. — Meine arme Mutter

starb so schön! — Ihre Todesstunde war die glücklichste Stunde ihres Lebens . . .“

„Ja, gewiß, jedes Menschenleben ist eine graue StraÙe,“ sagte Bomfeldt ernst, „aber es brauchen nicht eben lauter Tiedemannsgassen zu sein. Die grauen StraÙen, durch die sich schattige Alleen ziehen und in denen man nichts von Staub und Schmutz und Lärm spürt, sind nicht selten. Die Menschen täuschen sich über die HäÙlichkeit ihrer StraÙe gern so viel als möglich hinweg, indem sie sich Blumen auf ihre Balkone und Fenster stellen, indem sie sich über die Schwalben und Spazier freuen, die ebenso leichtbeschwingt und frohgemut ihre Kreise um graue, verwitterte Giebel und schmutzige Dächer wie um Baldwipfel und über freies Feld ziehen. Die Sonne, die den Staub der StraÙe in lichte Goldkörner verwandelt, ist ein Beispiel, daß man mit fröhlichem Willen, mit etwas Illusion und Optimismus auch den grauen, nüchternen Dingen des Alltags ein freundliches, schimmerndes Mäntelchen umhängen kann und sie dann gleichsam in einer versöhnenden, verklärenden Beleuchtung sieht. Ich meine, die LebensstraÙe ist nur grau und öde für einen innerlich vereinsamten und deshalb unglücklichen Menschen. Wenn aber zwei Menschen Seite an Seite den Kampf mit dieser StraÙe aufnehmen, wenn sie, fest verbunden, Hand in Hand die StraÙe

durchwandern, wenn sie einander gegenseitig die Blumen der Liebe am Fenster ziehen und pflegen, sollte es ihnen nicht gelingen, die Widerwärtigkeiten der Straße zu überwinden, sie lächelnd zu tragen, weil sie doch so klein, so gering sind in Anbetracht des Glückes, das das Gehen und Kämpfen zu zweien gewährt — —? Glauben Sie nicht, Fräulein Marianne —?“

Sie sah auf, gerade hinein in seine leuchtenden blauen Augen.

Eine heiße Blutwelle lief über ihre Wangen. In seinen Augen stand eine innige, verbende Frage . . .

„Ich wünsche mir seit Jahren ein solches Glück zu zweien,“ sagte er langsam, „ich hätte längst geheiratet, wenn ich die Rechte gefunden hätte. Daß ich sie nicht fand, war mir eigentlich selber befremdlich. Ich machte nicht einmal große Ansprüche. Die Frau, die ich mir immer ersehnte, brauchte weder schön noch reich zu sein, sie brauchte nicht mit einem Wust von außerlesener Bildung zu glänzen, ja selbst auf die landesüblichen, hochgepriesenen Hausfrauentugenden würde ich gegebenenfalls gern verzichten, es ist nicht so unbedingt erforderlich, daß sie perfekt kocht und jede häusliche Arbeit aus dem Grunde versteht, obgleich Tüchtigkeit im Hauswesen auch keine zu verachtende Eigenschaft ist. Das ist alles Nebensache.

Aber — sie muß ein guter, treuer Kamerad sein. Ich muß die Ueberzeugung haben: die ist Dir innerlich verwandt. Die würde fest und gerade neben Dir ausharren, auch wenn Gewittertage kämen, wenn alles ringsum schwankte und wankte, die wird — komme, was da wolle! — mit Dir stehen und fallen — — Ja, Fräulein Marianne, und diese Ueberzeugung dämmerte mir zum allererstenmale an dem Abende, wo ich Sie kennen lernte, diese Ueberzeugung ist seither immer fester, immer unumstößlicher in mir geworden. Sie, Sie ganz allein wären die Rechte für mich . . . Wollen Sie, Marianne? Wollen Sie versuchen, an meiner Hand Ihre Lebensstraße fortan weiter zu gehen? Wollen Sie mein treuer Kamerad und zugleich mein geliebtes Weib werden?“

Marianne sah still vor sich nieder.

Sie hatte sich auch immer zu Bomfeldt hingezogen gefühlt, aber doch nie daran gedacht, daß ihre Sympathien für ihn sich zu einer tieferen Neigung kristallisieren könnten.

Werkwürdig! Eine große Freude war plötzlich in ihr . . .

Noch vor Minuten hatte ihr nichts ferner gelegen als der Gedanke, Bomfeldt könnte sie plötzlich mit einer Werbung überraschen.

Und nun, als es geschah, als sie sich ohne jede

Vorbereitung vor die Entscheidung einer Lebensfrage gestellt sah, kam ihr diese Frage gar nicht mehr überraschend vor.

Sie konnte nicht erwägen, nicht denken —

Ein heißes, überströmendes Glücksempfinden verschlang alle Gedanken, alle Einwendungen der Vernunft, die ein ruhiges, eingehendes Ueberlegen einer so wichtigen Entscheidung forderten.

Alle Regungen ihrer Seele klangen zusammen und verschmolzen in einem einzigen Akkord, der in ein jubelndes „Ja“ aufging.

„Ja, was kann ich Ihnen denn sein, ich kann ja nicht lachen —“ sagte sie, aber ihre Augen, die aufstrahlend in die seinen leuchteten, gaben ihm Antwort auf seine Frage.

„Das werde ich Dich lehren. Das sollst Du bei mir lernen, mein armes Lieb. Du wirst es können, wen Du erst in der Sonne bist . . . wenn Du plötzlich gewahr wirst, daß sich über Nacht der graue Alltag in einen Sonntag verwandelte . . .“

Zweimal lenzte es seitdem.

Frau Nora Süßkirch machte nach monatelangem Stubenarrest, den ihr die Folgen des Wochenbettes brachten, ihre erste Ausfahrt mit ihrem Kinde.

Noch etwas matt in ihren Bewegungen, stieg

sie, gefolgt von der Spreewälder Anne, die den spitzenumhüllten Stammhalter trug, die breite Treppe zur Vornfeldtschen Wohnung empor.

Sie trug nun auch eine Pariser Toilette aus demselben eleganten Atelier in der Wilhelmstraße, aus dem Frau Wilhelmine Fechner ehemals ihre Kleider bezog. Das Klanschen ihrer seidenen Jupons begleitete jeden ihrer Schritte mit einer leisen, melodischen Musik, und an endlos langer mattgoldener Kette hing ein langstieliges, brillantenbesetztes Vorgegnon herab. Ihre Toilette entsprach auf alle Fälle den höchsten Anforderungen der Eleganz, aber ihr Gesichtchen war schmal und spitz geworden, und um ihre Augen lagen breite, schwarze Ringe.

Nachdem das kleine, spitzenvermummte Weltwunder oben von Schwester und Schwager und Großvater Schulz genügend bewundert war, zogen die beiden jungen Frauen sich in Mariannens Zimmer zurück, wohin das Mädchen eine Erfrischung für Nora brachte. Nora klagte der Schwester, daß sie sich immer noch nicht recht erholen könnte. Sie hoffte sehnlichst, daß das frohe Ereignis keine Wiederholung finden möchte. Sie hatte viel auszuhalten. „Und man wird so häßlich davon —“

Marianne tröstete sie: Das werde sich schon wieder machen . . .

„Hoffentlich! Uebrigens hat Andreas sich sehr anständig benommen. Heute morgen schenkte er mir zur Feier meiner ersten Ausfahrt das schöne Armband mit den Saphiren — Du weißt doch, es lag bei Schröder im Fenster — das ich immer so bewunderte. Auch während der Krankheit war er sehr besorgt um mich. Das muß ich ihm nachrühmen. Wenn's auch sonst manchmal auf und ab mit uns geht.“

„Die beste Ehe erfordert eine Summe gegenseitiger Duldsamkeit und gegenseitigen Nachgebens, Nora. Ihr müßt Euch erst ineinander einleben. Darüber vergehen manchmal Jahre . . .“

Nora seufzte. „Und bei Euch —“

„Ja bei uns ist nun das Dulden ganz auf Seiten meines Mannes,“ sagte Marianne lachend, „er hat seine liebe Not mit mir . . .“

„Dein Mann geht wenigstens nicht so oft fort wie der meine. Wir sehen uns oft tagelang nur beim Mittagessen . . . Was habt Ihr heute vor?“

„Wir gehen mit Bekannten in den Grunewald.“

„Heute, am Sonntag?“ rief Nora. „Unter dem Volk —“

„Ei, wir gehören auch mit zum deutschen Volk —“

„Na, aber Sonntags, wo Schneider und Schuster draußen auf der Walze sind —“

„Zum Schneider und Schuster passen wir Tischlerleute ganz gut. Gott segne das Handwerk . . .“

„Ich weiß garnicht, wie Du immer bist, Marianne,“ sagte Nora kopfschüttelnd. „Dein Mann ist doch kein Tischler, sondern ein reicher Fabrikant. Du bist überhaupt ganz verändert gegen früher. Früher warst Du immer so ernst und still, und nun findest Du immer alles lächerlich. Was ist das nur?“

„Das ist das Glück,“ sagte Marianne schlicht.

Eine halbe Stunde, nachdem Frau Nora die Wohnung ihres Schwagers verlassen hatte, zog Dr. Lerchen die Klingel der Vorkaaltür.

Bomfeldts hatten ihn zum Mittagessen eingeladen. Nachmittags zogen sie zusammen aus in den Brunewald.

Käte von Finsterberg, die noch immer ihr Schreibmaschinenbureau in der Mohrenstraße hatte, wohnte seit Mariannens Heirat bei Bomfeldts.

Die kleine Gesellschaft trank in Paulsborn Kaffee und ging dann weiter in den weniger belebten Teil des Waldes hinein.

Lerchen und Käte wanderten voraus, in kurzer Entfernung folgte das Bomfeldtsche Ehepaar. Vater Schulz gondelte zwischen beiden Paaren hin und her, indem er sich bald diesem, bald jenem anschloß.

„Verchen wird uns wahrscheinlich bald verlassen,“ sagte Bomfeldt. „Er bewirbt sich um eine Redakteurstelle in Köln, die ihm so gut wie sicher ist. Es zieht ihn in seine Heimat, nach dem Rhein, außerdem soll die Stelle bedeutend besser dotiert sein —“

„Schade,“ sagte Marianne, und zögernd setzte sie hinzu: „Ich hatte eigentlich gehofft, daß er Käte Liebgewinnen werde. Sie paßt so gut zu ihm. Aber es scheint, als ob er die Enttäuschung nie ganz verwindet . . .“

Otto Bomfeldt lächelte. „Beruhige Dich, Frauen. Ueber Nacht geschehen manchmal Wunder. Soviel wie meine Augen sehen, wird sich Deine Hoffnung doch noch erfüllen. Ob er die große Enttäuschung jemals ganz verwindet, ist wohl die Frage, aber er wird sie überwinden. Auf Gräbern blühen auch noch Rosen. Wer wollte es uns Menschen verdenken, daß jedermann seine Straße schmückt, so viel und so gut es er vermag. Ich glaube nicht, daß Verchen Berlin verläßt, ohne unser Rätchen mitzunehmen . . .“

„Sie werden glücklich zusammen werden,“ sagte Marianne sinnend.

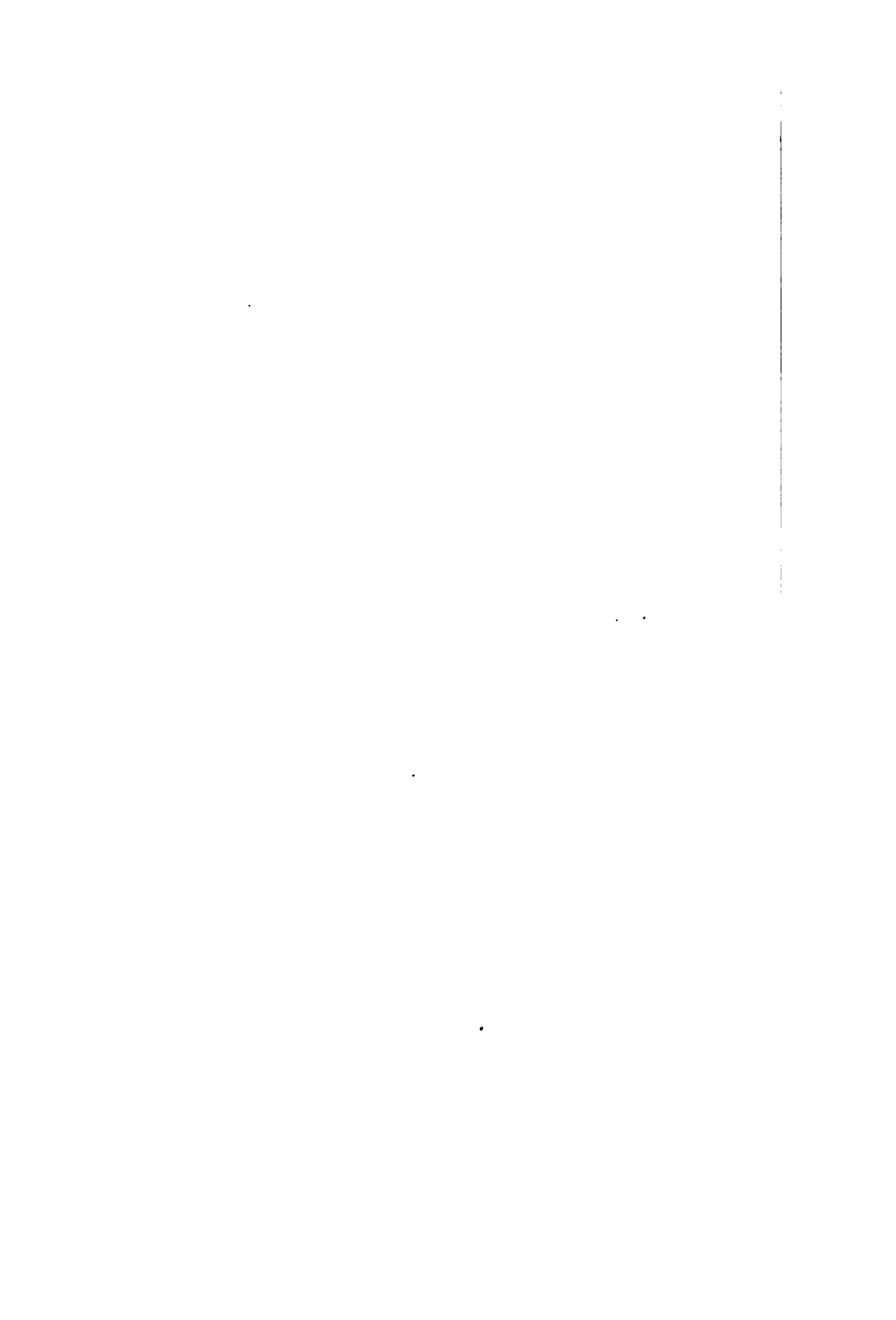
„Wie wir,“ ergänzte Bomfeldt. „Bist Du denn glücklich geworden?“

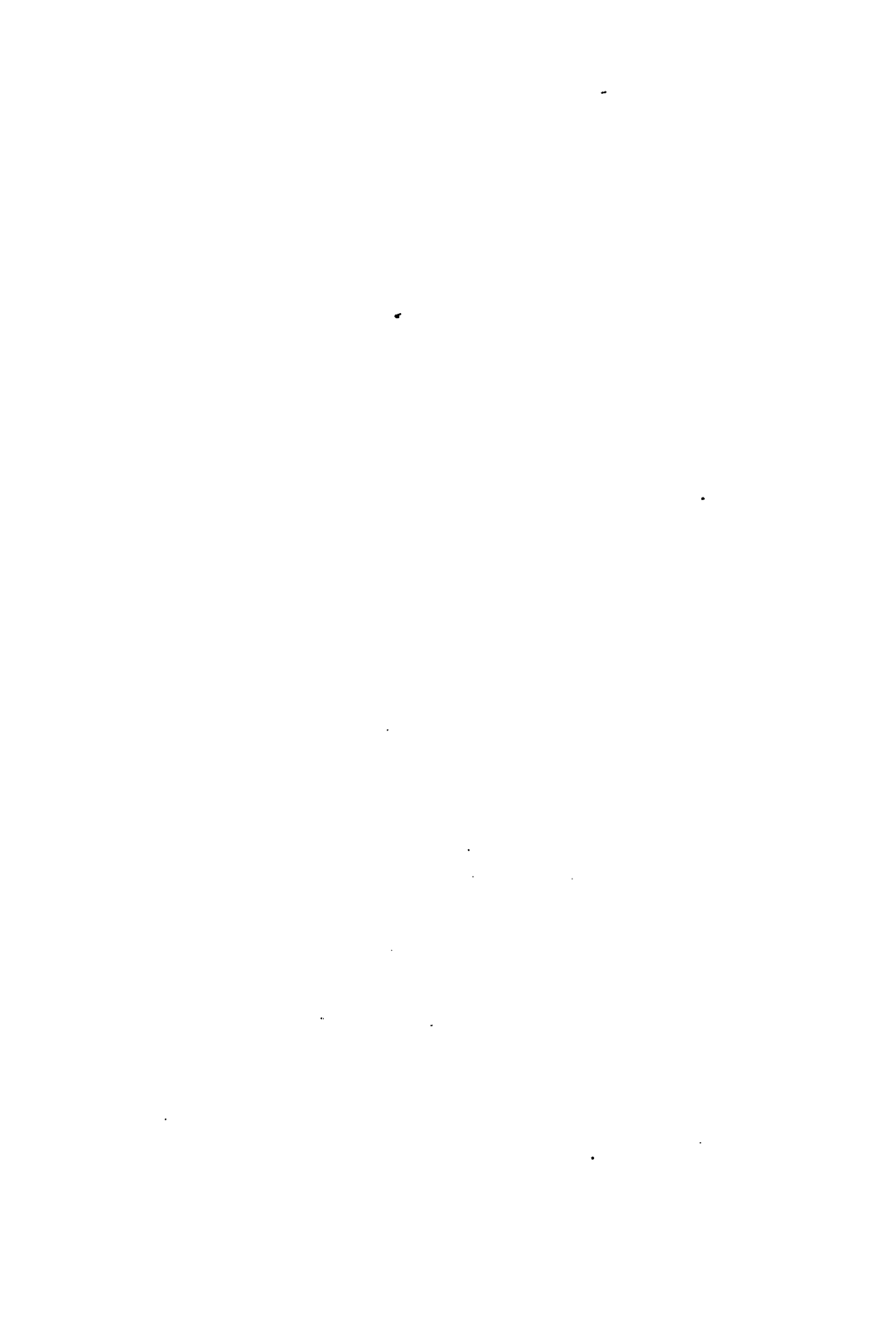
Statt der Antwort küßte Marianne ihren Mann

auf den Mund. Er aber nahm ihren Kopf und bog ihn zurück und sah ihr tief in die Augen, aus deren klaren Tiefen das schöne, sonnige, heilige Lachen des Glückes leuchtete.

— E n d e . —

B
LL





1000 1000 1000

